

EVELYN DAWID · KARIN HEITZMANN

WIRKUNG DER
WIENER MINDESTSICHERUNG
AUF BEZIEHER*INNEN

ENDBERICHT

ECONOMICS OF INEQUALITY (INEQ),
WIRTSCHAFTSUNIVERSITÄT WIEN

Auftraggeberin

Stadt Wien – Soziales, Sozial- und Gesundheitsrecht
Thomas-Klestil-Platz 8
1030 Wien

Psychoanalytische Beratung: Ruth Kronsteiner

Copyright © 2022 Evelyn Dawid · Karin Heitzmann

ECONOMICS OF INEQUALITY (INEQ),
WIRTSCHAFTSUNIVERSITÄT WIEN

WU.AC.AT/INEQ

Alle Rechte vorbehalten: Jede Verwertung (auch auszugsweise) ist ohne schriftliche Zustimmung der Auftraggeberin und/oder der Autorinnen unzulässig. Dies gilt insbesondere für jede Art der Vervielfältigung, der Übersetzung sowie für die Verbreitung und Einspeicherung in elektronische Medien wie z.B. dem Internet.

Wien, Mai 2022

Inhalt

Einleitung.....	1
Methodischer Zugang.....	4
Wege in die Wiener Mindestsicherung – und ein Stück darüber hinaus.....	6
Weg 1 – auf der Suche nach Versorgung und Bindung: stille und laute Systemsprenger*innen.....	7
Weg 2 – Befreiungsschlag in die Armut: Opfer von Gewaltbeziehungen.....	24
Weg 3 – Auftrag Bildung: Fluchtkinder.....	41
Weg 4 – gekränkt, krank und ausgebrannt: Downsized.....	62
Weg 5 – zu viel der Lebenskunst: Hasardeur*innen.....	76
Eine Forschungslücke, die bleibt – schutzbedürftig und vielfältig: Geflüchtete.....	101
Ein langes Fazit – und noch mehr.....	115
Was die fünf Wege in die WMS verbindet.....	116
Was in der WMS festhält.....	120
Angegriffene Gesundheit: das komplexe Zusammenspiel von Körper und Psyche.....	122
Schwache Position am Arbeitsmarkt: hunderte Bewerbungen, eine Handvoll Antworten.....	123
Kommunikationsprobleme und Konflikte mit Behörden: spannungsreicher Alltag.....	124
Unzureichende AMS-Angebote: keine fachliche Qualifizierung, erratische Jobangebote.....	126
Kostspielige Kinderbetreuung: private Kindergärten für Arbeitsuchende als einzige Option....	127
Defizite im WMS-System: systemimmanente Demotivation.....	128
Arbeitsmarkt: prekäre Jobs und konservative Tendenzen.....	130
Was aus der WMS herausführen kann.....	130
Die Wirkung der WMS.....	139
Finanzielle und soziale Absicherung bei eng geschnalltem Gürtel.....	139
Erhalt der eigenen (geheizten) Wohnung: Hilfe in besonderen Lebenslagen.....	147
Unabhängigkeit mit Einschränkungen.....	147
Keine österreichische Staatsbürgerschaft möglich.....	148
Zum Abschluss noch einige ausgewählte Handlungsempfehlungen.....	148
Psychische Gesundheit als Voraussetzung für eine nachhaltige Armutsbekämpfung.....	150
Gelingende Kommunikation als Voraussetzung für eine gelingende Hilfestellung.....	151

Abbildungen

Abbildung 1: Weg 1 in die WMS – stille und laute Systemsprenger*innen.....	8
Abbildung 2: Weg 2 in die WMS – Opfer von Gewaltbeziehungen	25
Abbildung 3: Weg 3 in die WMS – Fluchtkinder.....	42
Abbildung 4: Weg 4 in die WMS – Downsized	63
Abbildung 5: Weg 5 in die WMS – Hasardeur*innen.....	77

Einleitung

Es sind Reagenzgläser in einem Labor oder Knöpfe an einer Maschine, die uns mitunter in den Sinn kommen, wenn wir den Begriff „Wirkung“ lesen. Schütten wir die richtigen Flüssigkeiten in einem Reagenzglas zusammen, kommt es zu einer unmittelbaren Reaktion: Es steigt zum Beispiel beißender Dampf auf. Wenn wir den richtigen Knopf drücken, dann wird die Maschine zu laufen beginnen: In einer heute eher veralteten Vorstellung werden Zahnräder ineinander greifen, wie in Charlie Chaplins „Modern Times“. Doch Menschen sind weder chemische Flüssigkeiten noch Zahnräder, und finanzielle Sozialleistungen entfalten nicht Wirkungen, wie wir sie aus der Chemie oder der Mechanik kennen, auch wenn wir uns das wünschen mögen. Das Ziel unserer Forschungsarbeit ist es aber trotzdem die Wirkung einer Sozialleistung auf jene Menschen zu untersuchen, denen sie zugutekommt: die **Wirkung der Wiener Mindestsicherung auf die Bezieherinnen und Bezieher**.

Wir wollen hier nicht darauf eingehen, was „den Menschen“ ausmacht, darüber lässt sich bei klugen Köpfen nachlesen, sondern belassen es bei der lapidaren Feststellung: Der Mensch ist komplex. Wir haben versucht, diese Komplexität zu berücksichtigen, indem wir einen ganzheitlichen Forschungsansatz gewählt haben und die gesamte Lebensgeschichte von Menschen, die in Wien Mindestsicherung (WMS) empfangen, in den Blick genommen haben. Die WMS ist nicht irgendeine Sozialleistung, die man einmal im Leben eine Weile bezieht, wie zB die Familienbeihilfe, sondern sie ist das letzte soziale Netz, das die Stadt Wien aufspannt, um Menschen aufzufangen, die keine anderen finanziellen Quellen haben oder anzapfen können. Sie ist also definitionsgemäß eine subsidiäre Leistung. Daraus folgt aber auch, dass die Bezieher*innen¹ einen spezifischen Weg hinter sich gebracht haben, der sie – im Gegensatz zur großen Mehrheit der in Wien Wohnenden – in Abhängigkeit von eben diesem letzten sozialen Netz gebracht hat. Diese Wege wollten wir empirisch fundiert ermitteln, indem wir nach den Lebensgeschichten gefragt haben. Gleichzeitig liefern uns die Lebensgeschichten aber auch Informationen darüber, was die Menschen in der WMS hält und was ihnen hilft, wieder aus dem Bezug herauszufinden.

Die Sozialleistung Wiener Mindestsicherung wird also eingebettet in die Gesamtbiographien betrachtet. Daraus folgt, dass wir Faktoren identifizieren können, die in die WMS führen, aber weit vor dem ersten Bezug der WMS liegen und nichts mit der auszahlenden Behörde, der Abteilung Soziales, Sozial- und Gesundheitsrecht der Stadt Wien (MA 40), zu tun haben: Faktoren, die zB im engsten sozialen oder im institutionellen Umfeld angesiedelt sind oder ihre Wurzeln in wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen haben. Um hier drei derartige Faktoren vorwegzunehmen: Gewalt in der Familie, vor allem gegen Kinder, aber natürlich auch in Partnerschaften, ist in den Biographien in einem überraschenden und bedrückenden Ausmaß gegenwärtig. Die Notwendigkeit einer gezielten und professionellen Unterstützung von Kindern aus Flüchtlingsfamilien in der Schule, die über den bloßen Erwerb der deutschen Sprache hinausgeht, kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Und schließlich treibt die Aufweichung der Arbeitnehmerrechte, zB durch Leiharbeit, vor allem ältere Menschen, die diese Entwicklungen am eigenen Leib erfahren, geradezu in die WMS. Auch wenn die Wirkung der WMS natürlich erst nach dem Bezug einsetzen kann, ist es wichtig die Faktoren zu kennen, die in das letzte soziale Netz geführt haben, denn sie bestimmen mit, ob und wie sich die WMS

¹ Wir sind dem Ideal einer geschlechtergerechten und -sensiblen Sprache eng verbunden und waren gleichzeitig um gute Lesbarkeit bemüht. Um alle Geschlechter gleichermaßen abzubilden – Frauen, Männer und nichtbinäre Menschen – verwenden wir in aller Regel ein Sternchen (zB „Die Bezieher*innen fühlen sich wohl“). Nur dort, wo es der besseren Verständlichkeit und dem Lesefluss dient, findet sich die männliche und weibliche Form nebeneinander, zB um den 3. und 4. Fall auf den ersten Blick ersichtlich zu machen (zB „Es geht den Beziehern und Bezieherinnen gut“). In diesen Fällen können wir nichtbinäre Menschen leider nicht in dem Maß sichtbar machen, wie wir das gerne würden.

auswirkt. Sie zeigen auch auf, wo man in der Praxis ansetzen kann, um einen Ausstieg aus der WMS zu ermöglichen.

Wir haben die Biographien bis zur Gegenwart verfolgt, also auch in der Zeit, in der bereits Mindestsicherung bezogen wurde, können also feststellen, ob die Mindestsicherung zu einer Veränderung von davor bestehenden Handlungsmustern geführt hat, ob sie neue Möglichkeiten eröffnet hat oder ob die finanzielle Sicherheit allein nur wenig bewirkt und Begleitmaßnahmen nötig sind. Ein Blick auf die gesamte Lebensgeschichte liefert Hinweise, wie diese Maßnahmen konkret aussehen könnten.

Wir wissen aus den Statistiken der Behörden, welche soziodemografischen Gruppen die Mindestsicherung beziehen. Und die Armutforschung liefert uns Informationen, welche Risikofaktoren in Armut führen können – letztendlich ist ein Leben mit Mindestsicherung ja ein Leben in Armut. Im Rahmen dieses Projekts wurden auch die Expertise und die beruflichen Alltagserfahrungen von Beratern und Beraterinnen aus sozialwirtschaftlichen Einrichtungen und von Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der MA 40 erhoben. Wir wissen also, wie die Bezieher*innen der WMS von außen und „objektiv“ betrachtet wahrgenommen werden. Unser Projekt hat aber auch nach der Perspektive der Bezieher*innen selbst gefragt, mit all der „Subjektivität“, die damit verbunden ist, aber eben auch mit all der Komplexität und mit all dem Reichtum an Details, die nur die Betroffenen selbst liefern können.

Deshalb haben wir uns für einen rein qualitativen Zugang entschieden: Wir sind ausdrücklich nicht mit unserem Wissen als Armutforscherinnen und den uns bekannten Theorien ins Feld gegangen, sondern wollten von den Befragten hören, was und wie sie denken, wahrnehmen und handeln, ohne ihnen unser „Wissen“ überzustülpen. Wir haben uns damit auf eine Expedition in fremde Lebenswelten begeben, denn es muss klar sein, dass sich Forscher*innen, Sozialarbeiter*innen sowie Expert*innen in Politik und Verwaltung dem Leben von Menschen in Armut stets nur von außen annähern können. Die Methoden der qualitativen Sozialforschung erlauben uns, diese Annäherung an eine fremde Lebenswelt kontrolliert und strukturiert vorzunehmen. Qualitative Forscher*innen haben die Instrumente, um Fremdes zu verstehen und nachzuvollziehen – und vor allem um die Strukturen hinter dem Sichtbaren zu entdecken. Jede Lebensgeschichte hat ihr eigenes Muster, also eine Struktur hinter dem Sichtbaren. Wir haben die Lebensgeschichten der WMS-Beziehern und -Bezieherinnen daraufhin überprüft, ob wir Überschneidungen bei diesen Mustern finden. Und tatsächlich konnten wir auf diese Art fünf Wege identifizieren, die in das letzte soziale Netz führen. Sie sind empirisch abgesichert, aber nicht repräsentativ für alle WMS-Empfängerinnen und -Empfänger.

Für die Frage nach der Wirkung der WMS ist es essentiell, zu verstehen, wie die lebensgeschichtlichen Strukturen hinter den sichtbaren Faktoren aussehen. Nur so können wir nämlich verstehen, wie es zu dem kommt, was alle Experten und Expertinnen kennen, zB zur niedrigen Qualifikation, zur schlechten Arbeitsmarktintegration und zur häufig niedrigen Motiviertheit der Bezieher*innen.

Wir beschreiben die von uns ermittelten fünf Wege in die WMS sehr ausführlich: Erstens weil wir belegen wollen, wie wir gerade auf diese fünf Wege gekommen sind. Die aufwändigen Auswertungsprozesse, die all dem zugrunde liegen, beschreiben wir davor im Kapitel über die von uns angewandten Methoden. Wir haben viele Original-Zitate aus den Interviews in die Beschreibung der von uns ermittelten Wege in die WMS integriert und hoffen damit, unsere Interpretationen plausibel zu machen. Trotzdem ist klar, dass Lücken bleiben, wenn man nicht die ganzen Interviews kennt, die wir aus Datenschutzgründen nicht veröffentlichen können.

Wir haben die Interviews mit sozialwissenschaftlichen Methoden ausgewertet. Als sich herausgestellt hat, dass Erlebnisse aus der frühen Kindheit ihren langen Schatten bis in die Zeit des Mindestsicherungsbezugs werfen, haben wir uns entschlossen, eine „zweite Meinung“ einzuholen, und die Le-

Lebensgeschichten (nicht unsere Analysen) einer erfahrenen Psychotherapeutin vorgelegt. Unsere Lesarten wurden in den zentralen Punkten sowie in den meisten Details bestätigt, was den von uns angewandten Methoden ein gutes Zeugnis ausstellt. Manches wurde durch die Psychotherapeutin aber auch vertieft, anderes ein wenig zurechtgerückt.

Wir haben uns aber noch aus einem zweiten Grund entschlossen, die Lebensgeschichten in vielen Details zu schildern. Interviews mit Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der MA 40, die wir vor der Befragung der Bezieher*innen geführt hatten, zeigten, dass viele von ihnen wenig über ihre Klienten und Klientinnen wissen. De facto können sie nicht so viel wissen, wie wir erfahren haben. Wir hatten viele Stunden für jedes Interview, und die Befragten kamen, um uns ihre Geschichte zu erzählen, fassten es also nicht als Indiskretion auf, wenn wir sehr persönliche Fragen stellten. Hier kann man einige Lebensgeschichten nachlesen. Sie sind – wie wir finden – überaus spannend, sehr häufig traurig und haben trotzdem auch Witz. Uns haben sie Respekt eingeflößt, denn unsere Gesprächspartner*innen mussten und müssen mit Problemen umgehen, vor denen wir glücklicherweise verschont geblieben sind.

In einem langen Fazit arbeiten wir auf Basis der fünf von uns empirisch ermittelten Wege heraus, was im WMS-Bezug hält, was aus ihm herausführen kann und wie die Wirkung der WMS aussehen kann. Hier finden wir viele der bekannten Faktoren, die in Armut führen und halten, wieder und wollen sie in einem ungewohnten Licht darstellen. Und schließlich geben wir zum Abschluss auch Handlungsempfehlungen, die sich aus den Ergebnissen ableiten lassen.

Unser herzlicher Dank geht an die 18 Frauen und Männer, die bereit waren, uns ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Sie waren bereit, auf Erlebnisse zurückzuschauen, die äußerst schmerzhaft sind. Menschen, die vom letzten sozialen Netz aufgefangen werden, haben gewöhnlich Misserfolge hinter sich. Von diesen Misserfolgen offen zu erzählen, erfordert viel Mut und bedeutet einen großen Vertrauensvorschuss.

Nicht immer war es leicht, die Interviewtermine auszumachen, oft haben die Termine nicht gehalten. Das war eine organisatorische Herausforderung. Manchmal ist es schwer gefallen zu akzeptieren, dass wir wieder und wieder, manchmal zudem sehr kurzfristig, versetzt wurden. Wir haben im Lauf der Auswertung verstanden, dass es manchen aus psychischen Gründen nicht möglich war, zum vereinbarten Termin zu kommen, dass uns andere vorweg sozusagen getestet haben, ob wir den Vertrauensvorschuss verdienen, ob sie uns also wirklich wichtig sind, und dass wieder andere Widerstand geleistet haben, so wie sie sich immer gegen das „System“ zur Wehr setzen. So konnte unsere Auswertung auch dieses kleine Rätsel lösen, das uns das Leben so schwergemacht hatte.

Unsere Gesprächspartner*innen haben wir alle mit Hilfe von Beratern und Beraterinnen gefunden, die Bezieher*innen der WMS betreuen und begleiten. Ohne sie wären qualitative Erhebungen in der Armutforschung nicht möglich, nicht die vorliegende Studie und auch keine anderen. Wir wissen, dass sie viele Anfragen bekommen, haben ein schlechtes Gewissen, wenn wir sie wieder einmal kontaktieren, und können doch nicht anders. Unser Dank für diese Unterstützung geht an Interface Wien, an die Lebenshilfe Wien, an die Mobile Wohnbetreuung der Heilsarmee Österreich, an die Österreichische Plattform für Alleinerziehende, an die Sozialberatung der Caritas, an die Sozialberatung Wien, an die Sozialarbeiter*innen der MA 40 und an alle anderen, die anonym im Hintergrund geholfen haben.

Unsere Arbeit kann nur gelingen, wenn wir mit hervorragenden Transkripten arbeiten. Diese hatten wir dank Christine Gindl, Birgit Klinc, Ute Springer und Sophia Triebnig.

Eckdaten:

Beginn	27.7.2021
Abschluss: Präsentation der Ergebnisse	28.4.2022
Durchführung der Interviews	2.8. bis 19.11.2021
Anzahl der Interviews	18
Gesprächspartner*innen	13 Frauen (im Alter von 22 bis 72 Jahren), davon <ul style="list-style-type: none">▪ sind 8 Alleinerzieherinnen▪ haben 2 eine Behinderung▪ sind 6 nicht in Österreich geboren, davon<ul style="list-style-type: none">- sind 2 selbst geflüchtet- ist eine das Kind von Geflüchteten 5 Männer (im Alter von 18 bis 71 Jahren), davon <ul style="list-style-type: none">▪ sind 2 nicht in Österreich geboren, davon<ul style="list-style-type: none">- ist einer selbst geflüchtet- ist einer das Kind von Geflüchteten
Dauer der Interviews	46 bis 124 Minuten
Anzahl der ausgewerteten Transkript-Seiten	378 (Calibri 11pt, Zeilenabstand: 1,5)

Methodischer Zugang

Um die Forschungsfragen zu beantworten, wurde auf einen rein qualitativen Ansatz zurückgegriffen. Am Anfang stand also kein Hypothesenset, das sich aus dem bereits vorhandenen Wissen, aus statistischem Datenmaterial oder aus wissenschaftlichen Theorien ableitet, sondern im Grunde genommen nur Neugier und absolute Offenheit.² Die Hypothesen wurden erst im Lauf des Forschungsprozesses entwickelt, Schritt für Schritt auf Basis der schon erzielten Ergebnisse. Sie wurden ständig adaptiert, neu überdacht und blieben stets ganz nahe am Datenmaterial, das heißt an der Lebensrealität unserer Gesprächspartner*innen.

Dieses Vorgehen eröffnet die Chance, Neues zu entdecken, unbekannte Perspektiven zu öffnen und etablierte Sichtweisen zu relativieren. Um das zu erreichen muss als erstes die eigene wissenschaftliche Expertise ausgeblendet, sozusagen vergessen, werden. Man geht im Idealfall unwissend in den Forschungsprozess, nimmt die Informationen auf und ordnet sie nach der Struktur, die sich aus den Daten ergibt. Man bleibt also immer im Relevanzsystem der Befragten und wechselt weder während der Erhebung noch der Auswertung in jenes der Wissenschaft oder in jenes der Auftraggeber*innen.

Konkret heißt das: Zur Datengewinnung haben wir auf **biographische, narrative Interviews**³ zurückgegriffen. Das sind offene Interviews, die ohne Leitfaden auskommen. Sie beginnen mit einer allgemeinen Frage nach der Lebensgeschichte. Bei den Nachfragen greift man vorerst nur jene Inhalte auf, die von den Interviewpartnern und -partnerinnen angesprochen wurden, und zwar in der gleichen Reihenfolge. Erst danach kommt man auf die Lücken in der Erzählung zu sprechen. Die Fragen sind so formuliert, dass sie die Erinnerung anregen und Erzählungen hervorrufen, also möglichst lebhaft Schilderungen der Ereignisse, und nicht zB Argumentationen. Bei jedem Thema stehen am Beginn allgemein formulierte Fragen, die dann anhand der Antworten immer spezifischer werden. Ganz am

² Wir folgen also der „Grounded Theory“, siehe zB: Glaser, B./Strauss, A. (1979). Die Entdeckung gegenstandsbezogener Theorie. Eine Grundstrategie qualitativer Sozialforschung, in: Hopf, Ch./Weingarten, E. (Hg.): Qualitative Sozialforschung, Stuttgart.

³ nach Fritz Schütze: siehe zB: Schütze, F. (1983). Biographieforschung und narratives Interview, in: Neue Praxis 3, 1983; Rosenthal, G. (2008). Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung, Bonn, S. 137-160.

Ende des Interviews können auch Inhalte angesprochen werden, die im Interview gar nicht vorkamen, aber für die Beantwortung der Forschungsfragen wichtig sind. Narrative Interviews eignen sich besonders für Themen mit hohem Konfliktpotential, auf die gewöhnlich entweder mit Standardargumentationen oder mit Gesprächsverweigerung reagiert wird. Die Präsentation der gesamten Lebensgeschichte erfolgt in einer Art Erzählpotential, der Rechtfertigungsdruck ist nicht so hoch wie bei direkt gestellten Fragen.

Die Gespräche wurden dann wörtlich **transkribiert**. Stotterer, Wortwiederholung und -abbrüche, Lachen, Seufzen und andere Äußerungen wurden ebenso berücksichtigt und notiert, wie die Länge von Sprechpausen.

Der erste Auswertungsschritt⁴ bestand darin, die **objektiven biographischen Daten** herauszufiltern und eine Art Lebenslauf zu schreiben. Dann wurden die einzelnen Schritte dieses Lebenslaufs einer nach dem anderen interpretiert. Dafür wurden zB für jedes biographische Ereignis verschiedene Handlungsoptionen aufgelistet. Ein Blick darauf, welche dieser Optionen die Befragten in ihrem Leben tatsächlich gewählt und welche sie verworfen haben, ermöglicht es, Entscheidungsmuster abzuleiten.

Im zweiten Auswertungsschritt wurde das Transkript je nach angesprochenem Thema in Textbausteine zerlegt. Jede dieser so gewonnenen Sequenzen wurde eine nach der anderen interpretiert. Die **sequentielle Interpretation** beginnt mit einer intensiven Auslegung des Interviewanfangs, in dem häufig das wichtigste „Leitmotiv“ der Biographie angesprochen wird. Ziel der Analyse ist es herauszufinden, welche Mechanismen hinter der Auswahl und Verknüpfung der einzelnen Sequenzen stehen; in welchen thematischen Zusammenhängen die Befragten ihre Erfahrungen darstellen; welche thematischen Felder sich daraus ergeben; welche Themen, biographischen Ereignisse und Zeitabschnitte angesprochen werden und welche nicht; und wo die Befragten Zäsuren in ihrem Leben sehen. Zu diesem Analyseschritt gehört auch, auf sprachliche Auffälligkeiten zu achten: zB auf Formulierungen, die immer wieder vorkommen oder auf Stellen, an denen die Sätze besonders oft abgebrochen werden. Und die nicht-verbale Kommunikation wird ebenfalls einbezogen: lachen, seufzen oder lange Gesprächspausen.

Schließlich wurden die Ergebnisse des ersten und zweiten Analyseschritts zusammengeführt und verglichen.

Im Rahmen des gesamten Auswertungsprozesses wurden die Transkripte mehrfach durchgearbeitet. Die Interpretation findet stets auf Grundlage der Worte und Formulierungen statt, die von den Befragten verwendet wurden. Auf diese Weise lernt man sie einerseits immer besser kennen, andererseits verschimmt der Eindruck, den sie persönlich gemacht haben, der durchaus täuschen kann. Übrig bleibt, was sie tatsächlich gesagt und wie sie es ausgedrückt haben. Man kommt den Befragten also immer näher und gewinnt gleichzeitig Distanz, weil man zunehmend ihre Denk- und Handlungsmuster nachvollziehen kann.

Um die Wege in die WMS zu identifizieren haben wir als allerletzten Schritt die von uns festgestellten Muster und Strukturen in den Lebensgeschichten auf Gemeinsamkeiten durchsucht.

⁴ Die Methode der Auswertung orientiert sich an der „Objektiven Hermeneutik“ von Ulrich Oevermann und folgt den Vorschlägen von Gabriele Rosenthal, siehe zB: Oevermann, U./Allert, T./Konau, E./Krambeck, J. (1979). Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften, in: Soeffner, H. G. (Hg.). Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart; Rosenthal, G. (1995). Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen, Frankfurt/Main; Rosenthal, G. (2008). Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung, Bonn, S. 161-198.

Nachdem diese Auswertungsschritte abgeschlossen waren, zeigte sich, dass auffallend viele Befragte in ihrer Kindheit einschneidende Erlebnisse gehabt haben, die lange nachzuwirken scheinen (zB Gewalt und Vernachlässigung), und dass ebenfalls sehr viele Befragte starke psychische Beeinträchtigungen haben. Wir haben uns deshalb entschlossen, unsere Interpretation abzusichern und eine **Psychotherapeutin** hinzuzuziehen, mit der wir bereits in der Vergangenheit in ähnlich gelagerten Projekten zusammengearbeitet hatten. Ruth Kronsteiner ist Kultur- und Sozialanthropologin, systemische Familientherapeutin und Psychoanalytikerin, außerdem ist sie schon seit sehr vielen Jahren in der Beratung und Behandlung von Zugewanderten und Geflüchteten tätig. Auch ist sie mit dem öffentlichen Hilfesystem gut vertraut, etwa der Jugendhilfe und dem AMS. Wir haben ihr einige der Lebensgeschichten, nicht aber unsere Interpretationen vorgelegt. Ihre Erläuterungen und Deutungen haben wir dann mit unseren Ergebnissen verglichen und tatsächlich in allen grundlegenden Fragen eine Übereinstimmung gefunden. Bei manchen Punkten waren ihre Erklärungen etwas präziser und manchmal hat sie auch Beobachtungen gemacht, die uns entgangen sind. Ihre Interpretationen haben wir ergänzend berücksichtigt.

Die Themenfelder, die wir gezielt am Ende des Interviews angesprochen haben, wurden nach der **Qualitativen Inhaltsanalyse**⁵ ausgewertet. Dafür wird der Text ebenfalls in Sequenzen geteilt, die Themen zugeordnet werden. Dieser Auswertungsschritt erfolgt mit Unterstützung einer speziellen Auswertungssoftware (NVivo), die es ermöglicht, die Textbausteine zu einem bestimmten Thema aus allen Interviews per Drag and Drop zusammenzuführen und zu vergleichen.

Wege in die Wiener Mindestsicherung – und ein Stück darüber hinaus

„Das sind Einzelfallgeschichten, (...) das war mir so wichtig heute: Man kann das schwer ... Und ich lerne nicht aus nach 35 Jahren. Jede Familie, jedes System ist ein Einzelfall, hat ihre individuelle Notlage.“ (MA 40_SozA)

„Hinter jeder Antragstellerin steht ein anderer Mensch und eine komplett andere Biografie.“ (MA 40_Ref)

Die Zweifel der beiden Mitarbeiter*innen der MA 40 an unserem Forschungsvorhaben waren mit Händen zu greifen und ein Grund dafür, dass sie sich die Mühe gemacht haben, uns ein Interview zu geben. Sie haben natürlich recht: Jede Bezieherin, jeder Bezieher der Wiener Mindestsicherung (WMS) hat eine persönliche und individuelle Geschichte und geht einen persönlichen und individuellen Weg in das letzte soziale Netz der Stadt Wien. Trotzdem haben wir uns mit den feinen Instrumenten der qualitativen Sozialforschung (s. S. 4) auf die Suche nach Gemeinsamkeiten in den Lebensgeschichten der Bezieher*innen gemacht: nach immer wieder auftretenden Faktoren und Prozessen, die es wahrscheinlicher machen, dass Menschen in einen WMS-Bezug gelangen. Und sind mit einer Klarheit fündig geworden, die uns selbst fast erstaunt. **Auf Basis der geführten Interviews konnten wir fünf Wege in das letzte soziale Netz identifizieren. Jedem dieser Wege sind bestimmte Elemente und Dynamiken eigen, die regelmäßig in die WMS führen, aber keineswegs führen müssen. Wir stellen hier also empirisch abgesicherte Szenarien vor, die eine erhöhte Gefahr bergen, in das Wiener System der Sozialhilfe zu geraten, aber keine Mechanismen, die dies automatisch nach sich ziehen.**

⁵ nach Mayring: s. zB: Mayring, P. (2000). Qualitative Inhaltsanalyse. In: Forum Qualitative Sozialforschung 1(2). Art. 20; Rosenthal, G. (2008). Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung, Bonn, S. 199-221.

Die Wege enden nicht mit dem ersten Bezug der WMS, denn auch wenn dieser Zeitpunkt für unsere Forschung relevant ist, gilt das keineswegs im gleichen Maß für die Dynamik der Lebensgeschichten der Betroffenen. Deshalb reichen die von uns ermittelten Wege über den Erstbezug hinaus. Die Szenarien sind zudem keine punktuellen Momentaufnahmen, sondern erstrecken sich über Jahre und enthalten stets mehrere Schritte, die miteinander verwoben sind. Diese Schritte und ihr Zusammenspiel zu kennen, eröffnet die Möglichkeit, Maßnahmen zu setzen, die dem Weg eine andere Richtung geben und einen WMS-Bezug frühzeitig verhindern oder beenden können. Wir gewinnen also aus den von uns identifizierten Wegen nicht nur Erkenntnisse über die Vielfalt der WMS-Bezieher*innen, sondern auch empirisch belegte Ansatzpunkte, wann und wo Politik und Verwaltung, Behörden und Beratungseinrichtungen sowie Sozialarbeiter*innen und Verwaltungsbedienstete eingreifen können, um das Abrutschen in die WMS zu stoppen bzw. auf dem Weg aus der WMS hilfreich beizustehen.

Zusätzlich zu den fünf von uns ermittelten Wegen in die WMS gibt es zwei weitere, die den Betroffenen vom Sozialsystem fix vorgegeben sind: Geflüchtete erhalten nach einem positiven Asylbescheid meist die WMS, bis sie selbst für ihren Lebensunterhalt aufkommen können. Und Menschen mit einer Behinderung treten mit ihrem 18. Geburtstag für den Rest ihres Lebens in das Mindestsicherungssystem ein. Insgesamt lassen sich also sieben Wege in die die WMS unterscheiden.

In diesem Kapitel stellen wir die fünf empirisch ermittelten Wege vor und gehen auch auf die Bezieher*innen mit positivem Asylbescheid ein. **Jeder Weg in die bzw. aus der WMS wird in einem eigenen Unterkapitel schematisch nachgezeichnet und im Detail erläutert. Zitate aus den im Rahmen des gesamten Projekts geführten Interviews dienen als Belege für unsere wissenschaftlichen Auswertungen.** Die Bezieher*innen mit Behinderung werden hier ausgeklammert, weil klar ist, wie sie in die WMS kommen und dass sie im Bezug bleiben, auch wenn dahinter natürlich ebenfalls individuelle Lebensgeschichten stehen. **Einige Informationen zu den Interviews zu den beiden Bezieherinnen mit Behinderung sind allerdings im letzten Abschnitt dieses Berichts (Ein langes Fazit – und noch mehr) zu finden.**

Unsere Interviewpartner*innen lassen sich meist eindeutig einem der fünf Wege zuordnen, manche waren aber auch auf mehreren Wegen unterwegs. Damit sind wir wieder beim Anfang dieser Einleitung: Szenarien bilden stets Muster ab, die für viele Individuen gültig sind, aber in der Realität im Detail dann doch wieder etwas anders aussehen können. Unser Anliegen ist es, die Muster vorzustellen und dabei die individuelle Vielfalt zu bewahren.

Weg 1 – auf der Suche nach Versorgung und Bindung: stille und laute Systemsprenger*innen

Dieser Weg wird sehr früh im Leben eingeschlagen, oft schon in der frühesten Kindheit: mit der Erfahrung von massiver häuslicher Gewalt bzw. Vernachlässigung, häufig begleitet von Alkohol- und Drogensucht und/oder psychischen Problemen jener Personen, die sich um das Kind kümmern sollten. Diese Erlebnisse ziehen frühe psychische Beeinträchtigungen nach sich. Es folgt eine von Instabilität geprägte Jugend, die die jungen Menschen unmittelbar in einen WMS-Bezug bringt, in dem sie dann verharren. Auf den rasanten Abstieg in der Jugend folgt ein langsamer, mühsamer Weg wieder hinauf und in Richtung Eigenständigkeit. Das Leben dieser Jugendlichen und jungen Erwachsenen ist durchsetzt mit Phasen großer Passivität. Ihnen gelingt der Übergang zum Erwachsensein nicht (vollständig): Sie übernehmen keine Verantwortung, verdienen kein Geld und sind nicht selbstständig. Sie holen sich auf diese Weise die Zuwendung und Versorgung, die ihnen in den ersten Lebensjahren und auch danach versagt wurde, und sind auf der ständigen Suche nach Bindungen zu anderen Menschen.

Unsere drei Gesprächspartnerinnen (Petra, Anna und Zora), die Weg 1 hinter sich haben, waren zwischen 23 und 28 Jahre alt. Über sie haben wir in den Interviews besonders viel erfahren, da ihnen viele Details des noch kurzen Lebens sehr präsent waren. Wir können also diesen Weg besonders genau nachzeichnen, was ein umfangreiches Kapitel ergibt. Häusliche Gewalt ist übrigens nicht nur für Weg 1 essenziell, sondern spielt auch bei anderen Wegen eine wichtige Rolle, bei denen die Gewalterfahrungen aber zB in anderen Familienkonstellationen oder zu einem anderen Zeitpunkt in der Lebensgeschichte gemacht werden und dann teilweise zu den gleichen und teilweise zu anderen Folgen führen.

Abbildung 1: Weg 1 in die WMS – stille und laute Systemsprenger*innen

Massive Gewalt und/oder Vernachlässigung in der frühen Kindheit

Alkohol- oder Drogenkonsum von Vater, Mutter oder einer anderen Person, bei der das Kind untergebracht ist.

➤ **Eingreifen des Jugendamts**

Teilweise lange Aufenthalte in Einrichtungen der Jugendhilfe oder bei Verwandten, jedenfalls nicht bei Mutter und/oder Vater.

kein Aufbau von emotionalen Beziehungen zu den anderen Kindern und Jugendlichen und nur gelegentlich zu den Betreuern und Betreuerinnen in der Einrichtung.

Phasen von eigenem Alkohol- und Drogenkonsum in teils selbstzerstörerischem Ausmaß
Aggression, Wut, Gewalt und Abhängigkeiten begleiten die einstigen Gewaltopfer in der Jugend weiter: als Täter*innen und (öfter) als Opfer

Fortsetzung der instabilen Wohngeschichte mit zahlreichen Umzügen, auch in Einrichtungen der Jugendhilfe; dazu kommen teilweise Phasen akuter Obdachlosigkeit.

Lückenhafte Bildungswege mit Abbrüchen der Schule und der Lehre

Keine nachhaltige Erwerbstätigkeit, auch nicht nach abgeschlossener Lehre

Immer wieder gibt es Phasen der absoluten Untätigkeit und Passivität.

➤ **Bezug der Wiener Mindestsicherung**

Was die Jugend geprägt hat, bleibt erhalten, die Passivität nimmt zu:

- Verbleib im öffentlichen Versorgungssystem
- keine weitere Ausbildung (außer AMS-Maßnahmen)
- keine oder keine langfristige Erwerbstätigkeit
- Probleme, den Alltag zu organisieren und mit Geld umzugehen
- teilweise Alkohol- und Drogenkonsum
- teilweise Gewalterfahrungen/-ausübung

Hinzu kommen teilweise:

- Familiengründung
- Schwarzarbeit und Sex-Arbeit

„Mein Papa dann nachher, der wurde handgreiflich, der... ja, mein Bruder hat eine Gesichtshälfte halbvert verloren wegen ihm. Der hat auf einer Seite komplett geblutet. Daraufhin hat ihn die Mama rausgehaut. Wir wurden dann nachher weggenommen von ihr, weil sie es dann nachher nicht mehr dablost hot. Ja, und dann simma wieder Schritt nach Schritt wieder zu ihr gekommen. I: Aber er war dann nicht mehr da?

Na. Er war dann nachher nicht mehr da. Und wir nennen ihn eigentlich auch nicht mehr Papa, sondern nur noch Erzeuger. Ja, weil er ist auch nie da für uns. Er ist zu Weihnachten nie... er gratuliert

uns nicht und daraufhin haben wir auch gesagt, wir streichen das Papa durch und nur noch Erzeuger drauf und das war's.

I: Und er ist gegen Sie und die Mama auch, ja?

Ja. Deswegen kann ich nicht so, ehrlich gesagt, über meine Kindheit zu reden, weil ich hatte nie eine.

I: Ja, ja. Hat er getrunken auch, oder?

Ja. Das ist eine Katastrophe gewesen.“ (Petra)

Wenn häusliche Gewalt oder Vernachlässigung so sichtbar werden, dass Ärzte oder Behörden aktiv werden, ist die Gewalt in den Familien meist schon lange Zeit präsent gewesen. Kinder aus diesen Familien sind gewöhnlich schon in ihren ersten Lebensjahren Zeugen und Zeuginnen oder Opfer von Gewalt und erleiden schwere frühkindliche psychische Beeinträchtigungen, die sie auf ihrem Lebensweg begleiten. Die zum Zeitpunkt des Interviews 27-jährige **Petra** beschreibt prägnant die Situation vieler WMS-Bezieher*innen, die Weg 1 hinter sich haben: Ihre belastete Kindheit fand mit dem Ende der häuslichen Gewalt eine nahtlose Fortsetzung, denn ihre Mutter, selbst Gewaltopfer (siehe dazu Weg 2, S. 24), schaffte es nicht, die drei Kinder ausreichend zu versorgen. Schon mit sieben Jahren war Petra in einer betreuten Wohngemeinschaft untergebracht und blieb dort die gesamte Volksschulzeit. Mit elf Jahren zog sie wieder zur Mutter. Der Vater verschwand völlig aus ihrem Leben.

Kinder aus solchen und ähnlichen Familien laufen Gefahr, schon als Säuglinge **keine stabilen Bindungen** erleben zu dürfen, also in einer Phase, in der diese besonders wichtig wären, erläutert die Psychoanalytikerin und Familientherapeutin Ruth Kronsteiner, die die Auswertung der Interviews mit ihrer Expertise und Erfahrung unterstützt hat. Die psychischen Folgen davon können massiv sein: Beeinträchtigungen erstens der Beziehungsfähigkeit, zweitens des Selbstwerts und drittens des Selbstvertrauens, also des Glaubens, das Leben aus eigener Kraft bewältigen zu können. Bindung ist ein Schlüsselwort, das sich durch diesen Bericht ziehen wird. Das Fehlen bzw. Vorhandensein von Bindungen und Bindungsfähigkeit sind essentiell, um viele Wege in die Mindestsicherung zu verstehen, vor allem aber auch, um Wege aus der Mindestsicherung anbieten zu können.

Petra findet in der WG keinen Anschluss, weder zu den anderen Kindern, noch zu den Betreuern und Betreuerinnen, zeigt also sogleich eine Beeinträchtigung der Beziehungsfähigkeit. Damit ist sie nicht allein, auch die 23-jährige Zora erzählt, dass sie in den verschiedenen WGs, in denen sie von ihrem 13. Lebensjahr bis in die Gegenwart lebt, keine Freundschaften geschlossen hat. Diese Schwierigkeiten, in den Einrichtungen der Jugendhilfe emotionale Beziehungen zu knüpfen, gelten keineswegs für alle dort untergebrachten Kinder und Jugendlichen, sehr wohl aber für unsere Gesprächspartnerinnen, die Weg 1 in die WMS hinter sich haben.

„I: Und versteht man sich da mit den anderen Kindern?

Na ja.

I: Gibt's da irgendwie... baut man da eine Beziehung auf?

Eigentlich nicht. So wie ich... wo wir noch waren... wir waren eigentlich immer getrennt. Wir waren Mädchen und Buben getrennt. Es war ja eine riesengroße WG. Und wir waren halt getrennt. Und danach haben wir irgendwie so einen Spieleabend oder generell simma in der Mitte alle gewesen. Da haben die auch gegenseitig sich eh schon gekannt. Das war ja nicht so. Aber so richtige Bindung oder Freundschaft oder so hat es nicht bei uns wirklich geben. (...)

I: Und zu den Betreuerinnen oder Betreuern?

Auch nicht so richtig.

I: Nein?

Wir haben eigentlich nur mehr noch geredet, wann wir halt raus können oder wann wir halt gehen sind.“ (Petra)

„Ich hab mit denen hier [Anm.: den Mitbewohner*innen in ihrer Einrichtung] wirklich nichts zu tun.
I: (...) Das ist eine WG, in der du jetzt wohnst wieder? (...)
Ja. Ohne Betreuer halt.
I: Ohne Betreuer. Wie viele Leut wohnen dort?
Pfff. (...) Zehn so.“ **(Zora)**

Petra wünschte sich, von der WG zur Mutter zurückzukehren. Das war **Zora** nicht möglich: Sie hatte aufgrund der unerträglichen Situation im Elternhaus – Genaueres wollte sie nicht erzählen – die Hotline **Rat auf Draht** kontaktiert und auf deren Anraten eine Lehrerin um Hilfe gebeten, die das Mädchen in ein Krisenzentrum begleitete. Dort scheint sie sich so geborgen gefühlt zu haben, dass sie sofort Beziehungen aufbaute, die allerdings nach kürzester Zeit mit der Übersiedlung in eine WG wieder gekappt wurden. Zu den anderen Kindern in den WGs ging Zora in weiterer Folge nie eine Bindung ein, zu manchen Betreuern und Betreuerinnen aber schon.

„Ich bin mit 12 in eine WG gekommen. Und dann hab immer da gelebt und ja, seitdem bin ich alleine. Also alleine auf mich eingestellt. (...)

Ja, wenn's einem zu Hause nicht gut geht, dann muss man irgendwie einen anderen Ausweg finden. Und dann hab ich ja nur / die letzte Hoffnung meine Schule gesehen.

I: Mhm. Möchtest du mir darüber erzählen?

Nein.

Ich hab Rat auf Draht angerufen. Und meine Lehrerin hat mich dann dorthin gebracht. Und dort war ich dann fünf Monate.

I: Und der Wechsel vom Krisenzentrum dann in die WG? Kannst du ...?

Ja, da hab ich voll geweint. Mhm. Weil ich da schon gewohnt war dran und dann ich auf einmal wegziehn musste. War echt komisch. Hab echt geweint. Aber dann hat's mir eh dort gefallen.

Mich hat vom Krisenzentrum also ein Betreuer gebracht in die WG. Und das war alles fremd. Und neu. Hat ja Monate gedauert, bis man alle Betreuer kennenlernt und denen vertraut. Aber die gehn eh damit eigentlich gut um und lassen dir auch Zeit.

I: Und das Verhältnis zu den Betreuern? Kannst du mir darüber was erzählen?

Boah, ich lieb sie bis heute alle ja. Ja. Hab sogar noch Kontakt.

I: Und zu den anderen Leuten aus der WG?

Nein. Mm. Also jeder geht seinen Weg.“ **(Zora)**

Zora musste aufgrund ihrer Gewalttätigkeit und später ihres Drogenkonsums mehrmals die WG wechseln. Wut, Aggression und Gewalt waren fixe Bestandteile ihres Lebens. Es folgten Verurteilungen wegen Körperverletzung und schwerer Nötigung. Nachdem sie mit ungefähr 15 Jahren aus einer WG hinaus geworfen worden war, fand sie sich in einer Notschlafstelle und damit tagsüber auf der Straße wieder. Mit zwei anderen Mädchen brach sie in dieser Zeit in eine Wohnung ein und stahl dort Geld, das zog eine weitere Verurteilung nach sich und brachte ihr, nachdem sie bereits als Volljährige gegen Bewährungshelferin und -auflagen rebelliert hatte, sogar eine Haftstrafe ein.

„Ich hab oft gewechselt WGs. Höchstens dreimal, viermal.

I: Ach so du hast schon, also es war nicht immer die gleiche WG? (...) Dieser Wechsel von der WG, wieso, wieso hast du sie wechseln müssen?

Ich war überhaupt kein Unschuldslamm.

I: Naja das, das denk ich mir. Was, was muss passieren damit man aus einer WG fliegt? Ich sag's mal so offen.

(...) Ok. Ja, ich hab auch mal randaliert. Wie jeder normale Mensch. Also ich hab mich geschlagen. Und dann natürlich ging das ab und zu mehr. Dann gab's eine Sache, die war schlimm, und dann muss man halt die WG verlassen.

I: Mhm. Was ist schlimm?

Zora: Ja, das will ich jetzt nicht sagen.

Unter **Systemsprenger*innen** versteht man normalerweise extrem aggressive Kinder und Jugendliche, die von einer Einrichtung der Jugendhilfe in die nächste gebracht werden (müssen). Sie sprengen laut und offensichtlich das System. Wir haben unter den Beziehern und Bezieherinnen, die Weg 1 in die WMS hinter sich haben, aber auch Menschen gefunden, die auf eine stille, fast unauffällige Art das System sprengen. Sie sind auf den ersten Blick angepasster, aber auch an ihnen scheitert das System. Die Stillen richten ihre Aggressionen gegen sich selbst, neigen zur Depression und gehen auf eine passiv-aggressive Weise in den Widerstand, zum Beispiel indem sie ebenso unzuverlässig sind wie die *lauten Systemsprenger*innen*. So gesehen waren unsere Schwierigkeiten, die Interviewtermine auszumachen, sowie die vielen kurzfristigen Absagen ein Ausloten, wie wichtig uns die Gespräche eigentlich sind. Wie oft waren wir bereit, Kontakt aufzunehmen, um zu einem Termin zu gelangen? Hatten wir auch nach mehrmaligen Absagen noch Interesse an einem Gespräch? Wie lange konnte man uns warten lassen? Zora kam erst nach ständigem Anrufen mehr als 90 Minuten zu spät. Anna, eine *stille Systemsprengerin*, kam gar nicht zum Treffpunkt, ging erst nach 45 Minuten ans Telefon und ließ noch einmal 45 Minuten bis zu ihrem Eintreffen verstreichen. Während Zora eine abwehrende Haltung beibehält, entschuldigte sich die (nach außen) stärker angepasste Anna und spendierte zur Wiedergutmachung einen Kaffee.

Schon als Baby kam die heute 28-jährige **Anna** zu Pflegeeltern, „weil mei Mutter es nicht für notwendig empfunden hat, mei Schwester und mich aufzuziehn.“ Die Mutter ist alkohol- und drogensüchtig, psychisch krank, hat vor Annas Geburt schon mindestens einen Suizidversuch hinter sich und ist unter anderem als Sex-Arbeiterin tätig. Mit zwei Jahren wird Anna (wie schon davor die ältere Schwester) von der Großmutter aufgenommen, die sich fortan um die beiden Mädchen kümmert. Allerdings ist auch die Großmutter alkoholkrank. Es gibt also bereits zwei Generationen von Frauen in der Familie, die eine Suchterkrankung haben und daher weder auf sich selbst noch auf ihre Kinder – wenn auch in stark unterschiedlichem Maß – achten. Anna und ihre Schwester werden in weiterer Folge beide zu *Systemsprengerinnen*, die Schwester eine laute, sie selbst eine leise. Die Schwester wird schon als Kind gegen die Großmutter so gewalttätig, dass die Polizei regelmäßig eingreift. Sie wird drogensüchtig, kommt ins Krisenzentrum und immer wieder in Einrichtungen der Jugendhilfe.

„I bin mit zwei zu meina Oma kommen, von Pflegeeltern.

Weil mei Schwester is mit sieben Monat scho zu meiner äh Oma kommen. Mit an komplett rotn Oarsch, weil's in der angeschissanen Windl wer weiß wie lang drinnen woar. Mei Oma hat ohne mit da Wimper zu zuckn, hat's mei Schwester gnommen. 1 ½ Joahr später mich.

Mei Schwester (...) war sehr verhaltensauffällig. Hat immer Wutan,/ Wutanfälle scho als Kind ghabt. Also, von klein auf hab i eigentlich schon die Polizei ein- und ausgehn sehn bei uns. Das ist auch, wie mei Schwester älter wordn is, is net besser wordn. Ist dann auch eben, ähm hat halt angfangn Drogen zu nehmen, is dann ins Krisenzentrum gangen, hat halt trotzdem immer, wenn s' da war, die Oma terrorisiert, hat s' gschlagt und so. I bin halt immer dazwischen gangen. Wie da Opa dann scho gestorbn is, is, is erst recht bergab gangen. Da hat die [XXX] gar nix mehr ghalten. Dann is s' halt immo auf mei Oma losgangen.“ (Anna)

Im Vergleich zu ihrer Schwester verläuft **Annas** Leben vorerst in geregelten Bahnen. Sie absolviert die Schule und beginnt eine Ausbildung zur Kindergartenpädagogin. Doch sie hat keine stabilen Bezugspersonen, mit denen sie sich identifizieren könnte. Und so folgt sie über kurz oder lang den Spuren der geliebten Großmutter und der ambivalent wahrgenommenen Mutter und macht es doch der kritisch betrachteten Schwester nach, ist allerdings im Gegensatz zu dieser nicht Gewalttäterin, sondern Opfer. Sie erleidet mit 14 Jahren eine Vergewaltigung, mit 15 Jahren eine zweite. Weder ihre Familie noch sie erstatten Anzeige. Die erlebte sexuelle Gewalt lässt wohl außerdem frühkindliche Erlebnisse virulent werden. Anna beginnt exzessiv zu trinken und Cannabis zu rauchen, ihr damaliger Freund bringt sie auf Mephedron („MMC“). Die Ausbildung bricht sie ab. Die hohen Ausgaben für die Drogen machen sie zur Diebin: Sie hebt vom Konto der Großmutter 9.000 Euro ab. Als die Großmutter dahinterkommt, zieht Anna aus Scham sofort aus und landet im System der Jugendhilfe. Vom Mephedron kommt sie wieder los, die massive Abhängigkeit vom Alkohol und Cannabis bleiben ihr aber noch lange erhalten.

„Dann hab i 1 Jahr in der BAKIP gmacht, also die Bildungsanstalt für Kindergartenpädagogik. Das hab ich nur ein Jahr gmacht weil ich dann an Freund ghabt hab, der mich zum Gras bracht hat. Da hab ich halt nur kiff, nur kiff, nur gsoffn, Drogn gnommen. Hab dann die Schule gschmissn mit sechs Fetzen.

Da war i 15, hat mi zwingen, dass ich ins Auto einsteig. Der war halt a erwachsener Mann mit über 30, also 36 war der damals, 37. Und hat mich halt voll einschüchtert. Ich hab,/ bin halt dann ins Auto eingstiegn, hab halt mein besten Freund, der halt dort bliebn is im,/ äh in [XXX], hab gsagt, er soll sofort meine Oma, meine Mutter und alle anrufen. Hab dann auch mit denen während der Autofahrt telefoniert. Hab gsagt, „ja, ich kann nicht aussteign, was soll ich tun“. Mei Mutter hat sich ur Sorgn gmacht. Hat überall angrufn, bei da Polizei, hat ja auch glaubt, dass er mich ins Ausland oder so verschleppt hat. Im Endeffekt hat a mich dann in die Wohnung bracht, (...). Dann hat er mi vergewaltigt und dann hat er mi gehn lassn. (...) Ich hab aber auch da keine Anzeige gmacht. Auch mit 14, wo's das erste Mal passiert is, hab ich auch ka Anzeige gmacht.

Ich bin dann auch ins Krisenzentrum gängen weil ich an Freund ghabt hab der, ähm mich auf harte Drogen bracht hat. Wir habn der Oma damals zu der Zeit 9.000 Euro gfladert, dass ma's halt für Drogen und das Ganze ausgebn können. Wie's dann draufkommen is und den Kontoauszug gsehn hat, (...) hab meine Sachen packt und bin zu ein Freund (...) zogn, weil ich mich so gschämt hab, meiner Oma in die Augen zu schaun danach. Bin in Folge dessen dann auch ins Krisenzentrum kommen.“ (Anna)

Petra, mit deren Zitat dieses Kapitel begonnen hat, bleibt nach der Rückkehr zur Mutter mit elf Jahren vorerst bei ihr. Sie beginnt nach der Schule eine Lehre zur Tischlerin, die sie allerdings nach dem ersten Jahr abbricht, weil sie mit der Situation, das einzige Mädchen in der Ausbildung zu sein, nicht zurechtkommt. Die Bindungslosigkeit zu den Kollegen, die mit der Rolle der Außenseiterin verbunden ist, wird durch das Interesse am Beruf nicht wettgemacht und offenbar vom Lehrbetrieb nicht ausreichend aufgefangen. Mit 17 Jahren verlässt sie gemeinsam mit der jüngeren Schwester die Mutter und lebt in versteckter Wohnungslosigkeit in diversen Einrichtungen der Jugendhilfe. Begleitet wird dies von Alkohol- und Drogenkonsum, beides massiv und in lebensbedrohlichem Ausmaß, und endet schließlich nach rund einem Jahr in akuter Obdachlosigkeit. Nach einer Woche unter der Brücke kehrt sie zur Mutter zurück. Von den Suchtmitteln kommt Petra aber vorerst noch nicht los.

„Da hatte ich eine Lehre gehabt zum Tischler, die habe ich aber abbrechen müssen, weil's mir nachher nicht mehr gefallen hat. Weil ich nur noch das einzige Mädchen dort war. Es ist kein Mädchen mehr dazugekommen. Es wollte keine mehr.

Die erste Einrichtung, (...) da haben wir aber nur über Nacht sein können, weil das war ja wie ein Ort zum Schlafen. Untertags haben wir immer raus müssen aus dem Gebäude, weil wir ham's dort nicht mehr ausgehalten.

I: Haben Sie raus müssen oder haben Sie es nicht mehr ausgehalten?

B: Na, wir sind freiwillig rausgegangen. Wir sind zwar am Abend wieder heimgekommen. Und ja, es war nicht schön dort. Wo ich dann ein Jahr obdachlos gewesen bin, das war nicht schön.

I: Wann, wie alt waren Sie da?

17. (...) In meiner Jugend, das was dann nachher, war halt nach der Schule, wo ich halt die Lehre dann nachher ein Jahr durchgemacht habe und dann nachher gschmissn hab, hab ich halt a bissl, ja, bin ich halt am Boden gelegen. Ich bin immer wieder runtergesunken statt nach oben. Ich war auch öfters mal im Spital, weil ich den Magen auspumpen hab müssen.

I: Das heißt, Sie haben konsumiert?

Ja, genau.

Ich hab öfter einmal unter der Brücke gschlafn, aber so... Es hat zum Glück nur ein paar Tage angehalten, wo ich auf der Straße war. (...) Mir wurde es danach zu dumm, ich bin nachher wieder zu meiner Mama gegangen.“ (Petra)

Alle drei befragten *Systemsprengerinnen* haben **Phasen von massivem Suchtmittelmissbrauch** hinter sich. Wie kann es bloß kommen, dass Menschen, die die Folgen von Sucht selbst seit ihrer frühesten Kindheit erlitten haben, zu Drogen greifen? Drogen und Alkohol sind einerseits ein Versuch der **Selbstmedikation bzw. Selbstheilung**. Damit kann man sich vor Erinnerungen und den Gefühlen schützen, die beim Erwachsenwerden aufkommen. Alle Befragten begannen etwa im gleichen Alter mit dem massiven Suchtmittelkonsum. Diese Betäubung funktioniert auf Zeit ziemlich gut, langfristig zerstört sie.

Andererseits kommen die psychischen Folgen der frühkindlichen Erfahrung von Gewalt und Vernachlässigung hier zum Tragen. Das ist das **mangelhafte Selbstwertgefühl** (oder psychoanalytisch ausgedrückt: die eingeschränkte Ich-Stärke). Wer den eigenen Wert nicht wahrnimmt, folgt erstens den selbst erlebten Mustern anderer, ohne sie zu hinterfragen oder etwas dagegen zu unternehmen. Zweitens schauen nur jene auf ihr Wohlergehen und damit auf ihren Körper, die sich selbst Wert zu messen. Anna, die in weiterer Folge einen gewalttätigen und ausbeuterischen Partner nach dem anderen an ihrer Seite hat, erkennt diesen Mechanismus instinktiv:

„Der hat (...) in ana Wochn sei Wohnung schmutziger gmacht als i in drei Monat. (...) Weil er denkt si, i hob a Putzfrau. Hab i dann gsagt, „ok, ich will das nicht mehr machen.“ Bin aber weiterhin dort bliebn, weil der hat Gras anbaut und ich hab halt da gratis immer kiffen können, na. War ma halt irgendwie wichtiger als mein Wohlbefinden.“ (Anna)

Drittens bringen diese Menschen auch nicht die Ich-Stärke auf, sich professionelle Hilfe von außen zu suchen, weil sie sich nicht entsprechend wertvoll finden. Menschen, die Hilfe suchen, haben das Gefühl: Ich bin es wert, dass mir geholfen wird. Ich bin es wert, dass ich da rauskomme. Das mag zB auch erklären, warum Anna nach den Vergewaltigungen darauf verzichtet, die Täter anzuzeigen. Sie ist es sich selbst (unbewusst) nicht wert, die Verletzung von Körper und Seele ahnden zu lassen, kann sich vielleicht auch nicht vorstellen, dass ihr (insbesondere angesichts von eventuellem Alkohol- und Drogenmissbrauch) geglaubt wird. *Systemsprenger*innen* suchen keine Hilfe, ganz im Gegenteil verharren sie sowohl in ihrer Jugend als auch später als junge Erwachsene immer wieder für lange Zeit in **absoluter Passivität**. Bei der Auswertung der Lebensgeschichten haben wir uns immer wieder ratlos gefragt, womit die Befragten in diesen Monaten, manchmal Jahren ihre Zeit zugebracht haben. Sie schaden sich damit im Großen, weil sie sich zum Beispiel keine Ausbildung „gönnen“, und im Kleinen,

weil sie sich zum Beispiel um Sozialleistungen erst kümmern, wenn sie vor dem absoluten Nichts stehen. Damit legen sie ständig Verhaltensweisen an den Tag, die für Menschen mit einem gesunden Selbstwertgefühl unvernünftig und fahrlässig, schlicht nicht nachvollziehbar sind.

Sowohl Anna als auch Petra brechen, wie bereits beschrieben, die **Ausbildung** ab, die sie unmittelbar nach der Schule begonnen haben, und geraten gleichzeitig oder unmittelbar danach in einen Strudel von Alkohol, Drogen und mehr oder minder versteckter Obdachlosigkeit. **Zora**, die trotz der häufigen Einrichtungswechsel ununterbrochen in der Betreuung der Jugendhilfe bleibt, absolviert hingegen erfolgreich eine Lehre, die in ihrer Wahrnehmung aber Arbeit und nicht Ausbildung ist. Sie hat diese Zeit in schlechter Erinnerung, fühlt sich von ihrem Lehrherrn überfordert und schlecht behandelt. Häufig ist sie, das harte Mädchen, in Tränen aufgelöst. Das ist eine schlechte Basis für die spätere Ausübung des Berufs, zu dem sie keine Bindung aufbauen kann, wie zum Arbeiten überhaupt. Folgerichtig steigt sie nach dem Lehrabschluss nicht in den Arbeitsmarkt ein, sondern beantragt die WMS. Ihren Lehrberuf übt sie niemals aus und möchte das auch ausdrücklich nicht tun.

„Ich war im Poly. Und danach hab ich gearbeitet.

I:: Ok. Was hast du da gemacht?

[Lehrberuf].

I: Das heißt du hast gelernt?

Ja. (...) Pfff. Äh ich hab die drei Jahre fertig gemacht. Dann hab ich Lehrabschluss gemacht. Und dann, ja. Also die Lehre war a Katastrophe. Woah, schlimm.

I: Erzähl.

Ja. Lehrjahre sind keine einfachen Jahre. (...) Der Chef war einfach komisch und richtig gemein zu uns. Überhaupt jetzt diese drei Monate. Wenn man anfängt, hast du ja drei Monate Probezeit (...), „wir sind hier nicht beim Ballett, dass du so langsam bist (...)“, und dann hab ich eh gesagt, „ich bin nicht einmal im zweiten Monat“. Einfach gemein. Bin schon oft weinend nach Hause gegangen.

Das ist nicht so, für mich ist das kein Job. Ich hab's einfach gemacht, weil ich die Arbeit gefunden hab und ich hab die drei Jahre durchgezogen.“ (Zora)

Auch bei **Anna** ist die Jugendhilfe, was die Ausbildung anlangt, erfolgreich: Sie findet eine verständnisvolle Beraterin in einer auf Jugendliche spezialisierten Einrichtung, die eine Bindung zu Anna aufbauen und sie zu einer Lehre motivieren kann. Anna ist inzwischen volljährig und wechselt in eine eigene (vorerst betreute) Wohnung. Sie schließt die Lehre erfolgreich ab und wird von ihrem Lehrbetrieb in ein reguläres Arbeitsverhältnis übernommen. Doch Alkohol und Cannabis sind stärker. Nach einem Jahr kündigt Anna das Arbeitsverhältnis, versucht es noch einmal mit einem Job und schafft es wieder nicht. Ein weiterer Versuch einer Eingliederung in den Arbeitsmarkt durch das AMS scheitert diesmal daran, dass die inzwischen 23-jährige Anna wieder sexuelle Gewalt erfährt. Ihr damaliger Freund verbreitet Nacktfotos von ihr im Internet. Sie fürchtet so sehr, von jemandem erkannt zu werden, dass sie kaum noch außer Haus geht und auch die Ausbildung abbricht. Sie verfällt völlig der Sucht und stürzt für Jahre in Passivität, kann aber in ihrer eigenen Wohnung bleiben, da die Großmutter Delogierungen mehrmals verhindert. Für die emotionale Bindung an einen Partner, so unangenehm er auch sein mag, nimmt sie Schläge und Ausbeutung auf sich. Sie lebt vom AMS-Bezug, Sex-Arbeit und von ihrer Großmutter. Das AMS resigniert angesichts der offensichtlichen Suchtproblematik. Die WMS beantragt sie erst vier Jahre nach dem Ausbildungsabbruch, mit 26 Jahren.

„Dann war ich insgesamt ein Jahr, glaub ich, im Krisenzentrum und in der WG, (...) Und dann hab ich das betreute Wohnen gekriegt. Das heißt, man hat eine Betreuerin vom Jugendamt, die kommt einmal in der Woche vorbei, gibt dir dein Taschengeld und schaut halt ob alles passt. Fragt halt,

Termine, dies, das. (...) Also na ich war sogar schon volljährig aber bei mir wurde es verlängert, weil ich noch Lehre gemacht hab. Also die Betreuung hat länger angehalten.

Dann bin ich in an Kurs kurz gwesn, eh vom AMS (...). Hab ich auch so a, so a liebe Betreuerin ghabt unter anderem. Mit der hab ich, schreib ich immer wieder heute noch. Die hat mich dann ahm zum [Lehrbetrieb] reinbracht, da hab ich dann vier, also drei Jahre lang am [XXX] beim [XXX] die Lehre gemacht. Dann ein Jahr haben's mich noch übernommen. Dann hab ich aber kündigt, weil's intern nicht passt hat und weil ich halt doch nach wie vor die Alkoholsucht hatte. Die ist dann immer mehr ausgeprägt gewesen.

Dann hatte ich einen anderen Freund (...), der hat dann Nacktbilder von mir im Internet veröffentlicht. (...) Dann hab i ma ur schwer tan, generell so, rauszugehn. Weil ich hab mich so geschämt, weil Wien ist klein. Irgendwer wird die Fotos gsehn habn, der vielleicht mich erkennt. (...) Hab weitergs-offn halt, hab halt richtig Vollgas gebn wieder. Dann den Kurs, also ich war dann noch mal im [XXX], den hab ich auch abbrochn. Weil ich mich halt so gschämt hab. Weil es könnt ja irgendwer im Kurs sein, der die Fotos gesehen hat. Dann bin i eigentlich ab dem Zeitpunkt nimma hackln gangen.

Mich habn bis aufn jetzigen, habn mich bis jetzt alle gschlagt. Also ich hab noch kan Freund ghabt, der mi net irgendwo körperlich angriffen hat auf unguete Weise.

Dann durch meinen Alkoholismus, durch den vehementen Alkoholimus (...) haben s' [Anm.: AMS] a Auge zudrückt, habn halt gsagt, „ja, wir sehen, Sie sind arbeitswillig“, aber ich bin halt nicht arbeitsfähig gewesen. Weil wennst die ganze Nacht saufst, hast einfach nicht in die Arbeit gehen können am nächsten Tag.“ (Anna)

Petra lebt nach der Obdachlosigkeit wieder bei ihrer Mutter, ohne zu arbeiten und ohne in Ausbildung zu sein. Mit 18 Jahren wird sie schwanger und bekommt ein Mädchen. Nach sieben Monaten zieht sie in ein Mutter-Kind-Heim, ein Hinweis, dass die beiden Frauen mit dem Baby nicht gut zu-rechtkommen. Dort hilft man ihr bei der Beantragung der WMS. Nach vier Monaten wird ihr das Kind vom Jugendamt abgenommen: Sie habe es verwahrlosen lassen. Das Mädchen kommt in eine Pflegefamilie. Nicht anders als Anna wiederholt also auch Petra die Geschichte ihrer eigenen Mutter. Petra gelingt es genauso wenig wie einstmals ihrer Mutter, sich ausreichend um ihr Kind zu kümmern, das daraufhin fremduntergebracht wird. Sie bringt ihre Tochter damit in eine Lage, unter der sie selbst als kleines Mädchen sehr gelitten hat. Das Baby bekommt sie trotz Einspruchs nicht zurück. Nach der Kindesabnahme zieht Petra wieder zur Mutter. Die Geburt und die darauf folgenden Ereignisse haben aber auch etwas Gutes: Petra kommt nachhaltig von ihrer Alkohol- und Drogensucht los.

„Ich war 2014 war ich für vier Monate in einem Mutter-Kind-Heim. Dann wurde mir meine Tochter leider weggenommen vom Jugendamt selber her. (...) Sie war gerade einmal elf Monate. Die wurde mir einfach weggenommen.

I: Hat's da einen Grund gegeben?

Es war zwar nicht mein Grund von mir selber, sondern vom Mutter-Kind-Heim. Die haben behauptet, dass mein Kind voll dreckig war, dass sie unterernährt war und hin und her, aber (...) einen Anwalt hatte ich genauso gehabt. Der hat sogar bestätigt, und einen Psychologen hatte ich auch. Die haben alle bestätigt, dass mein Kind dabei nichts gehabt hat.“ (Petra)

Hier ist der Punkt, um innezuhalten und zu schauen, **wo die befragten Systemsprengerinnen standen, als sie erstmals die WMS bezogen**: Alle blickten auf eine brüchige und schwierige Kindheit und Jugend zurück. Eine hatte die Lehre abgebrochen, die zwei anderen hatten sie zwar abgeschlossen, aber gar nicht oder nur kurz im erlernten Beruf gearbeitet. Die drei Frauen waren arbeitslos, eine zudem schwer drogensüchtig und ständiges Gewaltopfer, eine andere verurteilte Gewalttäterin, der

dritten war eben das vernachlässigte Kind abgenommen worden. Zwei lebten in betreuten Einrichtungen, die älteste in der eigenen Wohnung. Alle zeigten Zeichen einer schweren psychischen Beeinträchtigung. Ihre Lebenswege hatten wenig an sich, was man mit „normal“ umschreiben könnte.

Ein Blick auf die schematische Darstellung von Weg 1 in die WMS (s. S. 8) macht deutlich, dass die Mindestsicherung für die *Systemsprenger*innen* kaum eine Änderung bringt. Ihr Leben scheint unbeeinflusst vom neuen Bezug unverändert weiterzugehen. Trotzdem erkennt Anna im Rückblick eine zweifache Wirkung: eine, die gleich zu spüren war. Sie gewann unmittelbar eine gewisse finanzielle Unabhängigkeit, vor allem von ihrer Großmutter, die die 26-Jährige bis dahin noch immer kräftig unterstützt hatte. Und ihr sehr langsamer Ausstieg aus der WMS nahm mit der kompetenten Betreuung durch eine Sozialarbeiterin der MA 40 damals seinen Anfang.

„Ich hab größtenteils wirklich einfach gschnorrt bei meiner Oma. Ich hab wirklich nicht viel Geld gehabt. Es gab viele, viele Tage und Wochen, wo i nur an trockenen Reis mit an Salz und bissl ana Butter gessn hab. Weil ich war ma einfach zu stolz, dass ich einen EDV-Kurs mach oder so. Oder dass ich mich immer rechtfertigen muss für, warum i jetzt zu dem Termin net kommen bin oder warum i des net gmacht hab.

Dann hab i aber auch gsagt, ich will nicht mehr zu meiner Oma. Weil ich bin eine erwachsene Frau, ich kann nicht mehr bei meiner Oma jedes Mal um Geld schnorren. Ja und dann bin ich halt beim Sozialamt geblieben. Weil ich gsagt hab: Ok, dann tua i halt mein Stolz runterschlucken und geh halt zum Sozialamt und lass mich da ein bisschen unterstützen. Dass i wieder an Lichtblick seh, dass i halt seh: OK, ich kann jetzt versuchen zu lernen, mit dem was i von Sozialamt und vom AMS gemeinsam krieg, dass i lern damit umzugehen.

Vor zwei Jahren, als ich anfangen hab zum Sozialamt zu gehn, hätt ich mir das gar nicht vorstellen können, dass ich irgendwo finanziell keine Sorgen hab oder so.“ (Anna)

Die befragten *Systemsprengerinnen* sagten alle von sich aus, also ohne dass wir explizit nachgefragt haben, dass sie Probleme beim **Umgang mit ihren Finanzen** gehabt hätten oder noch immer haben. Kaum gebe es einen Eingang am Konto, sei das Geld schon wieder weg. Danach würden zB Partner*innen, Eltern, Großeltern oder Freunde einspringen, was ständige Abhängigkeiten, Verpflichtungen und Privatschulden bedeute. *Petra* und *Anna* hatten das Problem zum Zeitpunkt des Interviews besser in den Griff bekommen: Petra, indem sie gelernt hat, besser mit Geld hauszuhalten, Anna über ein betreutes Konto. *Zora*, mit 23 Jahren rund fünf Jahre jünger als die beiden anderen, hat nach wie vor bereits am Monatsanfang ihre Mittel aufgebraucht. Dass keineswegs allein das Unvermögen der Bezieher*innen für die ständige Geldknappheit während eines WMS-Bezugs verantwortlich ist, sondern auch gut organisierte Bezieher*innen regelmäßig zu wenig Einkommen haben, angesichts hoher Fixkosten oder unvorhergesehener Ausgaben, wird im Kapitel *Finanzielle und soziale Absicherung bei eng geschnalltem Gürtel* näher erläutert.

„Na ja, mittlerweile komm ich schon ziemlich klar mit dem, weil am Anfang, ich hatte ziemliche Probleme mit'm Geld zum Beispiel. Bei mir war das Geld innerhalb von einem Tag weg.

I: Wofür haben sie es damals ausgegeben?

Na ja, für Zigaretten, auch für'n Einkauf, alles Mögliche Drum und Dran. Ich habe immer viel Blödsinn gekauft. Kleinteile, keine Ahnung, was ich nicht einmal gebraucht habe, ehrlich gesagt.

I: Wenn Sie keins mehr gehabt haben, was haben S' dann gmacht? Weil Sie gsagt habn, früher haben S' mit Geld nicht so gut umgehen können.

Ich bin zu meiner Mama gegangen.“ (Petra)

„Ganz ehrlich, bei Finanzen kenn ich mich auch heute nicht aus.

I: Kann man davon leben?

Äh wenn ma net so a Trottl is wie ich dann schon. Wann ma net stattdessen a Säuferin is, a Kifferin und dann noch a Raucherin, dann kommt man ganz bestimmt aus. Wenn ma aber mit Geld nicht auskommen also äh z'recht kommt oder net weiß, wo ma bissl was einspart oder was halt, wo die Prioritäten liegen, dann kommt man natürlich nicht aus.“ **(Anna)**

„Ich kann einfach nicht mit Geld umgehen. Ich gib einfach aus.

I: Und wann ist es, wann hast Du dann keins mehr? Also

Ja also, Anfang des Monats.

I: Wann kriegst Du's?

Am Ende des Monats.

I: Und was machst du dann das restliche Monat?

Ja dann hab ich meine Freundin.“ **(Zora)**

Dass die **Systemsprenger*innen an der Organisation ihres Alltags und ihrer Finanzen oft scheitern**, liegt einmal mehr vor allem an den frühen Beeinträchtigungen, die sie erlebt haben. Erstens macht sich wieder die ständige **Suche nach Bindungen** bemerkbar, denn **Systemsprenger*innen** helfen anderen gerne mit Geld aus, das sie gar nicht haben, um sich Zuneigung zu sichern. Am deutlichsten wird das bei **Anna**, die von ihren Partnern nicht nur misshandelt wird, sondern auch ökonomisch ausgenutzt: Sie lassen sich Geschenke machen oder Reparaturen zahlen, für die Anna Kredite aufnimmt, oder bestehlen sie sogar. Anna unterstützt zB auch ein Paar in der Nachbarschaft, das sie als „**Elternersatz**“ wahrnimmt, in einem völlig unvernünftigen Ausmaß mit dem Geld aus einem Bausparvertrag, den ihre Großmutter für sie abgeschlossen hatte; das verliehene Geld sieht sie nie wieder. Auch **Petra** borgt Geld her, das sie niemals zurückbekommt. Beiden Frauen ist im Rückblick klar, dass sie sich haben ausnutzen lassen.

„Hab aber immer Freunde ghabt, die finanziell nie abgesichert waren. Ich hab die eigentlich immer durchdrückt mit meinem Geld. Die haben halt auch die An,/ Angewohnheiten ghabt, dass ma die Bankomatkarte gfladert habn, dass mein ganzes Geld abghobn habn, also i hab an Schuldenberg hab i im Laufe der Jahre auf jedn Fall aufbaut.

Dann hab ich äh eine Xbox-One, die damals frisch rauskommen is, auf äh Null-Prozent-Fi, Finanzierung gnommen. Jo, weil ich ihn ja so geliebt hab. Hab Mitgliedschaft auch gleich. Ich glaub an Tausender oder sowas, nur für die Null-Prozent-Finanzierung. Aber dann hab i den Job verloren. Oder hab kündigt. Dann hab i des nimmer zahln können. Er hat halt auch immer nur Geld ausborgt. An Unfall baut. Dann hätten s' eahm amal fast eingesperrt. Dann hat er mich darum gebeten, dass ich daweil ausleg das Geld. Hab i eahm das Göd gebn.

Ich hab auch Nachbarn bei mir gegenüber ghabt, des war a älteres Ehepärchen. War so wie a Elternersatz für mich. Denen hab ich auch, wie i mein Bausparer kriegt hab, den die Oma vor Jahren abgeschlossn hat, hab i auszahlt kriegt 7.000 Euro. Von den 7.000 Euro hab ich denen drei oder vier-tausend Euro borgt, eahnan Sohn a 1.500, und der Rest ist halt mir bliebn.“ **(Anna)**

„Na ja, bei mir sind schon viele kommen, die was immer Geld braucht habn. Ich bin eine, die was gerne nachgibt. Ich sag immer ja. Aber wenn ich dann nachher wieder was brauch von denen, krieg ich als Antwort nur noch nein. Ja. Aus dem habe ich leider gelernt, aus den Fehlern. Ich geb, ehrlich gesagt, kein Geld mehr her. Weil ich weiß haargenau, dass ich es sowieso nicht mehr zurückkriege.“ **(Petra)**

Zweitens macht sich hier bemerkbar, dass den *Systemsprengern und -sprengerinnen* gewöhnlich der Vater abhandenkommt, ist doch in der Regel er der Gewalttäter und verlässt den gemeinsamen Haushalt, nicht selten auf Nimmerwiedersehen, wie zB Petra im Eingangszitat auf Seite 8 erzählt. Väter symbolisieren in unserer Kultur (noch immer) Struktur und haben für ein stabiles Umfeld zu sorgen. Deshalb führen die abwesenden Väter in der Innenwelt ihrer Kinder zu **Strukturlosigkeit**, überhaupt wenn die Mütter „schwach“ sind, also für sich selbst nicht gut sorgen können, zB weil sie selbst Opfer der häuslichen Gewalt geworden sind. In weiterer Folge fällt es *Systemsprenger*innen* schwer, Strukturen zu schaffen und zB den Alltag zu organisieren. *Systemsprenger*innen* sind aber trotzdem ständig auf der Suche nach Strukturen und damit zum Teil auch nach Grenzen, die ihnen von außen auferlegt werden – nach Grenzen, die sie sich selbst eben nicht setzen, die ihnen aber Schutz bieten (zB vor übermäßigem Suchtmittelkonsum). Deshalb neigen sie dazu, zu weit zu gehen, zB in ihrer Wut, beim Drogenkonsum oder der finanziellen Großzügigkeit. Zora geht mit ihrer Gewaltausübung weiter und weiter, bis Polizei und Gericht ihr Grenzen setzen, sie bestrafen und sogar ins Gefängnis schicken – das ist dann das Erlebnis, das so einprägsam war, dass sie von der extremen Gewaltausübung Abstand nimmt. Am klarsten wird die Suche nach Struktur und extern auferlegten Grenzen jedoch bei Anna, die seit ihrem 15. Lebensjahr mit einem Übertritt zum Islam liebäugelt, den sie dann mit 23 Jahren tatsächlich vollzieht. Sie trägt Kopftuch, lernt Arabisch und hält die Gebetszeiten ein. Ihren Lebenswandel, der mit dem Islam eigentlich nicht gut vereinbar ist, verändert sie jedoch nicht. Nur das Kopftuch nimmt sie wieder ab, als die Nacktbilder von ihr im Internet auftauchen. Sie erklärt explizit, dass es ihr schlicht um das Vorhandensein von Regeln und Grenzen gehe. Ob sie sie dann einhalte oder nicht, sei eine Sache zwischen ihr und Gott, also einer Vaterfigur. Sie schafft sich so „ihre“ private Religion, in der sie akzeptiert wird, auch wenn sie die Regeln bricht. Gleichzeitig lagert sie Belastendes an den Übervater aus: Sie fühlt sich persönlich weniger getroffen, wehrt sich nicht, sondern überlässt es ihm, Konsequenzen zu ergreifen. Damit verstärkt sie ihre Passivität und ihre Tendenz zur Opferrolle noch weiter.

„Ich hab mich aus eigenen Stücken dazu entschieden, den Islam anzunehmen. Und hab,/ bin halt auch der Meinung, man sollte sein Bestes geben, um die die Regel halt zu befolgen. Sicher, des mit'n Trinkn oder mit'n Kiffn und mit'n Rauchn san net die besten Charaktereigenschaften, aber i bin richtig zur Ruhe gekommen. Ich hab Sachen nicht mehr persönlich genommen. I hab immer gsagt: Der liebe Gott wird's scho richten. Der liebe Gott wird si scho darum kümmern.

I brauch das. Also ich bin ein Mensch, ich brauch meine Vorschriften, nach denen ich mich zu richten hab. Und das is halt im Islam auf jeden Fall sehr so. Also da hast ja wirklich für alles irgendwo a Regel. Ob'st das befolgst oder nicht, ist dann eh die Sache zwischen dir und Gott.“ (Anna)

Drittens scheitert die Organisation des Alltags und der Finanzen auch am nachhaltig **schwachen Selbstwertgefühl** dieser jungen Menschen, die in ihrer frühen Kindheit massiver häuslicher Gewalt und /oder Vernachlässigung ausgesetzt gewesen sind. Um es noch einmal zu wiederholen: Sie sind es sich selbst nicht wert, auf sich zu schauen. Sie sind nicht in der Lage, für sich selbst zu sorgen und Verantwortung für ihr Wohlbefinden zu übernehmen. Normalerweise beginnen Kinder ab dem Alter von sieben, acht Jahren den Umgang mit Geld zu erlernen, was aber eigentlich eine „erwachsene“ Fähigkeit ist. *Systemsprenger*innen* können aber lange nicht so richtig erwachsen werden, sondern sind immer weiter auf der Suche nach Versorgung von außen, während sie selbst tendenziell passiv bleiben, genauso wie Kinder und Jugendliche das eben machen. Das ist zB daran abzulesen, dass sich in ihrem Leben nach der Volljährigkeit (bzw. dem WMS-Bezug) gegenüber der Jugend nichts Grundsätzliches verändert, aber auch daran, dass sie noch Jahre lang in betreuten Einrichtung wohnen, eine Erwerbstätigkeit nicht ernsthaft ins Auge fassen und Weiterbildungen gleichzeitig planen und zeitlich hinausschieben, wie die befragten *Systemsprengerinnen* zum Zeitpunkt der Interviews.

Petra beschreibt anschaulich ihren langen Weg in Richtung Selbstständigkeit. Nach der Geburt ihrer Tochter, die ihr vom Jugendamt mit elf Monaten abgenommen wird, „*hab ich gesagt, ich stell' mein Leben selber aufn Griff*“. Mit 19 Jahren, sie bezieht bereits die WMS, stellt sie also ihr Leben auf den Kopf, um es in den Griff zu bekommen. Als erstes gelingt es ihr, von der Drogensucht wegzukommen, und zwar ohne externe Hilfe. Noch immer wohnt sie aber (nach dem kurzen Aufenthalt im Mutter-Kind-Heim) bei der Mutter, ist nicht in Ausbildung und steigt nicht ins Erwerbsleben ein, sondern besucht ausschließlich die vom AMS vorgeschriebenen Kurse. Zwei Jahre später, mit 21 Jahren, bekommt sie wieder ein Kind. Ihr Sohn darf bei ihr bleiben, sie ist also auch aus der Sicht des Jugendamts schon weitergekommen. Ihre Bemühungen, die Tochter zurückzuholen, sind allerdings erfolglos. Das Jugendamt traut ihr nicht zu, dass sie mit zwei Kindern zurechtkommt. Sie selbst setzt ihre Selbstständigkeit mit der Geburt des Buben an, tatsächlich folgen aber noch zwei Jahre in einem Mutter-Kind-Heim und drei weitere Jahre in einer betreuten Wohnung derselben Mutter-Kind-Einrichtung – damit gelingt ihr immerhin der Schritt in „*eigene vier Wände*“. In dieser Zeit, 2020, bringt sie ihr drittes Kind zur Welt, ein Mädchen. Petra ist 27 Jahre alt und blickt auf fünf Jahre betreutes Wohnen zurück, als sie ihre erste eigene Wohnung bekommt: die Gemeindewohnung, in der wir das Interview zwei Monate nach dem Einzug führten. Das Alleinwohnen ohne die Nachbarinnen, die sich in einer vergleichbaren Situation befinden, und ohne die gewohnte Betreuung sei zu Beginn nicht einfach gewesen, erzählt Petra, sie habe Schwierigkeiten gehabt, eigenständig ihre Tagesstruktur aufrecht zu erhalten, habe in der Nacht nicht schlafen können und sich einsam gefühlt. Der Vater der beiden jüngeren Kinder wohnt nicht weit entfernt in seiner eigenen Wohnung.

„Da war ich gerade mal 18, wo ich meine Tochter bekommen habe. Dann habe ich immer wieder Kurse gehabt vom AMS her. Und ja, danach wurde ich wieder schwanger, 2016, und dann war ich wieder AMS-Kurs. Ich war noch nicht einmal richtig gscheit arbeiten.“

Ich war schon ab und zu bei meiner Mama auch, aber dann, wo ich immer wieder älter worden bin, wo ich dann mit 21 dann nachher ihn [Sohn] bekommen habe, war ich dann nachher selbstständig.

I: Haben Sie da eine eigene Wohnung gehabt?

Naja, eigene Wohnung habe ich jetzt erst bekommen. Ich habe vorher im Mutter-Kind-Heim gewohnt und von dort bin ich dann nachher in meine eigenen vier Wände und das sind nachher drei Jahre.

I: Drei Jahre sind sie jetzt hier?

Na, ich bin erst seit zwei Monaten da.

Na ja, die Wohnung (...) war eigentlich vom Mutter-Kind-Heim, wo ich vorher gewohnt hab. (...) Und dann bin ich aber von dort halt auszogn in die Gemeindewohnung. (...) Ja. Ich hatte in meinem ganzen Leben, die 27 Jahre, noch nie eine eigene Wohnung außer jetzt.

I: Und wie is das? Vom Gefühl her?

Am Anfang, wo ich da war, ich hab mich ziemlich allein gefühlt. Ich war, ich weiß nicht. Ich hatte Nächte, die war ich tagelang munter, weil ich nicht schlafen konnte, weil es für mich ungewohnt war, aber es is dann nachher mit der Zeit gegangen. Ich hab auch wieder schlafen können. Ich bin rechtzeitig wieder aufstandn. Alles Mögliche.

I: Das heißt, das war am Anfang schwierig, irgendwie so die Tagesstruktur aufrechtzuerhalten, wie Sie hergezogen...? Ja.

Aber jetzt mittlerweile geht's schon wieder. Ich hab mich da eingewöhnt. Das is ja. Es is ein schönes Gefühl, dass man endlich seine eigenen vier Wände hat.“ (Petra)

Im Frühjahr 2021 hatte **Petra** eine Eileiter-Schwangerschaft, es wäre das vierte Kind gewesen und hätte die Fortsetzung der Ausbildung oder einen Berufseinstieg noch einmal herausgezögert. Mehrere Kinder hintereinander zu bekommen, ist eine Möglichkeit, dem Arbeitsmarkt fern zu bleiben und in der Versorgung zu bleiben, die die *leisen und lauten Systemsprenger*innen* sich so dringend wünschen. Das Sozialsystem macht quasi gut, was die Eltern versäumt haben. Petra hatte sich zum Zeitpunkt des Interviews vom AMS abgemeldet, um sich ausschließlich um die Kinder kümmern zu können. Es gibt also widersprüchliche Signale für die Zukunft: die neuerliche Schwangerschaft und die AMS-Abmeldung stehen der nunmehrigen Selbstständigkeit beim Wohnen und den konkreten Möglichkeiten für einen Abschluss der Ausbildung als Tischlerin entgegen.

„I: Ist das etwas, das Sie weitermachen würden wollen? Das Tischlern?“

Ja.

I: Kann man das jetzt in ... dass Sie die Lehre fertig machen?“

Die Lehre direkt zwar nicht, ganz die drei Jahre durch, sondern verkürzt. Dass ich sofort die Lehrabschlussprüfung krieg, aber ich hab jetzt drauf gesagt, ja, derweil muss ich leider noch warten, weil meine Kleine geht noch nicht in Kindergarten. Die haben gesagt, ich soll mich melden, sobald die Kleine einmal im Kindergarten anfängt. Ja, dann werden wir mal schauen.

I: Das ist das, was Sie gerne machen würden?“

Ja. Es gibt auch, ehrlich gesagt, keine anderen Berufe, die was mich so interessieren.“ (Petra)

Auch **Zora** bleibt nach dem WMS-Bezug in betreuten Wohnformen. Nach der Verbüßung ihrer einmonatigen Haftstrafe war sie nur selten und kurzfristig im Erwerbsleben. Sie erzählt, dass sie nach Abschluss der Lehre eine Weile nachgedacht habe, was sie beruflich weitermachen wolle, und zu dem Schluss gekommen sei, dass dies nicht ihr erlernter Beruf sei. Über das AMS bekam sie, wie übrigens auch Petra, einen Job als Floristin. Beide Frauen brechen die Tätigkeit allerdings mit Hinweis auf den Winter ab.

„Pfff äh Floristin war ich kurz.“

I: Mhm. In einem Geschäft?“

Ja. Genau zur Winterzeit. Aber das is echt nichts für mich.“ (Zora)

„Ich war zwar Floristin, also Gärtnerin aufm Friedhof war ich auch einmal nur ein halbes Jahr, fünf Monate lang nur. Aber auch nur im Winter, hab ich drauf gesagt, nein, ich mach's nimmer mehr.“

I: Ja, da haben S' aber doch ein halbes Jahr gearbeitet, oder?“

Ja. Ja. Aber daraufhin hab ich gesagt, ich mach's dann leider nicht mehr weiter. (...) Weil's immer nur Winterdienste geben hat für mich, und ich hab gesagt, ich bin kein Wintermensch, ich bin eigentlich ein Sommermensch, und ja.“ (Petra)

Zora hat außerdem kurzfristig in Supermärkten gearbeitet und Praktika absolviert, um sich zu orientieren. Inzwischen weiß sie, dass sie im „sozialen Bereich“ arbeiten möchte und plant eine Peer-Ausbildung für die Wohnungslosenhilfe. Ihr Anliegen ist es, Menschen zu helfen, die sich in einer ähnlichen Situation befinden wie einstmals sie. Eine längere Ausbildung lehnt sie nicht nur ab, sondern entwertet sie. Hier scheinen eigene schlechte Erfahrungen mit Sozialarbeitern und -arbeiterinnen bzw. Sozialpädagogen und -pädagoginnen, die sich auf Schreibearbeiten konzentriert und gar nicht erst versucht hätten, eine Bindung zu ihren Klienten und Klientinnen einzugehen, eine gewichtige Rolle zu spielen. Die Suche nach Bindungen, die für die *Systemsprenger*innen* so wichtig sind, wird auch hier virulent. Zora dreht in ihrer Argumentation die Verhältnisse um: Sie sei sich „zu gut“ für eine Tätigkeit am Computer, wolle mit Menschen arbeiten, und wenn es im Diskont-Supermarkt sei. Sie erhebt sich also über Berufe, für die eine höhere Qualifikation und damit längere Ausbildung nötig wäre, und verschleiert so, wie weit weg sie sich wohl von diesen Tätigkeiten fühlt, die bei ihr zu-

dem negative Assoziationen auslösen. Auch die Bezahlung ist relevant, wobei sie die schlechte Entlohnung sozialer Berufe angesichts einer langen Ausbildung stört, nicht aber, wenn der Lehrgang kurz ist. Genauso wie bei Petra sind Zoras Ausbildungspläne konkret, gleichzeitig schimmert aber Unsicherheit durch. Bewerbungen schickt Zora jedenfalls aktuell nicht ab, mit dem Argument, dass sie angesichts ihrer Vorstrafe ohnehin keine reelle Chance auf einen Job habe. Es scheint, als wolle sie bis zur und während der Ausbildung, die erst ein halbes Jahr nach dem Interview beginnen sollte, im WMS-Vollbezug bleiben.

„I: Und nach der Lehre?

War ich kurz arbeitslos. Nur für ein paar Monate. Und dann, ja, hab ich mich durchgeforscht, ob ich überhaupt noch in der Küche bleiben will oder nicht. Und ja. Hab dann geschaut, wo ich hinpass.

I: Und was war das Ergebnis?

Eher im sozialen Bereich.

Ich hab eh gearbeitet. (...) Pfff ich hab viele Praktikums gemacht.

I: Dabei kriegt man aber nix bezahlt

Nein, aber ich hab das gemacht eben, damit ich weiß, in welche Richtung ich gehn will.

I: Und wie bist du dann auf das Soziale gekommen?

Keine Ahnung, wollte immer schon mit Menschen zu tun haben. Es gibt interessante Menschen.

Ich hab mich schon angemeldet für Peer. Das ist eine Ausbildung. Und die beginnt erst nächstes Jahr.

I: Mhm. Und bis dahin oder ja?

Will ich irgendwas machen

I: Und ist das so eine Ausbildung, die man neben der Arbeit machen kann, oder?

Ja.

I: Und das ist das, was du willst, oder?

Mhm. Extremst. (...) Ich könnt mich jetzt auch für ein College anmelden und den Sozialpädagogings machen, aber ich setz mich jetzt sicher nicht her in die Schule rein. Für drei Jahre. Nein. (...) Auf gar keinen Fall. Weil du hier nicht gut bezahlt bist auch als Sozialpädagogin. Also hier bekommen sie vielleicht 2000 Euro. Da kann ich auch jetzt zum Beispiel beim [Diskont-Supermarkt] arbeiten und ich kann auch privat zum Beispiel noch babysitten und ich komm auch auf meine 2000 Euro. Das seh ich nicht ein. Will ich nicht.

I: Aber du willst doch gar nicht beim [Diskont-Supermarkt] arbeiten

Nein, aber das war jetzt nur so ein Beispiel. Ich brauch dafür nicht eine Schule machen, wenn ich auch so auf meine 2.000 Euro kommen würde. Wenn Si,/ wenn du verstehst, was ich meine.

Ich will nicht Sozialarbeiterin werden, damit ich hinter einem PC sitze 24 Stunden. Sicher nicht. Das tue ich mir ja nicht für mich selber an. Du kannst vielleicht / Sozialarbeiterin kannst natürlich in vielen Einrichtungen machen, aber die meiste Zeit sitzt du einfach hinter einem PC und machst nur (...) Papierkram. Ich will mich ja mit den Menschen auseinandersetzen können. Und nicht einfach nur hinter einem PC sitzen und schreiben. Und kurz sehen für fünf Minuten. Sicher nicht. Und dafür bekomm ich 1.000 oder 2.000 Euro. Will ich nicht. Dafür bin ich mir zu gut, dass ich hinter einem PC sitze. Nein, nie im Leben würd ich das machen. (3 Sek. Pause) Dann arbeite ich lieber beim Hofer und hab mit Menschen zu tun.

Da kann ich ja ein Jahr diese Peer-Ausbildung machen und ich arbeite mit Menschen. Ob das drei Jahre ist oder ein Jahr ist auch jetzt, macht kein Unterschied.

I: Du hast gesagt, Du suchst jetzt Job? Suchst du wirklich?

Ja.

I: Wie?

Mit den Augen. Und warten, bis Gott mir irgendwie einen Brief schickt, damit ich ... Nein, Spaß. Natürlich such ich, aber jetzt nicht konkret, dass ich suche. (...) Wenn ich das AMS sage, schickt mir, die schicken mir Bewerbungen von [Diskont-Supermarkt], aber ich denk mir gleich, kann nicht zum [Diskont-Supermarkt] gehen, weil ich halt vorbestraft bin, und sie diese Leute nicht annehmen. Schicken sie es trotzdem. Und dann schick ich aber dort keine Bewerbung ab.“ (Zora)

Den Antrag auf WMS stellt **Anna** auf Drängen ihres damaligen Partners. Der deutlich ältere Mann kümmert sich also einerseits um sie, zahlt zB einmal ihre Mietschulden, damit sie nicht delogiert wird. Andererseits ist aber auch dies eine von Gewalt und Entwertung geprägte Beziehung. Anna gelingt es lange nicht, sich von ihm zu lösen, auch weil er sie mit kostenlosem Cannabis versorgt und weil sie seinen Hund mag. Anna erwähnt mehrmals ihre enge Bindung zu Tieren. Die Loslösung gelingt ihr erst nach einem weiteren Fall massiver sexueller Gewalt: Sie wird ein drittes Mal in ihrem Leben vergewaltigt. Der Partner weigert sich, ihr danach beizustehen. Ein Freund hilft, daraus wird eine neue Partnerschaft: zum ersten Mal ganz ohne Gewalt. Annas Lebenssituation verbessert sich ab dann rasant. Sie schränkt ihren Alkoholkonsum drastisch ein, reagiert also so wie Petra nach der Geburt der ersten Tochter. Der neue Freund aktiviert erfolgreich sein soziales Umfeld, um ihr einen Job in ihrem erlernten Beruf als Verkäuferin zu verschaffen. Anna war zum Zeitpunkt des Interviews überglücklich, weil sie trotz vieler Überstunden mit großer Freude arbeitet, noch mehr aber, weil sie ihr erstes Kind erwartet. WMS bezog sie seit dem Job, bei dem sie gut verdient, keine mehr. Eine funktionierende Partnerschaft – also eine verlässliche Bindung – hat hier den Umschwung gebracht. Auch bei der dritten Vergewaltigung verzichtet Anna auf eine Anzeige, nicht aber bei einer kürzlich erlittenen sexuellen Belästigung durch einen Kunden. Ihr Selbstwertgefühl ist also deutlich besser. Im Rückblick ist sie selbst fassungslos über die letzten sechs Jahre, die sie in gleichförmiger Passivität zugebracht hat. Trotzdem scheint auch Annas Zukunft alles andere als sicher: Ist ihre Stabilität nur vom Funktionieren der Beziehung abhängig? Wird sie es schaffen, die weibliche Familiengeschichte zu durchbrechen und ihr Kind zu versorgen? Kann sie Alkohol und Drogen nachhaltig fernbleiben?

„I: Wie lang waren Sie mit ihm zsammm?

Auch über ein Jahr. Eineinhalb Jahre. Gott sei Dank nicht so lang. Weil es gab keinen Tag, wo i bei dem daheim war, wo i net greart hab. Ich bin kommen, der hat gsagt, „na wie schaust Du aus? Du schaust aus wie a Tschusch. Du hast da a Loch, des schaut scheiße aus, des schaut scheiße aus, des schaut scheiße aus. Schaust aus wie a Tschusch.“ Des woar sei Spruch. (...) „Ja, die scheiß Muslime, scheiß Ausländer.“ Für eahm is ollas beschissen. Des traut er si aber niemandn ins Gesicht sagen.

Weil, wann ma uns ehrlich san, bin ich am Schluss dann eh wirklich nur mehr wengan Gras und wengan Hund, weil ma sein Hund so leid tan hat. Weil i sein, von eahm den Chihuahua so gliebt hab. Ich mein, ich lieb den jetzt noch, aber ich bleib doch net mit an Typn zsammm nur wenga sein Hund oder nur wengan Gras.

Letztes Jahr im Sommer hat mi, habn mi zwei Afghanen im 16ten Bezirk vergewaltigt und des hat ma dann die Augen geöffnet. Da hab i gsagt, „ok, ich trink kan Alkohol mehr“. Hab dann a halbes Jahr aufgehört, dann hab i wieder, halt hin und wieda so bissl was trunkn. Die letzten Wochn warn a bissl extremer, da hab ma wiedermal Jägermeister trunkn und so, afoch mit einer Bekannten die auch im [XXX] arbeitet und mit meinem. Wir habn's halt relativ locker gmacht die letzten Tage, die letzten Wochen. Also wir haben sehr viel Party gmacht. Immer wieder nach der Arbeit: do an Jägermeister, do an Jägermeister, da mal a Bierchen, da mal a Bierchen. Und vorgestern hab ich halt dann erfahren, dass ich schwanger bin. (...) Des spüts bei mir nimma. Das spielt es nicht mehr.

I: War das eigentlich eine schwere Umstellung? I mein, i denk mir, Sie habn gsagt, Sie warn sechs Jahre war,/ habn Sie nichts gearbeitet.

Gar nicht so. Komischerweise gar nicht so extrem. Sicher gibt's hin und wieder diese, diese Tage, wo ich dann in der Früh munter werd und ma denk: Na, i hob kan Bock. Aber selbst wenn ich kan Bock hab, ich komm in die Arbeit. Ich komm jedes Mal pünktlich in die Arbeit. (...) Weil es geht ja auch um was. Und ich will ja auch, ich will ja auch was an meinem Leben verändern. Ich will nicht so wie früher werden, dass ich sag: Ok, ich hab diese Scheiß-drauf-Einstellung und mir ist alles egal. Weil i, i bin 28, mehr oder weniger.

*Ich frag mich halt so, wo die letzten Jahre hin verschwunden sind. Ab mein 21. Lebensjahr bis jetzt hab i mehr oder weniger so eine richtige Lücke. Weil's halt jedn Tag dasselbe war. Aufstehn, a paar Öfen rauchen, saufen, schlafen gehn. Es war jeden Tag dasselbe. (...) I kenntat mein Kind, wenn ich dann amal eins krieg, (...) könnt ich gar nichts erzählen.“ **(Anna)***

Der erste von uns ermittelte Weg in die WMS wird vom Wunsch, Bindungen zu finden sowie versorgt zu werden, geprägt. *Laute wie leise Systemsprenger*innen* haben nicht das Selbstvertrauen zu glauben, sie könnten ihr Leben aus eigener Kraft bewältigen: es zB selbstverantwortlich organisieren und finanzieren. Sie schätzen ihren eigenen Wert so gering ein, dass sie sich nicht einmal eine gute Ausbildung, nicht einmal psychische und physische Gesundheit gönnen. Sie tragen seit ihrer frühesten Kindheit die Last schwerer psychischer Beeinträchtigungen, die ihnen den Weg aus der WMS schwer machen: zB **Depression oder Borderline-Syndrom**.

*„Wenn ich zB jetzt meine Kinder nicht hätte, ich weiß nicht einmal, was ich mit meinem Leben noch anfangen würde.“ **(Petra)***

„I: Gibt's noch etwas, was Du Dir wünschst?

(3 Sek. Pause) Nein. Es kommt, so wie es kommt. (...) Glauben Sie an die Zahnfee?

I: Nein.

Haben Sie mal an die Zahnfee geglaubt?

I: Nein.

Noch nie?

I: Nein.

Auch wo Sie kleiner warn, noch nie?

I: Nein.

An den Sandmann?

I: Nein.

An den Osterhasen?

I: Wahrscheinlich ja. Aber das ist schon so lange her

Und ich glaube auch nicht an Wünsche. Weil das is ein Blödsinn. Du kannst dir's wünschen, ob es in Erfüllung geht, das wird eh nie der Fall sein. Kannst es dir nur selber dorthin arbeiten.

I: Das stimmt, aber macht man das nicht so, dass man sich zu etwas hinarbeitet, was ...

Ja aber dann sagt ma, arbeite Dich da d,/ also in diese Richtung hin, aber nicht wünsch Dir was.

*Ein Blödsinn. Jetzt wirklich. Dann müssten ja meine alle Wünsche von der Kindheit schon jetzt in Erfüllung sein.“ **(Zora)***

*„Ich mein, sicher, nach wie vor hass ich Menschen. Ich werd Menschen auch immer hassen. Vielleicht auch eine Nebenwirkung meines, meiner Borderline-Erkrankung. Weil die hab ich auch diagnostiziert bekommen nach dem siebenten Suizid-Versuch oder so.“ **(Anna)***

Weg 2 – Befreiungsschlag in die Armut: Opfer von Gewaltbeziehungen

Weg 2 in die WMS nimmt seinen Anfang bei einer intimen Beziehung, in der körperliche, psychische und sexuelle Gewalt über lange Zeit hinweg den Alltag prägen. Das Opfer erleidet physische Verletzungen und verbale Kränkungen, wird bedroht und systematisch entwertet, und zwar dermaßen stark, dass Eigeninitiative und Selbstwert so brechen, dass eine Trennung denkunmöglich ist. Derartige Beziehungen dauern über Jahre, ohne dass sich die Opfer wehren. Der Impuls für die Trennung kann zB von außen kommen (etwa durch die Meldung eines Krankenhauses), von einem Gewaltexzess ausgelöst werden oder von der Angst um die Kinder, die häufig ebenfalls Opfer, auf jeden Fall aber Zeugen und Zeuginnen der häuslichen Gewalt sind. Nach der Trennung sind die Opfer nach wie vor psychisch stark beeinträchtigt. Der Weg aus dem schwarzen Loch, in das sie gezwungen wurden, dauert lang, ist beschwerlich und schmerzhaft. Er verläuft nicht geradlinig, sondern einmal nach oben und dann wieder nach unten, wobei er eine Weile eher nach unten zeigt, also – bildlich gesprochen – noch tiefer ins schwarze Loch führt. Erwerbstätigkeit, Organisation des Alltags und Versorgung der Kinder werden zu Hürden, die nur schwer zu nehmen sind. Um zurück in ein selbstbestimmtes und glückliches Leben zu finden, ist professionelle Hilfe nötig. Der Antrag auf WMS erfolgt unmittelbar nach der Trennung und ermöglicht den Opfern die ökonomische Unabhängigkeit. Sie bleiben lange im Bezug, entweder durchgehend oder mit Phasen der Erwerbstätigkeit dazwischen.

Die Kinder der *Opfer von Beziehungsgewalt* machen die gleichen Erfahrungen wie die *lauten und leisen Systemsprenger*innen* oder wie manche *Downsized*, tragen also ein erhöhtes Risiko, Weg 1 oder Weg 4 in die WMS zu beschreiten.

In der überwältigenden Anzahl der Fälle sind die *Opfer in Gewaltbeziehungen* weiblich und die Täter männlich. Aber es gibt auch die sehr raren Fälle, in denen Frauen gegen ihre Partner extreme Gewalt ausüben, und natürlich auch gleichgeschlechtliche Gewaltbeziehungen. Die dramatischen Folgen für das körperliche und noch mehr für das psychische Wohlbefinden sind unabhängig vom Geschlecht des Opfers.⁶

Ob bzw. wie lange häusliche Gewalt in einen WMS-Bezug – und damit letztendlich in Armut – führt, ist davon abhängig, wie das Leben der Opfer vor der Beziehung ausgesehen hat und welche materiellen und sozialen Ressourcen die Opfer haben, teilweise auch die Täter*innen, wenn es um Unterhaltszahlungen geht. Die beiden *Opfer von Gewaltbeziehungen*, die wir hier porträtieren, *Jovanka* und *Naila*, sind 39 und 41 Jahre alt, beide sind nicht in Österreich geboren. Das heißt nicht, dass häusliche Gewalt in Familien mit Migrationsgeschichte häufiger vorkommt. Ganz im Gegenteil ist sie in allen Bevölkerungsgruppen verbreitet, wie Prävalenzstudien⁷ belegen. Was jedoch sehr wohl eine Rolle spielt: Migrantinnen sind weit überdurchschnittlich oft sozial benachteiligt, haben also im Falle von häuslicher Gewalt vergleichsweise niedrige Ressourcen, um aus den Folgen der Gewalt herauszufinden, und sind daher eher auf die WMS angewiesen.

Weg 2 in die WMS ist eindeutig und daher schnell zu beschreiben, jener hinaus hingegen komplex. Deshalb liegt der Schwerpunkt dieses Kapitels bei der Zeit nach dem ersten WMS-Bezug.

⁶ In dieser ZDF-Dokumentation kommt neben zwei Frauen auch ein männliches Opfer zu Wort: <https://www.zdf.de/dokumentation/37-grad/37-schlag-ins-herz-100.html> (abgerufen 13.3.2022).

⁷ siehe: Sardinha, L., Maheu-Giroux, M., Stöckl, H., Meyer, S. R., García-Moreno, C. (2022). Global, regional, and national prevalence estimates of physical or sexual, or both, intimate partner violence against women in 2018. In: *Lancet* 2022; 399: 803-13 (online: February 16, 2022, [https://doi.org/10.1016/S0140-6736\(21\)02664-7](https://doi.org/10.1016/S0140-6736(21)02664-7)); für Österreich, aber älter: zB Kapella, O., Baierl, A., Rille-Pfeiffer, C., Geserick, C., Schmidt, E. (2011). Gewalt in der Familie und im nahen sozialen Umfeld. Österreichische Prävalenzstudie zur Gewalt an Frauen und Männern. Wien: ÖIF, abrufbar unter: <https://usolar.univie.ac.at/detail/o:1162297>.

Abbildung 2: Weg 2 in die WMS – Opfer von Gewaltbeziehungen

intime Gewaltbeziehung: körperliche, psychische und sexuelle Gewalt, die über lange Zeit andauert
teilweise Alkoholkonsum des Täters (der Täterin)

- Opfer löst die Beziehung (endgültig)
 - Bezug der Wiener Mindestsicherung

weiterhin Bedrohung durch den Ex-Partner (die Ex-Partnerin)
massive psychische Beeinträchtigungen, die lange anhalten – daraus folgen
• Überforderung bei der Alltagsorganisation, zB im Umgang mit dem niedrigen Einkommen, was zu Schulden führt
• teilweise Erwerbsunfähigkeit
• teilweise Vernachlässigung der Kinder
• Abhängigkeit von sozialem Umfeld (vor allem der Familie) oder dem öffentlichen Hilfesystem
• Notwendigkeit von langjährigen Psychotherapien
häufiger Behördenkontakt (zB mit Jugendamt, MA 40, Polizei)
unstete Wohngeschichte mit häufigen Übersiedlungen, teilweise in betreute Einrichtungen, auch Delogierungen kommen vor

- Kinder der Opfer tragen großes Risiko, laute oder leise Systemsprenger*innen zu werden und Weg 1 in die WMS zu beschreiten

siehe Seite 8

Jovanka wächst bei ihren Großeltern in Serbien auf, ihre Eltern arbeiten in Wien. Sie wird Friseurin und heiratet mit 20 Jahren. Das junge Paar zieht zu den Eltern des Mannes, nach einem Jahr kommt der erste Sohn auf die Welt, ein gutes Jahr später der zweite. Jovankas Ehemann greift gern zur Flasche, hin und wieder wird er gewalttätig gegen seine Frau. Er habe sich im Zaum gehalten, da seine Eltern immer in der Nähe gewesen seien, meint Jovanka im Rückblick. Damals sieht sie keinen Grund zur Sorge, lässt die beiden kleinen Buben bei ihm bzw. den Schwiegereltern und geht nach Wien, um dort die Migration von Mann und Kindern vorzubereiten. Zwei schwere Jahre lang, in denen sie die Kinder ständig vermisst und mit ihren fehlenden Deutschkenntnissen sowie den schlechten Arbeitsbedingungen als Reinigungskraft kämpft, bleibt sie allein in Wien und wohnt bei den Eltern. Danach gelingt es ihr, die Kinder nachzuholen. Sie bringt sie in Kindergarten bzw. Volksschule unter und wartet darauf, dass sich auch der Ehemann Aufenthaltspapiere besorgt und nachkommt. Das dauert noch einmal ein Jahr. Jovanka finanziert die Familie, hat unter anderem einen Kredit von 10.000 Euro aufgenommen, um die Kautionszahlung für die Wohnung zu zahlen und diese einzurichten. Sehr bald nach der Ankunft des Mannes wird sie wieder schwanger und bekommt einen dritten Buben.

„Meine Lebensgeschichte, muss ich sagen, das war wirklich sehr, sehr, sehr schwer. Weil ich bin schon elf Jahre geschieden mit meinem Ex-Mann, von den drei Burschen Vater, und ich habe so viele Probleme gehabt.

Ich war alleine gekommen (...). Muss ich erst kommen in Wien, dass ich meine Visum machen und Arbeit suchen und die Wohnung.

Dann muss ich sagen wirklich sehr, sehr, sehr schwierige Situation. Weil ich bin so traurig wegen meine Kinder, wenn ich Nacht kommen zu schlafen, ich immer denken, was macht meine Kinder? Warum sind sie nicht da? (...) Dann ich immer Druck auf meine Mutter, sagen, wann kommt meine

Kinder? Ich will nicht da alleine bleiben. Ich will meine Kinder mit mir da sind. Und sie hat gesagt, warten, dass Du Wohnung jetzt bekommen.

Nach der Wohnung, wann ich habe bekommen, dann habe ich Kinder mitgenommen. Zwei Jahre ich war alleine da mit meinen Eltern, aber meine Kinder und meine Mann, Ex-Mann, war unten.

Wenn Kinder ist gekommen, dann bin ich eine neue, muss ich sagen, geborene Mensch.

Nachdem ich habe geschaffen, dass Kinder in Kindergarten gekommen sind, (...) noch ein Jahr hat gewartet, dass ist mein Ex-Mann gekommen, wegen Visum, wegen alles. Gott sei Dank wir haben das geschafft, dass er selber auch gekommen. Nachdem ist alles erledigt, er hat angefangen mit arbeiten, dann beginnt so viele Probleme (...) und so viele Dinge sind passiert mit ihm.“ (Jovanka)

Die Eheleute haben sich in den Jahren der Trennung entfremdet, von Anfang an gibt es Probleme mit dem Mann. Sobald sein Aufenthalt rechtlich gefestigt ist und er selbst Geld verdient, entfernt er sich noch mehr von seiner Familie. Er geht fremd, vor allem ist er aber massiv gewalttätig gegen **Jovanka** und die beiden älteren Söhne, die er zB mitten in der Nacht aufweckt, wenn er betrunken nach Hause kommt, misshandelt oder zwingt zuzusehen, wenn er Jovanka malträtiert. Zum Haushaltsbudget trägt er wenig und nur ungern bei. Jovanka ist in Karenz und kann die Energierechnungen nicht zahlen, der Strom wird für ein halbes Jahr abgeschaltet. Sie schämt sich so sehr, dass sie ihre Eltern nicht um Hilfe bittet. Bei einem seiner Angriffe geht der älteste Sohn – er ist acht Jahre alt – dazwischen, um die Mutter zu schützen. Dabei trägt er so gravierende Verletzungen davon, dass Jovanka das Kind zur Ärztin bringt. Diese begreift die Situation und schaltet sogleich das Jugendamt ein – gegen den ausdrücklichen Wunsch Jovankas, die eine Kindesabnahme fürchtet. Die Polizei kommt, weist den Mann aus der Wohnung und verhängt ein Betretungsverbot. Drei Jahre lang hat es von der Ankunft des Ehemanns bis zum Auffliegen seiner Gewalttätigkeit gebraucht.

„Er hat uns so viele geschlagen, bedroht, und so viel war passiert.

Wenn wir gehen zum etwas für die Kinder kaufen, Essen oder Gewand, er immer mit mir streiten, warum er brauchen die Gewand, warum er braucht so viel Essen, warum braucht das und das und das? (...) Zweimal habe ich Geld verstecken, und er hat diese Geld gefunden, und meine ältesten zwei Söhne in Schule gegangen ohne Essen. Dann ich habe so viel geweint. Dann ich habe immer verstecken vor meine Eltern. Ich wollte nicht, dass meine Eltern wissen, was war mit mir passiert. Und dann habe ich sechs Monate ohne Strom im Haus gewohnt.

Er ist Alkoholiker. Er hat oft getrunken. Wann er kommen am Nacht zu Hause, er tut die Kinder schlagen, die zwei große, geht in Zimmer, und Kinder muss aufstehen und schauen, was die Papa machen mit mir. Hat er Lulu gemacht und Zwischenzeit hat er mit Messer geschlagen, und die Kinder hat alles gesehen. Und die größere Sohn hat versucht, von mir wegzunehmen die Papa, und er hat mit der Hand hier so schnell geschlagen, er hat eine blaue Fleck. Wir waren beim Kinderarzt, (...) sie hat gesagt, ich muss dem Jugendamt melden. Anfang habe ich wirklich sehr riesige Angst, weil ich habe gehört, dass sich Jugendamt dann nimmt die Kinder wegen solche Situation. Und dann ich habe so viel geweint. Ich habe gesagt, „nein, Frau Doktor, bitte rufst Du nicht Jugendamt an. Ich weiß nicht, sie nimmt meine Kinder und so“. Und sie hat gesagt, „nein, er muss raus vom Wohnung, bleibst Du mit Deine Kinder zusammen. Aber er muss von Wohnung raus“. Und dann die Polizei ist gekommen nächste Tag.“ (Jovanka)

Doch noch hat **Jovanka** keine Ruhe. Der Mann versucht, in die Wohnung einzubrechen, die Polizei ist ständig im Einsatz. Das Geld reicht hinten und vorne nicht, Jovanka wird delogiert und zieht mit den drei Kindern zu den Eltern. Der Scheidungstermin ist nahe, als ein neuer familiärer Konflikt auftaucht:

Offenbar ist Jovankas Bruder mehr auf der Seite des Ehemanns. Jedenfalls schwärzt er sie beim Jugendamt an, die beiden älteren Söhne kommen für knapp 14 Tage ins Krisenzentrum. Als sie die Kinder wiederbekommt, wohnt sie schon in einer neuen Gemeindewohnung. Die Scheidung geht über die Bühne, Jovanka beantragt die Mindestsicherung als Aufstockung.

„Er hat Verbot, hier auch herzukommen, hat so viele Probleme gemacht. Er will die Türe aufbrechen, und die Polizei 24 Stunden war bei uns.

[Bruder] hat gemeldet Jugendamt, dass ich Kinder bedroht mache, dass ich Kinder geben nicht zu essen, dass ich Kinder schlage. (...) Dann kommen ich im Jugendamt, (...) sie hat gesagt, „Frau Jovanka, wir haben jetzt ein Problem. (...) Wir haben bekommen anonym. Müssen Deine Kinder nehmen in Krisenzentrum.“ (...) Die Kinder haben nichts gewusst. Sie waren in der Schule. (...) Sie waren gegangen im Schule, Kinder genommen, um dort zu bringen in Krisenzentrum. Kinder so viel geweint. Sie waren nie weg von mir. Fix 13 Tage sie müssen dort bleiben.“ (Jovanka)

Ortswechsel nach Ägypten: **Naila** ist 21 Jahre alt, als sie einen ihr kaum bekannten, um 14 Jahre älteren Mann heiratet. Er ist österreichischer Staatsbürger und sucht in seinem Geburtsland Ägypten in der christlichen Gemeinde eine Ehefrau. „Liebe“ habe dabei (wie bei Eheschließungen in ihrem damaligen sozialen Umfeld überhaupt) keine Rolle gespielt, erzählt sie. Der Mann sei ihr eigenartig vorgekommen, aber man habe ihr gesagt, nach der Hochzeit sei dann immer alles anders. Davor hatte sie an der Universität studiert und schon kurz als Volksschullehrerin gearbeitet, er hingegen hat keinen Schulabschluss und ist in Wien bei der MA 48 beschäftigt. Im Oktober 2003 folgt Naila ihrem Mann nach Österreich, und tatsächlich ist dann alles ganz anders, als sie es sich vorgestellt hatte. Der Mann verbietet ihr, Deutsch zu lernen und mit anderen Kontakt aufzunehmen. Sie darf einkaufen gehen und, nachdem sie kurz hintereinander einen Sohn und eine Tochter geboren hat, kleine Spaziergänge mit den Kindern machen. Er ist schwer gewalttätig gegen Naila, sowohl körperlich als auch sexuell. Ein Gynäkologe, den sie einmal aufgrund ihrer Verletzungen aufsucht, wird später vor Gericht gegen ihn aussagen. Den Sohn verwöhnt er, die Tochter hingegen muss schon als kleines Kind seine Schläge ertragen. Bis heute erinnert sie sich an die Schmerzen, wenn der Vater sie auf den Bauch schlug. Der Mann sorgt gezielt dafür, dass Naila ihm völlig ausgeliefert ist. Er lässt zum Beispiel die Kinder in seinen Reisepass eintragen, damit sie mit ihnen nicht nach Ägypten fliehen kann. Sein Plan geht lange Zeit auf: Naila lebt fünfeneinhalb Jahre in Österreich, ohne hier eigentlich angekommen zu sein. Sie ist verunsichert und eingeschüchtert, völlig hilflos, weil sie kein Deutsch kann und nicht weiß, wohin sie sich um Hilfe wenden soll. Alle Institutionen, die sie in Ägypten in so einem Fall konsultieren würde, sind in unerreichbarer Ferne: die Familie und die Priester der Kirchengemeinde.

„Aber ich hab schnell ..., kommt ein Mann, nicht Liebe, sondern bei uns in Ägypten, na, Liebe nicht.

Man kennenlernt, dann schnell heiratet, die Verlobtzeit war nicht so lang. Ich hab eh bemerkt, bisschen bemerkt, aber manche sagen, „nach dem Heiraten wird besser. Er hat bisschen Probleme, er war lang alleine da in Wien. Aber nach dem Heiraten alles ändert [sich]. Wird besser.“ Aber ja.

Er ist 66 geboren, ich bin 1980 geboren. Das war auch dieser Unterschied, das war auch Problem zwischen uns. Jeder denkt woanders. (...) Ich hab die Uni fertig gemacht, er war nicht in die Schule. Dieser Unterschied, das waren so ein große Loch zwischen uns. (...) Ich hab auch gesagt vor die Gericht, er hat psychisch Probleme, (...) weil in Ägypten geht zum Arzt. (...) Jetzt Gericht hat selber ihn nach Psychiatrie geschickt. Jetzt es gibt ein Gericht, offiziell, er ist nicht normal. Aggressiv.

In 2003 bin ich nach Österreich gekommen, Oktober 2003. (...) Seit diesem Zeit bis 2009 hab ich viel erlebt mit meine Ex-Mann. Ich hab von meine Ex-Mann zwei Kinder bekommen. In diese sechs Jahre durft nicht Deutsch lernen. Keine Kontakte mit andere Leute. Darf nicht.

Sechs Jahre ich darf nur einkaufen gehen, außer mit mein Sohn und meiner [Tochter] bisschen spazieren gehen.

I: Und er war gewalttätig?

Sehr. Sehr. Er hat so, ich war einmal beim Arzt, weil er hat für mich unten ein Problem gemacht, und ich war beim Arzt. Und diese Arzt war als Zeuge im Gericht, weil macht für mich so blaue Flecken. (...) Ich konnte nicht normal auf WC gehen weil ich hab, ich blute. Ja. Letzte Zeit er hat mit mir den Sessel so geschmissen, und Sportschuhe auch.

Meine Tochter auch, weil mein Ex-Mann mag keine Mädchen haben. (...) Ich hab Bub und Mädchen. Aber seit diese meine Tochter gekommen, schlimmer geworden, und er hat meine Tochter gebissen, geschlagen, als sie ein Baby war. Er wollte sie nicht.

Ich weiß nicht, wie, wo soll ich gehen? Was soll ich machen? Bei uns wir gehen nicht zu Polizei zum Beispiel wegen solcher Sache. Nein. Wir gehen woanders, zum Familie, (...) zum Priester.“ (Naila)

Doch dann rafft sie sich auf, lässt die Kinder mit schlechtem Gefühl in Wien, fliegt nach Ägypten. Dort, wo die Ehe geschlossen wurde, so nimmt sie an, könne sie sich auch scheiden lassen. Tatsächlich helfen aber nicht die ägyptischen Ansprechstellen, sondern die österreichische Botschaft, bei der sie ebenfalls nachfragt: Sie müsse umgehend nach Wien zurückkehren und zur Polizei gehen, erklärt man ihr dort. 28 Tage, so weiß **Naila** bis heute noch genau, vergehen, bis sie wieder in Wien ist, ihre Kinder nimmt und zur Polizei geht. Das bisschen Englisch, das sie auf der Uni gelernt hat, und die Verletzungsmale, darunter Bissspuren, auf ihrem Körper und dem der damals vierjährigen Tochter überzeugen die Polizei sofort. Noch am selben Tag werden Wegweisung und Betretungsverbot verhängt.

„In 2009 hab ich gesagt, ich muss das alles ändern. Schluss mit Gewalt, mit Schreien, mit Schlagen.

Ich war von mit ihm echt voll. Ich hab meine Koffer eingepackt, ich hab die Kinder verlassen, ich war dumm, ich hab keine Erfahrung. (...) Ich hab gedacht, wenn ich bin mit ihm in Ägypten geheiratet, ich mach auch in Ägypten die Scheidung. Ich war in Österreichbotschaft, eine Dame dort hat gesagt, „Deine Mann ist dort. Deine Kinder sind dort. Geh zum Polizei.“ Sie hat mir genau gesagt, was soll ich machen: „Geh zum Polizei und sag, meine Tochter hat so, und zeig auch Deine Flecken.“ (...) Ich bin wieder zurückgekommen und ich hab vor Polizei genau gesagt, und die Polizei hat an diesem Tag meine Ex-Mann rausgesch... von Wohnung. Ich war 28 Tage in Ägypten ohne meine Kinder. Ich vergesse oft, aber (...) bestimmte Datum oder Tage merkt man sich. 28 Tage ohne meine Kinder, und ich weiß meine Kinder in Horror, aber ich such eine Lösung.

Er hat gesagt, „sie hat die Kinder verlassen“, aber die Polizei hat gesagt, „ok, später die Gerichte entscheiden. Aber jetzt sie ist eine Mama. Dableiben. Wer hat Recht, wer hat das gemacht oder was, das ist später. Jetzt gehst Du raus.“ (Naila)

Doch nicht anders als bei Jovanka, lässt der Mann nicht ab, taucht ständig bei der Wohnung auf und bedroht seine Familie. Die Polizei setzt **Naila** und die Kinder kurzerhand ins Taxi und lässt sie ins Frauenhaus bringen. Noch eine Weile geht Naila nur mit einem Gerät auf die Straße, mit dem sie schnell um Hilfe rufen kann, falls der Ehemann auftauchen sollte. Die Sozialarbeiterinnen im Frauenhaus stellen für sie einen Antrag auf WMS.

„Ich war zu Hause mit meine Kinder, aber er kommt jeden Tag unter die Wohnung und schreit und schimpft. Deswegen die Polizei hat gesagt, besser in Frauenhaus gehen und niemand weiß meine Adresse.

Wenn ich bringe meine Kinder in die Kindergarten diese Zeit, ich muss mit eine Gerät, weil er war zu aggressiv, das war schlimme Zeit.“ (Naila)

Wenn sie zum ersten Mal WMS beziehen, haben die *Opfer von Beziehungsgewalt* gerade einen Befreiungsschlag hinter sich: Sie sind den Gewalttäter (die Gewalttäterin) losgeworden. Sehr häufig geht damit aber auch das höchste Einkommen in der Familie verloren, nämlich das des Mannes. Gleichzeitig sind die Opfer psychisch so schwer beeinträchtigt, dass eine (volle) Erwerbstätigkeit vorerst nicht möglich ist, insbesondere dann, wenn auch Kinder versorgt werden müssen. Die WMS bietet Sicherheit und damit eine höhere Lebensqualität, bedeutet aber häufig trotzdem einen niedrigeren Lebensstandard. Die Leistungen der WMS geben ökonomische Unabhängigkeit, aber Gewaltopfer bleiben noch lange von Unterstützungsleistungen unterschiedlicher Art abhängig.

Beide Frauen sind unmittelbar nach der Trennung **darauf angewiesen, aufgefangen zu werden**: Sie brauchen einen Platz zum Wohnen, den bei Jovanka die Eltern bereitstellen und bei Naila das öffentliche Hilfesystem. Sowohl Jovanka als auch Naila erleben nach der Trennung eine Art Zusammenbruch, jede auf ihre persönliche Art: *Naila* verliert die Kontrolle über ihre Handlungen. Nachdem ihr dies so lange versagt geblieben ist, erfüllt sie sich jeden Wunsch, der ihr in den Sinn kommt. Sie macht Schulden, um sich endlich etwas zu gönnen. Hat sie den Überziehungsrahmen bei einer Bank erreicht, eröffnet sie ein Konto bei einer anderen. Auf diese Art kommen im Jahr der Trennung Schulden von 2.650 Euro zustande. Anteil daran hat auch, dass sie die Einsamkeit in Wien nicht mehr erträgt und deshalb mit den Kindern nach Ägypten fliegt, obwohl sie sich die Tickets nicht leisten kann.

„Ich konnte nicht ohne Familie. Ich konnte nicht alleine. Weil ich wie verloren da. Alleine. Wenn ich gehe in die Straße, ich bin in Europa ganz alleine, (...) ich anfangen zu weinen. Ich bin alleine. Ich hab Angst. Und wenn ich bekomme diese Idee, ich gehe zu meine Familie. Meine Sicherheitsseite. Aber meine Familie akzeptiert das nicht.

Ich hab viele Sachen falsch entschieden. Einmal hab ich meine Koffer eingepackt, mit meine Kinder nach Ägypten geflogen, ich war in Frauen[haus], ich hab nicht gefragt. Ohne Frage. Ich weiß nicht, was hab ich diese Zeit, das ist unkontrolliert. Alles unkontrolliert.

Ich mache immer so, mein Kopf sagt: Ich will das machen, ich mach das.“ (Neila)

Bei *Jovanka* ist es der Körper, der auf die vergangenen Belastungen und auf die noch immer bestehende Angst reagiert, der Ex-Mann könnte unerwartet auftauchen. Sie hat mit nur 28 Jahren einen leichten Schlaganfall. Es sei in der Regel kein Zufall, wenn Krankheiten auftreten, denn der Mensch bilde eine Einheit von Psyche und Körper, erklärt die Psychoanalytikerin Ruth Kronsteiner, die wir für die Auswertung der Interviews als Beraterin beigezogen haben. **Körperliche Erkrankungen** haben auch psychische Anteile. Treten körperliche Beschwerden auf, egal ob klinisch diagnostizierbar oder diffus und scheinbar nur in der Wahrnehmung der Betroffenen vorhanden, sei es stets ratsam, auch die psychische Gesundheit der körperlich Leidenden in den Blick zu nehmen. Wer zB schon früh in der Kindheit (in der Zeit der Vorsprachlichkeit) massiven Schmerz und tiefe Kränkung erfahren und außerdem nicht gelernt habe, Gefühle wahrzunehmen und auszudrücken, habe später häufig Schwierigkeiten, psychische und körperliche Empfindungen zu unterscheiden – und lebe psychischen Schmerz oft körperlich aus (die Psychologie spricht von Somatisierung). Was hier auch eine Rolle spiele: Physische Schmerzen seien sozial akzeptiert, psychische Einschränkungen hingegen noch immer geächtet. Wer gelte schon gerne als „verrückt“? Jovanka ist als Kind von den Eltern in Serbien, wenn auch gut versorgt, zurückgelassen worden. Wie im Kapitel über die *stillen und lauten Systemsprenger*innen* im Detail gezeigt wird, ist es für Kinder belastend, getrennt von Mutter und Vater leben zu müssen. Dass sich bei Jovanka der seelische Schmerz körperlich manifestiert, ist also nicht verwunderlich. Und, wie das folgende Zitat zeigt, spürt sie das Zusammenspiel von Körper und Psyche.

„Ich habe eine Schlaganfall. Gott sei Dank, nicht so stark. (...) Dann habe ich so viel Angst und so viele Stress gehabt wegen Ex-Mann, wegen diese Sachen, diese Geschichte. Und dann ich habe Angst, wenn ich alleine gewohnt mit die Kinder, dass er jeder Zeit kommen [könnte].“ (Jovanka)

Auf die **Familie** zu bauen, wenn man als Erwachsene*r Hilfe braucht, ist eine zweiseitige Angelegenheit, das zeigt sich bei Jovanka und Naila, aber auch bei den anderen alleinerziehenden Müttern, die wir befragt haben. Einerseits ist die informelle und schnelle Unterstützung, die etwa die Eltern geben können, in der Alltagspraxis häufig unabdingbar, wenn man nicht ständig im öffentlichen Versorgungssystem sein möchte. Andererseits erwarten die privaten Helfer*innen regelmäßig materielle oder – häufiger – immaterielle Gegenleistungen. Sie möchten zB bei Entscheidungen einbezogen werden, die Grenzen zur unzulässigen Einmischung sind da nicht immer leicht zu respektieren.

Bei **Jovanka** ist diese ohnehin konfliktrichtige Konstellation noch einmal komplizierter. Sie und ihre Eltern holen sozusagen nach, was beide Seiten in Jovankas Kindheit nicht gehabt haben: Als sie nach ihrer Migration allein zu ihnen zieht, beginnen die Eltern sofort, über ihr Leben zu bestimmen, wie man das normalerweise bei einem Kind macht, aber nicht bei einer erwachsenen Tochter. Jovanka kann sich häufig nicht wehren, weil sie auf die Hilfe der Eltern angewiesen ist, zum Beispiel nach der Scheidung: Sie hat den Schlaganfall überstanden, fühlt sich aber noch immer nicht ganz fit. Sie möchte und muss arbeiten gehen. Die drei Buben brauchen aber Betreuung, und auch der Haushalt muss erledigt werden. Ihre Mutter leistet großzügige Hilfe, indem sie zu Jovanka zieht, alles Nötige erledigt und zudem die Finanzen verwaltet. Jovanka liefert also ihr Einkommen bei der Mutter ab. Nach vier Jahren hat sie sich erholt, die Kinder (wie es scheint) auch – die beiden älteren Söhne waren da bereits Jahre in Psychotherapie, um die Folgen der väterlichen Gewalt zu verarbeiten. Jovanka geht eine neue Beziehung ein. Aber die Mutter möchte das Leben mit Tochter und Enkeln nicht aufgeben. Sie schafft es nicht, Jovanka nun doch ins Erwachsenenleben zu entlassen und für die Enkelkinder, die sie so intensiv betreuen kann, wie das mit der eigenen Tochter nie möglich gewesen ist, nur noch die Oma zu sein, die man ab und zu besucht. Daraus entsteht ein verbissener Streit zwischen Jovanka und den Eltern, der sich bis zur Gegenwart hinzieht und rund um Jovankas Söhne – in Wirklichkeit aber auf deren Rücken – ausgetragen wird. Um die Sache noch komplizierter zu machen, mischt auch Jovankas Bruder mit, der bereits dafür gesorgt hatte, dass die Kinder für zwei Wochen im Krisenzentrum untergebracht waren. Was dabei auch eine Rolle spielte, wie Jovanka erklärt: Ihr neuer Partner sei Moslem und werde deshalb von ihrer Familie abgelehnt.

„Meine Mutter war da bei mir gewohnt, nachdem diese Sache, die Situation, was alles passiert ist. Sie ist zu mir gekommen und sie war bei uns vier Jahre gelebt hier in der Wohnung. Sie gehen zu Papa besuchen, putzen, wischen. Dann kommen zu mir. Weil ich habe damals sehr schwierige Situation mit Gesundheit. (...) Dann ich habe gearbeitet. Die Mama, meine Mama war da. (...) Wir haben die Geld zusammen gehabt, und dann ich habe gegeben.“

Größere Sohn hat fünf Jahre Therapie gehabt zum Psychologen. Er war eine so Risiko-Trauma. Und die mittlere Sohn vier Jahre. Wenn er schläft, die mittlere Sohn, glaubt, dass ist Papa neben ihm in Bett, wollte ihm schlagen. Er war bei mir geschlafen sechs Monate. Wenn er schlafen, er einmal aufstehen und keine Luft, hat so Risiko Angst, aber Gott sei Dank, er hat das alles geschafft mit [XXX]. Er ist wirklich ein sehr gute Therapeut.“

Muss ich sagen, sehr schwierig. Sehr schwierige Situation. Weil bin ich mit meine Eltern verrückt geworden wegen diese Streiterei wegen Kinder, wegen Geld, (...) wegen Mann. Warum ist er da? Warum mit ihm heiraten? (...) Da bin ich satt mit der ganze Geschichte.“ (Jovanka)

Ihre Mutter ständig im Haushalt zu haben, entlastet *Jovanka* so sehr, dass die Folgen der Gewalterfahrung erfolgreich abgefedert werden. Mit dem Auszug der Mutter beginnen sich dann aber Alltagsprobleme aufzuhäufen, um die sie sich davor nicht hatte kümmern müssen: finanziell (sie kann zB den Kredit nicht mehr bezahlen, den sie einstmals für die Wohnung aufgenommen hat) und bei der Betreuung der Kinder (die Söhne sind nicht im Bildungssystem zu halten). Das wirkt auch auf den Beruf (sie wechselt zB den Arbeitsplatz oft und gerät in irreguläre Arbeitsverhältnisse). Das heißt, erst jetzt entfalten die Auswirkungen der Gewaltbeziehung ihre volle Wirkung. Geradezu befeuert wird dies dadurch, dass aus dem unterstützenden Verhältnis zur Familie ein überaus belastendes wird. Im Lauf der Jahre kontaktieren die Eltern und der Bruder mehrmals das Jugendamt, das Sozialamt oder die Therapeuten bzw. Therapeutinnen, die die Burschen betreuen, und werfen *Jovanka* vor, nicht zurechnungsfähig zu sein, die Kinder zu vernachlässigen oder gegen die Auflagen der MA 40 zu verstoßen. *Jovanka* wehrt sich empört und meist erfolgreich gegen die Vorwürfe. Gleichzeitig greift sie aber regelmäßig auf die Unterstützung der Eltern zurück, wodurch das toxische Verhältnis prolongiert wird.

*„Meine Bruder hat eine Anwalt geschicken in Jugendamt. Das ist vor drei Jahre. Hat Befunde mitgebracht, dass ich bin eine nicht normale Mensch. Dass bin ich eine verrückte Frau, dass ich brauche eine Psychiatrie. Ich weiß nicht, was mit die Kinder zu machen. So viele Sachen. Gott sei Dank, dass ich diese Zeit Jugendamt gehabt. Und die Frau X hat gesagt, „da steht die Mutter.“ Und sie hat diese Anwalt gefragt, „sie ist eine normale Mensch, wenn ich sie sehe.“ (...) Ich bin nicht eine bedrohende Mensch. Ich bin nicht eine Verrückte. Ich bin eine alleinerziehende Mutter.“ (**Jovanka**)*

Jovanka ordnet ihr eigenes Wohl stets jenem ihrer Kinder unter, aber es gibt Hinweise darauf, dass sie mit der Erziehung und Betreuung der Söhne überfordert ist: Das Jugendamt bringt den jüngsten Sohn zwei Jahre lang bei *Jovankas* Eltern unter. Der mittlere Sohn weigert sich ab der dritten Klasse, die Mittelschule zu besuchen. *Jovanka* verliert zwei gut bezahlte Arbeitsplätze als Reinigungskraft in Apotheken, weil sie zu oft von Polizei und Jugendamt angerufen wird, um das Kind zu holen, das den Tag allein im Park verbringt. Schließlich entscheidet sie, zu Hause zu bleiben, um den Buben zumindest im Auge zu haben. Sie schafft es aber nicht, ihn dazu zu bringen, die Schule fortzusetzen und abzuschließen. Sein Traum ist es, ein Fußballstar wie Ronaldo zu werden (siehe dazu auch das *Fluchtkind* Rohat, S. 52). Der älteste Sohn absolviert zwar die Schule, bricht aber seine Lehre zum Einzelhandelskaufmann ab.

„Ich mag meine Kinder, ich liebe meine Kinder und ich habe gesagt, das ist meine Leben. Ohne Kinder ich weiß nicht. Ist schwierig, muss ich sagen. Manchmal Leute sagen, warum hast du so viele Kinder. Ich habe gesagt, das ist meine Leben. Ich mag das.“

Meine mittlere Sohn, er wollte Fußballprofi werden. Ich habe gesagt, (...) „wenn Du hast jetzt Deine Schule fertiggemacht, kannst Du jetzt professioneller Fußballer werden. Aber ohne Schule... ah, was hat der Ronaldo gehabt. Lass Ronaldo auf die Seite. Wenn Du willst Ronaldo sein, dann musst Du so viel lernen, soviel gut machen, aber Du ...“

*I: Und ihr Sohn, der hat auch in der Schule immer Probleme gehabt, oder? Der mittlere?
Ich weiß nicht. Er ist wirklich eine beste Schuler in die Klasse, und etwas mit der Kind passiert. (...) Weiß nicht, was war los. Damals (...) er will nicht Schule gehen, ohne dass er sagen, Mama, habe ich Probleme, so, so, so oder mit den [anderen] Kindern, aber er hat mir gar nichts gesagt. Nur, „ich will nicht, will nicht, will nicht.“*

Mein Sohn will nicht in der Schule, und habe ich so viele Probleme gehabt. Jeden Tag Schule anrufen. Jugendamt anrufen. Polizei anrufen. Ich schicke ihn in der Schule, er gehen Park. Und die Frau Apotheker hat mir gesagt, „schau Frau Jovanka, alles passt. Du bist wirklich sehr gute Arbeiterin.“

(...) Ich muss Dir Kündigung geben, weil sonst geht nicht. Ich bin satt, dass jeden Tag die Leute anrufen. Du musst arbeiten gehen und Du musst konzentrieren, wo ist Deine Kind. (...) Dann ich bin so froh, dass ich habe wieder eine Apotheke bekommen. Und diese Frau Apotheker ist wirklich sehr lieb Menschen. (...) Aber wieder wegen meine Sohn, wieder angefangen Probleme in der Schule. (...) Dann ich habe auch diese Arbeit verloren. Dann bin ich so traurig, bin ich dort sechs Monate schon, habe ich bekommen für die 20 Stunden 700 Euro monatlich.

Älteste Sohn (...) Ich weiß nicht, was war passiert, dass er ist seine Schule abgebrochen. Er will nicht.

I: Wie lange hat er die Lehre gemacht?

B: Er hat zwei Jahre, und noch zwei Jahre hat gehabt und er ist abgebrochen.

I: Und wissen Sie, warum er das gemacht hat?

Ich weiß nicht. (...) Die Lehrerin, sie ist auch alleinerziehende Mutter, von seiner Klasse, sie ist so viel geweint. Sie hat gesagt, „von 60 Kinder in der Klasse ist so intelligent, er ist so gescheit. (...) Warum er kommt nicht? Warum er will nicht fertigmachen?“ Ich habe gesagt, „ich wissen auch nicht.“ (...) Er wollte nicht mit mir so viel reden. Er sagt mir, „lass mich, das ist meine Leben. Das ist meine Sache, was ich möchte.“ Ich habe gesagt, „ja, aber Du wohnst mit mir. Tschuldige, Du bleibst noch hier, da muss ich wissen, was war Grund. Was war los? Es geht nicht so. Wenn Du hat deine Wohnung, dann bleibst Du stehen auf deine Füße, dass Deine Wohnung zum Zahlen, dass Deine Strom zum Zahlen hast und zum Essen, dann bin ich auch zufrieden. Aber bist Du mit mir, dann ich bin nur auf dem Boden wegen Euch.“ (Jovanka)

Wir finden hier also Merkmale wieder, die den Weg der *leisen und lauten Systemsprenger*innen* prägen, die ja wie *Jovankas Söhne* in ihrer Kindheit massive häusliche Gewalt erlitten haben. Hier ist zwar auch das System überfordert: Eine Lehrerin schlägt Jovanka vor, den Buben einfach im Park zu lassen, das Jugendamt schafft es nicht, ihn dazu zu bringen, die Schule zu besuchen. Vor allem aber ist die Mutter überfordert, die sich mit viel Liebe und Einsatz, aber wohl nicht den geeigneten Mitteln um die Burschen kümmert.

„Die Frau X hat mir gesagt, seine Lehrer von Klasse, „wenn ist meine Sohn, ich schicken auf die Straße, interessiert mich nicht, was ist er.“ Dann ich habe gesagt, „ja, Frau X, ich verstehe Euch, aber wissen Sie Geschichte, wie er gelebt mit seine Vater. Ich glaube schon, dass ich muss gut überlegen, schicken Sohn auf die Straße oder bleiben lieber zu Hause.“ „Aber warum reden Sie so, Frau Jovanka?“ „Wegen seine Vater hat ihn geschlagen. Ich habe Angst, wenn ich ihn schicken in der Schule, er kommt nicht in die Schule, er gehen in Park. Ich muss immer überlegen, dass sie nicht kommen ihn stehlen, dass sie nicht kommen ihn umbringen, dass sie nicht kommen etwas mit ihm kaputtmachen. Und dann ich weiß nicht, wo ist mein Sohn. Ich weiß nicht, was ist mit ihm passiert. Mir ist lieber, dass ich zu Hause bleiben. Ok, er geht nicht in Schule. Lieber zu Hause bleiben, weil ich weiß, dass war zu Hause. Ich brauchen nicht meine Kopf verrückt werden.“ Und sie hat gesagt, „naja, aber das ist nicht ein Lösen vom Problem.“ Und dann die Jugendamt hat geschickt die Beratung. Zwei Leute kommen, holen, bringen in der Schule. Er will nicht, will nicht. Die Leute kommen, warten. Er will nicht. Und dann ist aufgehört.“ (Jovanka)

Der Konflikt zwischen *Jovanka* und ihren Eltern verschlimmert die Situation noch weiter. Sie versuchen ständig, Jovankas Autorität zu untergraben, das ist zumindest ihr Eindruck, der während des Interviews bestätigt wird. Denn während des Interviews erhielt Jovanka einen Anruf ihrer Mutter. Diesmal geht es um den jüngsten Sohn. Der zwölfjährige Bub ist nicht mehr bei den Großeltern, sondern wieder bei Jovanka untergebracht. Er sei, so die Großmutter am Telefon, in der Früh nicht in die Schule gegangen, sondern habe den Vormittag bei ihr verbracht. Jovanka fragte fassungslos, warum sie den Burschen nicht in die Schule geschickt habe, aber offenbar war der Großmutter wichtiger,

dass der Enkel ihr den Vorzug gegeben und nicht auf Jovanka gehört hatte. Ein kleiner Triumph, der letztendlich zu Lasten des Kindes geht.

„Nachdem ich habe ihm [Anm.: dem mittleren Sohn] gesagt, „mach Du fertig Deine Schule. Wenn Du ohne 9. Schule fertig, (...) dann kannst Du gar nix machen.“ „Nein, was ich rede, das stimmt nicht.“ (...) So viel meine Eltern Druck machen, so viel sagen, „(...) hör nicht auf Mama.“ (Jovanka)

Wie Jovanka hat auch **Naila** nach der Trennung von ihrem Mann den Reflex, bei ihren Eltern Sicherheit und Geborgenheit zu suchen, und auch bei ihr geht das schief, allerdings vom ersten Moment an. Nach einem Monat im Frauenhaus fliegt sie mit den Kindern nach Ägypten in der Hoffnung, bei den Eltern wohnen und dort wieder als Lehrerin arbeiten zu können. Doch die Eltern lehnen das mit dem Argument ab, das sei zu teuer für sie. Schwer enttäuscht fliegt Naila zurück und steht mitten in der Nacht vor den geschlossenen Türen des Frauenhauses. Noch heute ist ihr die Szene in lebhafter Erinnerung. Sie war ohne eine Abmeldung abgeflogen und hatte deshalb in ihrer Abwesenheit das Zimmer verloren. Nur dank einer wohlmeinenden Sozialarbeiterin wird sie wieder aufgenommen.

„In dieser Zeit ich hab meine Platz in Frauenhaus verloren. (...) Ich war unten beim Frauenhaus. Alles, die Tür wie Gefängnis. Und ich hab mit eine Betreuerin gesprochen, „bitte, ich will rein.“ Sie hat gesagt, „Naila, Du hast keine Platz bei uns jetzt, nicht mehr. Du hast uns verlassen. (...) Ok, ich sage Dir, was Du sagen musst. Sag, Du war in Ägypten wegen Angst und Du bist hier gekommen und Du hast jetzt, äh äh wie heißt das, Du hast Angst vor Deine Mann. Sonst bekommst Du keine Notzimmer bei uns.“ Und ich hab Notzimmer bekommen.“ (Neila)

So wie **Jovanka** jahrelang mit den Eltern kämpft und es nicht schafft, eine Trennung zu vollziehen, ist dies bei Naila nur der erste von mehreren Flügen nach Ägypten, die alle auf eine Rückkehr und eine Wiederaufnahme in die Familie zielen. Diese Reisen sind nicht nur zu kostspielig für Naila, sie verliert durch sie auch mehrmals ihren Platz in den betreuten Einrichtungen, in denen sie lebt. Vom Frauenhaus wechselt sie in ein Mutter-Kind-Heim – und fliegt wieder nach Ägypten, ohne sich abzumelden. Sie verliert ihr Zimmer und landet im Obdachlosen-Asyl. Dort bleibt sie nur kurz und bekommt eine betreute Wohnung – und fliegt nach Ägypten, ohne sich abzumelden. Sie verliert die Wohnung und muss wieder ins Obdachlosen-Asyl. Die Familie in Ägypten hat kein Verständnis für Nailas Rückkehrwünsche und bleibt hart. Statt sie zu unterstützen, erwartet insbesondere die Mutter von Naila, die ja im reichen Wohlfahrtsstaat Österreich lebt, regelmäßige finanzielle Zuwendungen, die sie auch lange Zeit bekommt. Nicht anders als die beiden *leisen Systemsprengerinnen* Anna und Petra (s. S. 17), versucht auch Naila, Zuwendung mit Geld zu erkaufen, das sie eigentlich nicht hat.

„Ich war bei meiner Mama. Ich hab gesagt, (...) ich hab geweint, „ich will nicht nach Österreich wieder. Ich bin unter Druck, ich will mit Euch leben. Egal. Ich will kein Geld. Ich will mit Euch nur Essen.“ (...) Mama hat gesagt, „nein, geh wieder, wir haben kein Geld“.

Ich hab gesagt zu meine Mama, „aber weißt Du, Mama, wenn ich gehe wieder nach Österreich, ich hab meine Platz verloren. Weißt Du, ich gehe in die Straße.“ Sagt, „nein, Du hast österreichische Kinder, na, Du bleibst nicht in Straße.“ (Naila)

Die mehrmaligen Reisen nach Ägypten, ohne dabei die ihr nunmehr bekannten Konsequenzen in Österreich zu berücksichtigen, zeigen, dass **Naila** die Kontrolle über ihr Leben noch eine Weile nicht wiederfindet. Sie weisen aber auch darauf hin, dass sie noch immer nicht in Österreich angekommen ist und eigentlich nur eines möchte: von der jeweiligen Reise nicht zurückkommen. So gesehen ist es egal, ob die Wohnung nach der Rückkehr noch da sein wird oder nicht. Nicht einmal der erste Aufenthalt im Obdachlosenheim, den sie grauenhaft findet, vermag ihr Verhaltensmuster zu verändern. Noch immer sind nämlich die Folgen der Gewalt ungehemmt präsent. Eindrücklich beschreibt sie,

dass sie jedes Selbstwertgefühl verloren hatte und sich wehrlos, ja ausgesetzt fühlt, als sie das erste Mal im Obdachlosen-Asyl ist und die Mitbewohner*innen ihre Schwäche spüren und ihr das Leben nicht unbedingt angenehm machen.

„Ich bin wieder nach Österreich gekommen, (...) die Mutter-Kinder-Haus (...) hat gesagt, „nein, Naila, Du waren unten ohne fragen und jetzt Du hast keine Platz bei uns. Du musst nach Kastanienallee gehen.“ Und das war die schlimmste Zeit für mich. Weil das war nur Einzelzimmer mit Gemeinschaftsdusche, -WC und -Küche. Und dort gibt's Betrunkene. Und ich bin mit zwei Kinder. Ja, und die Leute haben mich viel sekkieren. Meine Nachbar kommt vor meine Zimmer und spielen Fußball. Diese Zeit ich war so wie im Rad eine Maus. Ich hab Angst vor die Leute. Ich hab (...) überhaupt keine Selbstvertrauen. Immer so Angst. Ich will nicht, wenn jemand kommt, nervt. Ich kann nicht sagen stop. Ich kann nicht nein sagen. Ich hab alles zugelassen.“ (Naila)

All das und auch ihr dringender Wunsch, der Einsamkeit zu entkommen, führen dazu, dass **Naila** sich kopfüber in ein amouröses Abenteuer stürzt. Sie heiratet in Ägypten noch einmal, verbirgt das aber vor ihrer Familie. Diesmal ist es zumindest von ihrer Seite Liebe. Ihr Wunsch nach Zuneigung und Rückkehr in die vertraute Umgebung lassen sie auch hier unkontrolliert handeln. Als sie sehr bald schwanger wird, versucht der Mann alles, um sie zu einer Abtreibung zu bewegen, wieder einmal kommt Gewalt ins Spiel. Er habe nie vorgehabt, mit ihr zusammenzubleiben, ihm sei es nur um Sex und ihr vermeintliches Geld gegangen, teilt er ihr mit.

„Ich hab diesen Mann geheiratet, ohne mein Familie zu wissen. (...) Das was war alles ohne Kontrolle. (...) Ich sag jetzt, was habe ich genau gemacht? Was ist das? Das war voll verrückt.“ (Naila)

Naila erwartet also ein drittes Kind, und das in einer Situation, in der sie sich kaum um sich selbst und die beiden bereits vorhandenen Kinder kümmern kann. Sie sagt, dass sie damals nicht in der Lage gewesen sei, den Kindern Mutter zu sein, sondern sich selbst wie ein Kind verhalten habe. Sie nimmt die beiden Kinder auf ihre Reisen mit, setzt sie den dauernden Wohnungswechseln und zweimal sogar dem Leben im Obdachlosen-Asyl aus

„Ich war total kaputt. Die Jugendamt hat gesagt in dieser Zeit, „Du benimmst [Dich] nicht als Mama mit Deine Kinder. Du benimmst Dich wie ein Kind mit Deine Kinder.“ Wenn meine Kinder weinen, ich weine neben meine Kinder. Ich kann nicht mit meine Kinder was machen.

Diese Zeit für mich war eine Albtraum. (...) Ich war selber bei Jugendamt, ich habe gesagt, „ich brauche Hilfe. Ich kann nicht mit meine Kinder, meine Kinder sind aggressiv.“ (Naila)

Zurück in Wien entscheidet sich **Naila**, das dritte Kind zu bekommen. Sie lebt damals gerade in einer betreuten Wohnung. Während sie für den Kaiserschnitt in der Klinik ist, bringt das Jugendamt ihre beiden Kinder im Krisenzentrum unter, weil sie keine Familie in Österreich gehabt habe, wie Neila sagt. Ihr schlechtes Gewissen lässt sie das Krankenhaus vorzeitig verlassen, damit sie die Kinder wieder bei sich hat. Auch Nailas Kinder kennen also das Krisenzentrum aus eigener Anschauung. So bald wie möglich fliegt sie wieder nach Ägypten. Diesmal soll das Baby die Familie, vielleicht auch den Noch-Ehemann überzeugen. Der Versuch scheitert abermals, und Naila verliert zum dritten Mal ihre Wohnung in Österreich, diesmal weil ihr die Mindestsicherung gestrichen wird und sie die Miete nicht zahlen kann. Sie landet zum zweiten Mal im Obdachlosen-Asyl, diesmal mit drei Kindern. Ihr heutiges Urteil über ihr damaliges Verhalten fällt harsch aus.

„Ich habe meine Kinder nach Krisenzentrum geschickt, weil ich hab hier keine Familie. Keine. Zehn Tage für mich war auch weh. Das hab ich gemacht. Was mache ich mit meine Kinder? Meine Kinder waren im Krisenzentrum mit anderen arme Kinder. Manche Kinder haben Probleme. Auch

schwer erlebt manche. (...) Ich hab Kaiserschnitt gehabt, ich hab das Spital verlassen, ich hab gesagt, „ich will nach Hause gehn.“ (...) Die Arzt hat gesagt, „Du musst bleiben. Diese Nähte entfernen dann“, und ich hab gesagt, „nein, ich bin ok, ich kann nach Hause gehen“. (...) Ich hab gesagt dem Jugendamt, „ich bin jetzt ok, keine Problem, ich kann meine Kinder abholen.“ Und ich war nicht ok. Ich hatte diese Zeit drei Kinder und ich bin mit offenem Bauch drei Monat oder vier Monat. Ich war zu der Zeit deppert.

*Ich wollte sagen meiner Familie, ich hab ein Baby. (...) Ich hab nicht meine Betreuerin gesagt, ich fliege nach Ä... (...). Mein Kopf sagt, ich will das machen, und ich mach das. Und meine Betreuerin hat von meiner Wohnung den Schlüssel und hat gedacht, jemand hat mir entführt. Weil sie hat gesagt, „Naila, da war Reste von Essen auf dem Tisch. Was hast Du gemacht? Wo bist Du?“ Ich hab gesagt, „ich bin in Ägypten bei meiner Familie“. Sie hat die Sozialamt angerufen. Diese Zeit, kein Deutsch, ich kenne nicht die Gesetze. (...) Weil, wenn ich will nach Ä..., ich muss abmelden zum Beispiel. Nein, für mich war alles null. (...) Die Magistrat 40 kein Geld. In dieser Zeit ich konnte nicht meine (...) Miete zahlen. Ich hab die Wohnung verloren und ich bin wieder zum Kastanienallee gegangen mit meine drei Kinder und ich war in diese zehn Monate.“ **(Naila)***

Im Obdachlosenheim erkrankt das Baby lebensbedrohlich an einer Lungenentzündung, was **Naila** auf die schlechten hygienischen Verhältnisse im Heim zurückführt. Ein halbes Jahr sollte sie mit dem Baby nicht auf die Straße gehen, raten ihr die Mediziner*innen. Die älteren Kinder, neun und acht Jahre alt, müssen den weiten Schulweg über Monate hinweg unbegleitet zurücklegen. An diesem Punkt begreift Naila, dass sie mit ihrem Verhalten ihre Kinder schädigt. Die Erkrankung des kleinen Bubens wird damit zum Wendepunkt. Seit der Trennung von ihrem Ex-Mann sind knapp vier Jahre vergangen, in denen sie viermal übersiedeln musste, stets von einer betreuten Einrichtung in die andere, und von der WMS gelebt hat. Es dauert also von ihrer Ankunft in Österreich insgesamt zehn Jahre, bis sie beginnen kann, ihr Leben in die eigene Hand zu nehmen.

„In dieser Zeit, als mein kleiner Sohn krank war, das war schreckliche Zeit. Die Kinder, (...) fahren von Kastanienallee bis Vorgartenstraße alleine. Die waren nur mit 9 oder 8 Jahre, (...) weil die Arzt hat gesagt, „es ist die schlimmste Zeit sechs Monate nach der Entlassung. Aufpassen“. Das war Winterzeit, ich hab Angst um mein Sohn. Die Kinder sagen, „Mama, wir können allein in die Schule gehen“. Ja, diese Zeit die Kinder haben keine Handy, ich konnte keine Handy kaufen. Die Kinder ganz allein. Sie waren sehr brav.

*Ich hab selber entscheidet diese Zeit, ich muss alles ändern. Was hab ich gemacht? Was mach ich mit meine Kinder? Ich zerstöre meine Leben und von meine Kinder auch. Was mach ich?“ **(Naila)***

Naila verstößt zwar regelmäßig gegen die Regeln, die ihr von den Behörden und den Einrichtungen, bei denen sie in Betreuung ist, auferlegt werden, aber das **Hilfesystem** lässt sie trotzdem nie fallen. Vom ersten Kontakt mit der österreichischen Botschaft in Ägypten bis zu Gegenwart bleibt sie durchgehend versorgt. Ihr Verhalten hat dazu geführt, dass sie in der betreuten Wohnhierarchie bis ins Obdachlosenheim sinkt, aber sie gerät nie in einen aktiven Konflikt mit dem System. **Jovankas** Kontakte zu den Behörden sind hingegen häufig konfrontativ, sie scheint ständig zu kämpfen und bekommt die Unterstützungsleistungen gar nicht oder erst, nachdem sie mit Nachdruck darauf besteht. Ein Beispiel: Kurze Zeit nach der Scheidung passt sie ihr Ex-Mann auf der Straße ab, bedroht sie und zerreißt ihren Rucksack. Am nächsten Tag geht sie zur Polizei. Dort glaubt man ihr nicht, unterstellt ihr, dass sie sich an ihrem Mann rächen wolle, bzw. erklärt, dass sie sich geirrt haben müsse und der Angreifer ein anderer gewesen sei. Jovanka ist empört und beschwert sich telefonisch an mehreren Stellen, vorerst ohne Erfolg. Erst beim Jugendamt wird man hellhörig, erkennt das Versagen der Polizei und interveniert dort. Ein Polizeibeamter in leitender Funktion sucht Jovanka mit einem Sozialarbeiter auf

und ruft vor ihren Augen den Ex-Mann an, um ihm klar zu machen, dass er sich Jovanka und den Kindern nicht nähern dürfe. Danach sei ihr Ex-Mann nicht mehr erschienen, erklärt Jovanka. Was sie im Interview insgesamt erzählt, vermittelt den Eindruck, dass sie von den öffentlichen Institutionen sehr häufig in einem ersten Reflex abgewehrt wird, auch vom Sozialamt: Bei ihren Anrufen passiere es regelmäßig, dass schon bei der Nennung ihres Namens aufgelegt werde, erzählt sie. Es ist ein Name, der in Serbien so üblich ist wie in Österreich Meier.

„Er hat mir auf der Straße gewartet, so viel sauer. (...) Er hat mir am Rucksack ziehen, und dann ich umdrehen. Diese Rucksack, diese Sache war zerrissen, und er war verstecken mit Kapuze und diese Schal um Mund und er hat so viel sauer und hat gesagt, „ich mache Dir umbringen, ich nehme die Kinder weg von Dir. Schaust Du, was passiert mit mir, was hast Du meine Leben kaputt gemacht und so.“ (...) Nächste Tag ich gehe zur Polizei (...). Er [Polizist] hat gesagt, „bist Du sicher, das ist Dein Ex-Mann?“ Ich habe gesagt, „ich kenne meine Ex-Mann, ich war mit ihm zehn Jahre zusammen, und er wartet auf mich auf der Straße und wollte mir umbringen.“ Er nimmt die Mappe, stellt auf den Tisch. „Dein Ex-Mann, er war nicht da. Er war in Innsbruck. Er war dort gearbeitet. (...) Die Polizist mir sagen, „ich bin auch geschieden. Meine Frau hat zwei Kinder gemeinsam.“ Habe ich gesagt, „interessiert mich Eure Geschichte nicht. Ich komme wegen mir. Ich bin alleinerziehende Mutter. Ich komme, [um] eine Unterstützung von Euch [zu] bekommen. Ok, jetzt habe ich Lüge gemacht. Ich bin eine betrogene Mensch. Ich bin eine verrückte Mutter. Ich weiß, ich kenne mein Ex-Mann nicht. (...) Bis zu Hause ich habe so viel geweint auf der Straße. Und dann ich habe damals Familienberatung angerufen. Gar nix bekommen. Jugendamt angerufen. Gar nix bekommen Antwort. So viele Stellen habe ich angerufen und dann ich habe auch Interventionsstelle angerufen. Nix bekommen Antworten. Und dann ich habe (...) von Magistrat 11 für die Alimente, (...) sie hat sofort in Polizei eine E-Mail geschicken. Und diese Tag hat mich Herr X angerufen, das ist die zweite Chef von [Polizeikommissariat] (...) Er hat mir Termin ausgemacht für die nächste Tag und gekommen in meine Wohnung. (...) Ich habe gesagt, „Herr X, ich habe Probleme mit meinem Ex-Mann. Er bedroht, er ist sauer, er kommt und er macht uns so viele Probleme und so. Die Kinder hat Angst, ich habe Angst. Ich weiß nicht, was ich ...“ (...) Er hat ihn angerufen und hat gesagt, „Herr X, ich bin bei Deine Frau, ich wollte Dir sagen, dass Du nächstes Mal, wenn du kommst 200 Meter, dass Du auf die Straße, von die Schule, wo die Kinder Fußballtraining gemacht, Du hast Du Verbot. Wenn Du kommst, wir nimmt Du und dann gehst Du in Gefängnis.“ (...) Nach dem, muss ich sagen, Gott sei Dank wir hat fix Ruhe vor ihm.“ (Jovanka)

Dass das Hilfesystem bei **Naila** besser funktioniert hat, liegt wohl einerseits daran, dass sie lange in Betreuung gelebt hat und dort bei Behördenwegen unterstützt wurde, andererseits an ihrem höheren Bildungsstand: Die Akademikerin kann zB die Anträge auf WMS seit acht Jahren allein stellen und ist trotz der Sprachbarrieren dabei erfolgreich. Jovanka hingegen erlebt immer wieder Phasen, in denen sie kein Geld erhält, nicht von der MA 40, nicht vom AMS, ohne genau zu wissen warum.

Der holprige Umgang mit den Behörden mag auch darauf zurückzuführen sein, dass **Jovanka** mit der Organisation des Alltags überhaupt Probleme hat. Ihre Finanzen hat sie, seit ihre Mutter ausgezogen ist und sie selbstständig um das Haushaltsbudget verwaltet, nicht mehr so richtig im Griff. Nach der Delogierung infolge der Trennung von ihrem Ex-Mann war sie noch zwei weitere Male mit Räumungsklagen konfrontiert. Die Raten für den Kredit, den sie vor der Ankunft des Ex-Mannes für die gemeinsame Wohnung aufgenommen hatte, kann sie nicht mehr zahlen und muss in Privatkonkurs gehen; doch auch diese Quote erfüllt sie bei weitem nicht regelmäßig.

Ähnlich geht es ihr im Berufsleben. Auf keinem Arbeitsplatz bleibt **Jovanka** lange. Manchmal kann sie Kinder und Beruf nicht vereinbaren, zum Beispiel als ihr mittlerer Sohn nicht in die Schule gehen will. Viel häufiger aber macht sich ihre schwache Stellung am Arbeitsmarkt bemerkbar, und sie ist mit irre-

gulgären Arbeitsbedingungen konfrontiert: Überstunden oder Urlaub werden zum Beispiel nicht bezahlt. Fordert sie das Geld ein, wird sie gekündigt und fällt um die Bezahlung um. Das heißt, sie wechselt zwischen Phasen meist prekärer Erwerbstätigkeit und Arbeitslosigkeit, in denen sie die WMS als Aufstockung bezieht. Was 2019 geschieht, ist typisch für ihre Erfahrungen sowohl am Arbeitsmarkt als auch mit dem öffentlichen Hilfesystem: Sie arbeitet gerade in der Küche einer Bildungseinrichtung, die von einem Dienstleistungsunternehmen betrieben wird, als sie zum vierten Mal schwanger wird. Wenige Tage, nachdem sie ihren Arbeitgeber über die Schwangerschaft informiert hat, erhält sie die Kündigung und bezieht danach bis zum Mutterschutz kein über die Familienbeihilfe für die drei Söhne hinausgehendes Einkommen. Warum weder AMS noch MA 40 zahlen, kann sie sich nicht erklären. Ihre Versuche, über die Arbeiterkammer festzustellen, ob die Kündigung rechtmäßig war, versanden angesichts der Corona-Pandemie und der Notwendigkeit, alles schriftlich abzuwickeln.

„Damals habe ich sehr schwierige Situation mit der Einkommen, mit Arbeiten. (...) Ich arbeite so viel, aber wenig Geld bekommen. (...) Ich habe in meine Firma gearbeitet monatlich 370 Stunden, (...) und sie gibt mir nicht Überstunden, sie gibt mir nicht meine Freizeit oder meine Urlaub und gibt mir Kündigung. Und dann habe ich keine Geld. Habe ich gar nix. Das war oft passiert.

Wenn die Leute gewusst, dass ich war schwanger geworden, sie hat mich Kündigung gegeben. Und hat mir Geld gesperrt, dass ich nicht von AMS auch Geld bekomme.

I: Sie sind gekündigt worden, während Sie schwanger waren?

Genau. Wenn ich habe bringen diese Zettel von Frauenarzt, dass ich war schwanger, und Mutter-Kind-Pass, sie hat mir danach die Kündigung gegeben. (...) Damals habe ich in Arbeiterkammer gegangen, und wir hat damals Corona-Zeit gekommen. (...) Dann ich habe Termine nur auf E-Mail und ich habe geschickt Arbeiterkammer alle Dokumente. Sie hat geschickt der Firma, und dann war Geduld (...). Und dann ich habe gar nichts geschafft, dass ich bekomme.“ (Jovanka)

2020 bringt **Jovanka** ihr viertes Kind, ein Mädchen, auf die Welt. Zum Zeitpunkt des Interviews ist sie noch in Karenz, hat aber einen konkreten Job in Aussicht: wieder in einer Küche, wieder bei derselben Firma, die sie trotz Schwangerschaft gekündigt hat. Sie und ihr Partner wollen heiraten, sobald er seinen Aufenthalt in Österreich geregelt hat. Ihr ältester Sohn ist inzwischen 19 Jahre alt. Warum er die Lehre abgebrochen hat, kann sich Jovanka nicht erklären. Danach hat er ab und zu auf Baustellen gearbeitet. Den letzten Job hat er gerade erst verloren, weil er zu spät zur Arbeit gekommen ist. Der mittlere Sohn ist 18 Jahre alt und weder in Ausbildung noch erwerbstätig. Beide Burschen sind bei Jovanka gemeldet, wohnen aber de facto bei ihren Freundinnen, was regelmäßig zu Problemen beim WMS-Bezug führt, da die beiden nicht alle AMS-Termine wahrnehmen. Sie könne ihre Kinder doch unmöglich herauswerfen, erklärt Jovanka. Das ist ein Beispiel dafür, wie ihre Fürsorge nach hinten losgeht. Sie redet den Söhnen gut zu, versucht sie zu überzeugen, was ihr aber offensichtlich nicht gelingt. Die beiden jungen Männer sind einem eigenen Mindestsicherungsbezug sehr nahe und haben viele Elemente von Weg 1 in die WMS schon hinter sich: Sie haben ihre Ausbildungen abgebrochen und noch nie länger gearbeitet. Ausgespart scheinen der Alkohol- und Drogenkonsum geblieben zu sein.

„Gott sei Dank ich habe meinen Platz für nächstes Jahr fixiert, muss ich sagen, für Arbeit. (...) Sie hat mir gesagt, „wenn Du willst nächstes Jahr, wenn die Kleine bekommen die Kindergartenplatz, kannst Du in der Schule beginnen in der Küche.“ Dann ich habe gesagt, „natürlich ich will“. (...) Und sie hat gesagt, „na geh Schatzi, wir reservieren die Platz. Nächstes Jahr, wann du willst, sagst Du uns und dann kommst Du mit uns in dem Schule arbeiten.“

I: Das ist die gleiche Firma, die Sie eigentlich rausgeschmissen hat und jetzt nehmen ...?

Genau, aber die andere Chefin. (...) Aber schau mal, wann das bleiben. Weil manchmal Leute sagen, „ja, ich will Sie“, und dann bist du dort, (...) dann, „tut uns leid.“

Die Situation ist wirklich sehr schwierig. Er [der älteste Sohn] hat jetzt eine Arbeit bekommen. (...) Ich war so froh, aber war gestern bissi zu geschlafen und heute gegangen, und die Chefin hat ihm Kündigung gegeben.

Die mittlere Sohn, er (...) will nicht lernen, er will nicht AMS. Er will nicht arbeiten und das ist noch schwieriger, er hat nicht die 9. Schuljahr fertig gemacht. Er war in Sportmittelschule. (...) Zwei Jahre war zu Hause. Ich habe über 3.000 Strafe bekommen gehabt.

Jetzt ist er bei seine Freundin (...) und liegt ganze Tag schlafen, ganze Nacht spazieren. Ich habe gesagt, „das ist nicht Leben. Die Leute in der Früh gehen, steht auf, gehen in die Schule früh, gehen arbeiten. Du hast Deine Leben drei Jahre hallo im Bett. Das geht nicht so, du bist so jung.“ (...) Er ist so lieb. Er ist so intelligent. Er ist so gescheit, aber er tut nicht.“ (Jovanka)

Aus **Jovankas** Zukunftsplänen lässt sich keine grundsätzliche Änderung ihres bisherigen Lebens ableiten: Der jüngste Sohn scheint dem Vorbild der älteren Brüder zu folgen, obwohl er die Gewalt des Vaters nie bewusst erlebt hat. Jovankas Konflikt mit den Eltern ist immer noch aktiv, der Ehemann in spe hat keinen Aufenthaltstitel und kann nichts zum Haushaltsbudget beitragen und der zukünftige Arbeitgeber hat Jovanka schon einmal höchstwahrscheinlich rechtswidrig gekündigt.

Nailas Situation und Verhalten nach der Trennung von ihrem Ex-Mann ist in mancherlei Hinsicht extremer als jene Jovankas, aber **die grundlegenden Elemente sind die gleichen**: Die massiven Gewalterfahrungen bringen beide völlig außer Tritt. Beide sind nicht in der Lage, ihre Verhaltensmuster aus der Zeit vor der Beziehung wieder aufzunehmen. Sie haben weder sich selbst noch ihren Alltag im Griff. Ständig entgleitet ihnen etwas: die Finanzen, die Kinder, die Wohnung und in Jovankas Fall auch die Arbeit. Ihre Erwartungen an die Eltern sind überzogen, und es gelingt ihnen nicht, jene Distanz zu den Eltern zu wahren, die ihrem Alter entsprechen würde, was Enttäuschungen und Konflikte hervorruft. Sie werden also in Summe ein Stück weit wieder zu Kindern, die sich aber selbst um ihre Kinder kümmern müssen. Der Kontakt mit Behörden (zB Polizei, Jugendamt, MA 40), Hilfseinrichtungen (zB Caritas) und Therapeuten bzw. Therapeutinnen, der mit dem Öffentlichwerden der häuslichen Gewalt beginnt, bleibt fixer Bestandteil des Alltags.

Was die beiden Frauen unterscheidet, sind die Stabilität in der Kindheit, der soziale Status der Herkunftsfamilie und ihr Bildungsgrad. Jovanka hat ihre Kindheit getrennt von den Eltern verlebt, diese sind hierzulande sozial benachteiligt, und sie hat zwar eine Lehre abgeschlossen, aber in Österreich nur in Berufen gearbeitet, die keine Qualifikation erfordern. Naila hingegen ist bei Mutter und Vater in einer funktionierenden Familie, die überdies sozial abgesichert war, aufgewachsen, hat ein Studium hinter sich und war zumindest kurz in einem anspruchsvollen Beruf tätig. Sie hat die besseren Ressourcen, um aus ihrer Krise herauszukommen und damit unabhängig von der WMS zu werden.

Das gelingt **Naila** schließlich, aber der Weg bis zum ersten Job ist noch lang, was die verheerenden und persistenten Nachwirkungen von häuslicher Gewalt noch einmal unterstreicht. Nach der Lungenentzündung des Babys unternimmt Naila die ersten Schritte, um in Österreich Fuß zu fassen und die psychischen Folgen der Gewalt zu bekämpfen. Noch im Obdachlosenheim besucht sie einen Deutschkurs und geht erstmals in Psychotherapie. Und sie setzt ein Zeichen, das ihre Unabhängigkeit demonstrieren soll, indem sie der Familie in Ägypten kein Geld mehr sendet und damit das unangenehme Gefühl, ausgenutzt zu werden, abstellt. Seit der Trennung von ihrem Mann im Jahr 2009 sind mittlerweile knapp vier Jahre vergangen. Ihr Zustand verbessert sich nun so schnell, dass sie vom Obdachlosenheim direkt in eine nicht betreute Wohnung ziehen kann. Aber erst 2016, also noch einmal vier Jahre später, bekommt sie den Befund, psychisch geheilt zu sein, und die Psychotherapie kann beendet werden. Von da an dauert es noch einmal fünf Jahre, bis ins Frühjahr 2021, bis sie einen fixen Job hat.

„Ich hab gesagt, ich muss aufwachen. Was ist das? Was, was mach ich genau mit mein Leben. Ich, ich selber, ich zerstöre mein Leben. Ich mach alles kaputt. Ich habe in dieser Zeit Deutsch gelernt.

Seit 2016, ja, ich war drei Mal in Reha BBRZ Psychotherapie, jedes Mal sechs Wochen. Nach drei Mal die haben dort entschieden, dass es jetzt aus: „bist jetzt okay, brauchst keine Hilfe“.

... viel Beschwerden gehabt, Depression. (...) Ich war bei Schematherapie, Traumatherapie hab ich gehabt, und ich hatte viel Probleme. Jetzt, Gott-sei-Dank, die neue Befund super.“ (Neila)

Naila bekommt im Rahmen einer AMS-Maßnahme ein Praktikum in einem Supermarkt vermittelt. Noch immer ist sie so verunsichert und schüchtern, dass ihr ein Einstieg ins Berufsleben unwahrscheinlich erscheint, immerhin ist sie 41 Jahre alt und hat seit zwanzig Jahren nicht mehr gearbeitet. Aber für Ihre Vorgesetzte im Supermarkt ist sie von den drei Bewerberinnen am besten geeignet. Die Frau erkennt Nailas Potential und versteht, wie man es wecken kann: durch persönliche Zuwendung, Zureden, Lob und Geduld. Sie geht auf die Nailas Bedürfnisse ein, indem sie ihr Wertschätzung vermittelt und Bindung herstellt, und bekommt auf diese Art eine engagierte und zufriedene Mitarbeiterin. Inzwischen arbeitet Neila selbstständig in drei verschiedenen Abteilungen des Supermarkts, noch Teilzeit, aber fix angestellt.

„Von meinem Kurs, meinem Trainer, ich hab eine Job gefunden bei [Supermarkt]. Am Anfang ich hab Angst gehabt, wie kann ich, wie in diese Jobeinstieg? Wie? Ich habe noch nie gearbeitet. Aber ich hab gesagt meine Trainer, „in jedes Weg finden wir einen Engel“. Und ich hab Praktikum gehabt, und eine Dame hat gesagt, sie ist Chefin von Gemüseabteilung, „Naila, Du bleibst bei uns, (...) weil Du hast keine Chance in andere Platz. Ich hab Dich beobachten, Du kannst. Du hast viel Energie. Wenn bleibst Du, Du wirst super. Aber wenn ich jetzt Dich wieder in Kurs schicke, Du findest nichts. Jeder sucht die Erfahrung“. Und seit dieser Zeit, ja, immer mit Loben: „Du hast es geschafft, Naila. Bravo. Gut gemacht“. Jetzt ich arbeite ganz alleine für drei Abteilungen (...) Am Anfang ein bisschen zittern, ich konnte nicht mit die Leute reden, ich kann kein Deutsch reden. Ja, ja, ich war am Anfang unsicher mit die Kunden, mit fremde Leute (...), mit Lieferung abholen, das war für mich eine so große Be..., ich bin klein für diese, aber sie macht mir diese so, Schub, „Du kannst. Du schaffst das. Ich hab Dich beobachtet“. (Naila)

Mit einer Erbschaft ihrer unkontrollierten Jahre muss sie aber nach wie vor kämpfen: den **Schulden**, die sie unmittelbar nach der Trennung angehäuft hat. Auf die ursprünglich 2.650 Euro sind über die Jahre Zinsen angefallen, die den Betrag mehr als verdoppelt haben. **Naila** entschließt sich gegen einen Privatkonkurs und zahlt die Schulden ab, da sie fürchtet, einige Jahre nicht nach Ägypten fliegen zu können. Die regelmäßigen Reisen ins Geburtsland kann und möchte sie nicht aufgeben.

Der Job hat **Nailas** Gesundheitszustand sehr verbessert und macht sie glücklich. Das Zusammenspiel von Körper und Psyche ist auch bei ihr unübersehbar. Wie bei Jovanka haben sich die psychischen Verletzungen auch bei ihr körperlich manifestiert. Aber das neue Selbstbewusstsein durch den Job lässt Bluthochdruck und Diabetes besser werden, ihre Rücken- und Fußschmerzen verschwinden, sie kann plötzlich wieder schwer tragen und mühelos gehen. Binnen weniger Monate hat sie ganz nebenbei zwölf Kilo abgenommen. Rückenschmerzen⁸, aber auch Bluthochdruck sind weit verbreitete psychosomatische Beschwerden, sozusagen die „Klassiker“. Sie sind bei den älteren Befragten allgegenwärtig.

„Mein Arbeitsamt es gibt medizinisches Gutachten ich war dort zweimal. Und es steht bei jedem Bescheid: Ich darf nicht mehr als fünf Kilo tragen. Jetzt ich kann Container bis 70 Kilo schleppen

⁸ Der Zusammenhang von psychischen Belastungen und Rückenschmerzen wurde zB auch in der Covid-19-Pandemie sichtbar: <https://www.derstandard.at/story/2000134080496/ist-die-psyche-belastet-schmerzt-der-ruecken> (abgerufen 15.3.2022)

und kann die ganze Gemüseabteilung schön machen und jetzt ich bin beim Gehen, ich kann schön, richtig atmen, kein Blutzucker, ich hab Blutzucker, Diabetikerin, jetzt alles ok. Blutdruck alles ok.

I: Aber arbeiten ist gut für Sie oder?

Super. Ja. Das ist gesund. Ja ich war 134 Kilo, ich bin 12 Kilo abgenommen. (...) Und ich vergesse Zeit. Manchmal ich arbeite länger als meine Zeit und ich arbeite gern. Ich bin glücklich. Reden, Kontakt, Bewegung. Das ist sehr super.

Ja, aber ich habe geschafft, aber ich hab viele verloren, aber jetzt ich kann.“ (Naila)

Die Arbeit hat noch einen weiteren Vorteil: Sie ermöglicht es **Naila**, abzuschalten und die Sorgen mit den Kindern für eine Weile zu vergessen. Denn die beiden älteren Kinder, die die Gewaltausübung des Vaters als Zeuge (der Sohn) und Opfer (die Tochter) miterlebt haben, zeigen ebenfalls Folgen dieser Erlebnisse. Sie sind bei weitem keine *leisen oder lauten Systemsprenger*innen*, zeigen aber einzelne Verhaltensweisen, die wir von *leisen und lauten Systemsprenger*innen* kennen, vor allem der 18-jährige **Sohn**. Er hat die Schule mehrfach abgebrochen und weigert sich, arbeiten zu gehen, zB einen Ferienjob anzunehmen. Die Bildungsnähe der Mutter scheint ihn aber im Bildungssystem zu halten. Er versucht im Internet Spuren seines Vaters zu finden, den er seit 2009 nicht wiedergesehen hat. Sein Berufswunsch ist Polizeipsychologe, er möchte also Menschen betreuen und wohl auch verstehen, die wie sein Vater sind: verurteilte Gewalttäter. Er hat zu seiner Mutter ein gutes Verhältnis, spricht aber nicht viel mit ihr. Naila hat das Gefühl, dass in erster Linie seine Freunde zählen.

„Nach der Mittelschule war er in HTL. Er hat gesagt, „Mama, das ist nicht meine. Das passt mir nicht.“ Und dann war er in die Gymnasium, Abendgymnasium, er hat ge..., „Mama, das ist schwer“. (...) War zu Hause zwei Monat. (...) Die Arbeitsamt hat ihn geschickt in Kurse, hat er gesagt, „Mum, das ist nicht meine Traum als Koch oder sowas, nein. Ich will wieder in die Gymnasium. Jetzt will er. Er ist schon 18 Jahre alt.

Aber er ist faul, er will nicht arbeiten, ja.

Mein Sohn redet nicht viel mit mir. Er ist immer im Zimmer und redet mit Freunde.

Mein Sohn hat bisschen komische Ziel, aber wollt Polizei-Psychologen, aber in Polizei, beim Gefängnis. Also komisches ...“ (Naila)

Die **Tochter** hat nicht den Wunsch, ihren Vater wiederzusehen, und wenn ja, dann nur, um sich ihm in ihrer jetzigen Stärke entgegenzustellen. Sie ist in die Fußstapfen der Mutter getreten und macht eine Ausbildung zur Kindergarten-Pädagogin. Dafür ist **Naila** bereit, das enge Haushaltsbudget beträchtlich zu belasten, denn die Ausbildung ist kostenpflichtig. Das Mädchen trägt etwas von der Aggressivität der *lauten Systemsprenger*innen* in sich. Naila sagte, sie sei *„echt richtig nervös, wie ein Feuer“*. Das führte zu einem nachhaltigen Konflikt zwischen den beiden Geschwistern: Als die Tochter einmal später als vereinbart abends nach Hause kommt, reagiert sie auf die Vorhaltungen der Mutter äußerst aggressiv. Ihr Bruder erträgt diese Situation offenbar nicht, beschließt jeden Kontakt zu seiner Schwester abubrechen und hält dies seit eineinhalb Jahren konsequent durch. Er hat seither kein Wort mit ihr gesprochen, isst nicht mit der Familie, sondern in seinem Zimmer und nimmt niemals an Unternehmungen der Familie teil. Naila hat versucht, den Burschen mit Hilfe des Jugendamts zum Einlenken zu bringen, doch er stand mit den Sozialarbeiterinnen, die in die Wohnung kamen, nicht einmal im Wort. Die beiden Kinder waren immer *„brav“*, wie Naila erzählt, daher hat wohl niemand die Notwendigkeit gesehen, auch ihnen eine therapeutische Unterstützung zu geben.

„[Sohn] besitzt Wünsche, Papa sehen. [Tochter] sagt, „Ich wünsche einmal..., ich gebe ihm ein Watsche“. Er hat, als sie klein war, er hat auch ihr Watsche gegeben, auf den Bauch. „Ich wollt jetzt, ich bin stark, ich kann wieder zurückgeben.“

[Tochter] hat einmal mit mir gestritten, das war mit 13 Jahre, und war aggressiv. [Tochter] seit vier Jahre, als klein war, sie hat Probleme. Weil ist nervös, echt richtig nervös. Wie ein Feuer. Ich verstehe das. Sie hat viel Probleme gehabt. Sie hat schwer erlebt. [Sohn] versteht das nicht. Diesen Tag sie war draußen mit Freunden, sie ist zu spät gekommen. Ich hab mit sie gestritten, und sie war, „nein, lass mich in Ruhe“. [Sohn] hat das alles gesehen, „warum? Wie machst Du das mit Mama? Ich will nicht mit Dir reden. Macht Mama böse.“ Ich hab geweint. Seit diesen Tag hat [Sohn] nicht mit [Tochter] geredet. Das war 2019. (...) Wir wohnen alle zusammen in ein Wohnung. (...) Ich hab alle die Lösung gemacht. Ich war in Ägypten in die Kirche. Meine Mama und Papa haben mit ihm geredet, (...) warum redest Du nicht mit deiner Schwester, das ist schrecklich. Wir sitzen nicht auf einen Tisch wegen Essen, wir gehen nicht raus zusammen. Seit 2019. Ich war bei Jugendamt, und Jugendamt hat gesagt, [Sohn] hat schlechte Erziehung. Jugendamt war bei mir zu Hause, und [Sohn] hat mit Jugendamt gestritten, „niemand darf bei mir klopfen. Lasst mich in Ruhe. Ich kann die anzeigen“. Waren zwei Betreuerin von Jugendamt, bis jetzt ich habe Kontakt. Aber sie haben gesagt, wir lassen das so, Hauptsache gibt's keine Gewalt zu Hause. Wir können nichts machen.

Ich sage Ihnen was. Wegen diese Druck, ich vergesse. (...) Unkonzentriert. Und deswegen beim Arbeit, ich versuch, alles rausschmeißen, sonst ich mach alles kaputt.“ (Naila)

Der Erfahrung massiver und langjähriger Beziehungsgewalt überschattet das Leben der Opfer nachhaltig: jenes der Partnerinnen (Partner) und jenes der Kinder. Die Psyche trägt Verletzungen davon, die sich auf die Bewältigung des praktischen Alltags auswirken: am stärksten unmittelbar nach der Auslösung der Gewaltpartnerschaft, aber auch noch lange danach. Die Betroffenen bleiben von professioneller Hilfe abhängig: von praktischer Unterstützung (zB bei Wohnen, Haushaltsbudget und Kindererziehung) ebenso wie von Psychotherapien. Es zeigt sich, dass die psychischen Beeinträchtigungen unter der Oberfläche schlummern und jederzeit ausbrechen können: auch bei Kindern und Erwachsenen, die unauffällig sind oder nach einer Therapie als „geheilt“ gelten. Angesichts dessen scheint eine regelmäßige Untersuchung der psychischen Gesundheit ratsam. Die WMS ist die ökonomische Grundlage, auf der die anderen Unterstützungsleistungen erst ihre Wirkung entfalten können.

Weg 3 – Auftrag Bildung: Fluchtkinder

Bezieher*innen der WMS, die Weg 3 beschritten haben, wachsen mit der großen Angst und extremen Gewalt auf, die Krieg und Verfolgung mit sich bringen. Sie werden als Kinder von den Eltern auf eine ebenfalls mit Angst verbundene Flucht mitgenommen und kommen in einem fremden Land an, dessen Sprache sie nicht sprechen und in dem sie niemanden verstehen. Das führt zu Problemen in der Schule, die weder vom Bildungssystem noch von den – im neuen Land ebenfalls fremden und zudem häufig traumatisierten – Eltern ausreichend aufgefangen werden. Die einstmals funktionierende Eltern-Kind-Beziehung wird durch Krieg, Verfolgung und Flucht erschüttert, im Exil erleidet sie weiteren Schaden. Die Wartezeit auf den Asylbescheid kann sich über Jahre hinziehen, in denen die *Fluchtkinder* quasi auf Abruf leben: in der Regel in Asylunterkünften und von der Grundsicherung, die Eltern können nicht ihren Lebensunterhalt verdienen, sind also untätig. Als Jugendliche und junge Erwachsene zeigen die *Fluchtkinder* einige Verhaltensmuster, die auch für die *lauten und leisen Systemsprenger*innen* typisch sind: Sie brechen Bildungswege ab, gehen nicht arbeiten, weisen Phasen absoluter Passivität auf und beginnen den Sozialhilfebezug in jungen Jahren. Wie bei den *lauten und leisen Systemsprengern und -sprengerinnen* spielt die Suche nach Bindung eine Rolle. Hinzu kommen innere Konflikte betreffend die Zugehörigkeit zur Mehrheitsgesellschaft oder dem Herkunftsland, die

nach außen durchbrechen. Die scheiternden Bildungskarrieren stehen in Konflikt zum innerfamiliären Auftrag, eine Ausbildung zu absolvieren und ein „gutes“ Leben zu realisieren. Wie bei allen von uns empirisch ermittelten Wegen in die WMS gilt auch hier, dass die Schritte, die diesen Weg ausmachen, nicht automatisch in einen WMS-Bezug führen, aber sie bergen ein hohes Gefahrenpotential in sich. Wir beschreiben nicht die typischen Lebenswege aller Kinder von Flüchtlingsfamilien in Österreich, sondern nur jener, die in jungen Jahren in einen WMS-Bezug kommen.

Die beiden *Fluchtkinder* Rohat und Kamila, die wir in diesem Kapitel vorstellen, waren bei den Interviews 18 und 32 Jahre alt. In unserem Sample sind auch drei Personen, die als Erwachsene geflüchtet sind (s. S. 101); alle drei hatten damals Kinder. Wir werden auch auf diese Kinder zu sprechen kommen, die manche Erfahrungen „unserer“ *Fluchtkinder* teilen, wobei wir hier natürlich nur die Perspektive der Eltern kennen.

Abbildung 3: Weg 3 in die WMS – Fluchtkinder

Verfolgung der Eltern und/oder Krieg im Herkunftsland

Flucht

➤ Ankunft in Österreich

langes (teilweise Jahre langes) Warten auf Asylentscheidung

Einschulung ohne Deutschkenntnisse

schwierige und lang dauernde soziale Eingliederung

➤ positiver Asylbescheid

lückenhafte Bildungswege mit Abbrüchen der Schule und der Lehre

keine nachhaltige Erwerbstätigkeit

immer wieder Phasen der absoluten Untätigkeit und Passivität

➤ Bezug der Wiener Mindestsicherung

Was die Jugend geprägt hat, bleibt erhalten, die Passivität nimmt zu:

- Verbleib im öffentlichen Versorgungssystem
- keine weitere Ausbildung (außer AMS-Maßnahmen)
- keine oder keine langfristige Erwerbstätigkeit

Hinzu kommt teilweise:

- Familiengründung

Sowohl die 32-jährige *Kamila* als auch der 18-jährige *Rohat* setzen im Interview den Beginn ihrer Lebensgeschichte mit der Ankunft in Österreich an. Lebensgeschichtliche Interviews werden eingeleitet von der offenen Frage: „Können Sie mir bitte Ihre Lebensgeschichte erzählen?“ Sehr viele Menschen steigen in ihre Geschichte nicht mit der Geburt ein, sondern mit einem für sie essentiellen Ereignis, das bis zur Gegenwart fortwirkt. Und so ist der Beginn der Erzählung für die Auswertungen von besonderem Interesse. Ein Beispiel: *Zora*, die *laute Systemsprengerin* aus dem ersten Kapitel, ist in Mazedonien geboren. Ihre Migrationserfahrung wird im Interview zwar thematisiert – wir werden noch darauf kommen –, spielt aber im Vergleich zu den Gewalterlebnissen im familiären Kontext und ihrem Aufwachsen in betreuten Einrichtungen kaum eine Rolle. Sie hat daher ihre Lebensgeschichte nicht mit der Ankunft in Österreich eingeleitet, sondern mit jener im System der Jugendhilfe.

„Ich bin ähm mit 13 nach Österreich gekommen. Ähm dann ähm waren wir im Flüchtlingsheim sozusagen, haben auf positive Anerkennung gewartet.“ **(Kamila)**

„Ich wurde im Irak geboren, im Nordirak. Bin Kurde. Mit 6 bin ich dann hergezogen.“ **(Rohat)**

„Ich bin mit 12 in eine WG gekommen. Und dann / hab immer da gelebt und ja, seitdem bin ich alleine. Also alleine auf mich eingestellt.“ **(Zora)**

Über die von Österreich offiziell anerkannten Fluchtgründe der Eltern, also über die Kriege in Tschetschenien bzw. im Nordirak oder über Repressionen und Verfolgung, erzählen weder Kamila noch Rohat. Er kann keine bewussten Erinnerungen an die Zeit vor dem Eintreffen in Österreich abrufen, und beim Asylstatus zeigt er sich unsicher. Die bei ihrer Ankunft ältere Kamila hingegen spricht im Zusammenhang mit der Flucht von einer „schrecklichen Zeit“. Sie macht schon in ihren ersten Worten den Flüchtlingsstatus ihrer Familie klar und grenzt sich dann explizit von Migranten und Migrantinnen ab, die aus anderen Gründen gekommen sind und eine weniger gewalt- und angstbehaftete Wanderung hinter sich haben. Gleichzeitig kommt die Scham durch, mit etwas Illegalem gestartet zu sein, auch wenn sie weiß, dass das ein unumgängliches Schicksal vieler Geflüchteter ist.

„I: Sie waren 13 Jahre alt, wie Sie nach Österreich gekommen sind. Können Sie sich da ...?

Genau 2003. (...)

I: Können Sie sich daran erinnern? Haben Sie da äh ...

Schreckliche Zeit.

I: Erzählen Sie.

Vor allem wir sind über ähm Weißrussland, dann war Polen, glaub ich, dann war Tschechien, dann Österreich. Glau,/ wir haben so eine Runde gemacht, ähm das war natürlich alles illegal. (...) Äh als Flüchtling. Also wir sind nicht so wie Türken nach Österreich gekommen.“ **(Kamila)**

Nicht anders als die *lauten und leisen Systemsprenger*innen* haben die *Fluchtkinder* in ihrer Kindheit **Gewalt** erfahren, aber mit dem Unterschied, dass diese nicht von den engsten Bezugspersonen ausging, sondern von außen kam. Sie kommen also aus funktionierenden Familien und sind deshalb mit Bindungen vertraut. Es sind die Erlebnisse nach der Ankunft in Österreich, die die Erzählungen und Lebensgeschichten der *Fluchtkinder* prägen, allerdings immer vor dem Hintergrund der frühen Konfrontation mit äußerster Gewalt, Tod und Todesangst.

Kamila ist 13 Jahre alt, als sie mit den Eltern nach umständlicher Flucht im Auffanglager Traiskirchen ankommt. Sie hat einen älteren Bruder und eine viel jüngere Schwester. Die Familie wird für die Abwicklung des Asylverfahrens in die Steiermark geschickt. Es dauert fünf Jahre, bis ihre Eltern einen positiven Asylbescheid in Händen halten. Ihr Schrecken angesichts dessen, sogleich in die Schule gehen zu müssen und dort kein Wort zu verstehen, vermittelt sich noch heute. Sie beschreibt sich als eigentlich kontaktfreudiges Mädchen, das von einer Minute auf die andere sprachlos gemacht wird, und zwar für zwei bis drei Jahre, bis sie genügend Deutsch versteht und spricht. Es sei „*furchtbar*“, es sei „*schrecklich*“ gewesen, sagt sie. Auch bei **Rohat** vergehen ungefähr drei Jahre, bis er so viel Deutsch versteht und spricht, um aus der sozialen Isolation herauszukommen, dabei hat er das Glück, vor der Einschulung in Österreich angekommen zu sein und für ein Jahr die Vorschule besuchen zu können, bevor er in die erste Klasse Volksschule kommt. Das Jahr Vorschule sei keinesfalls ein verlorenes, erklärte er bestimmt. Rohat kann also den gesamten Schulweg in Österreich absolvieren, Kamila hingegen steigt sehr spät ein, bringt also zB ein anderes Wissen mit als ihre Mitschüler*innen. Das macht eine halbwegs kontinuierliche Fortsetzung der Schule noch einmal unwahrscheinlicher.

„Ich hab kaum verstanden, ka,/ kaum deutsche Sprache, also ich hab gar nix verstanden. Obwohl die Mama hat etwas verstanden, weil sie hat ähm Unterricht gehabt, also in der Schule noch

Deutsch gelernt etwas. Und ähm in der Schule äh war auch sehr schwierig. Erste drei Jahren, erste zwei Jahre, war sehr schwierig für mich. Äh Mitschülern ähm und diese Mobbing und ja, also ich ka,/ ich will jetzt nicht erinnern.

I: Ja, ja. Ich verstehe, ja.

Also das war furchtbar (...) Vor allem ich bin bisschen so, wissen Sie, vom Charakter her, wie sagt man das, bisschen ähm, fällt mir jetzt nicht das Wort ein.

I: Schüchtern?

Nein, nicht schüchtern. Genau umgekehrt. (...) Ja. Und ähm für mich war das so halt, also schwierig. In, in einem Wort jetzt zusammengefasst. (...) Waren lauter Österreicher. Damals. Jetzt ist es anders, aber damals waren lauter Österreicher. Vielleicht später noch Iraner. Aus, aus dem Iran. Pakistan, Syrien gekommen. Aber ich war die einzige. (...)

I: Das ist schwer.

Ja. Und nichts verstehen. Das ist schrecklich.“ (**Kamila**)

„I: Können Sie sich daran erinnern, wie das war? Wie Sie in die Volksschule gekommen sind?

Ja, das war schon schwer, weil ich konnte kein Deutsch. Lehrerin hat mich nicht verstanden. Es war schwer, aber dann in der dritten, vierten Klasse habe ich schön langsam Deutsch können und habe ich Deutsch geredet mit denen, habe ich mehr Freunde gehabt.“ (**Rohat**)

Fluchtkinder werden also sehr schnell ins Bildungssystem gebracht: in einem fremden Land mit einer fremden Sprache und fremden Institutionen. Auf diese Art sind sie mehr oder minder unmittelbar nach der Ankunft mit dem „normalen“ Leben in Österreich konfrontiert, im Gegensatz zu ihren Eltern, die das Asylverfahren abwarten müssen, bis das auch für sie gilt. Da *Fluchtkinder* tatsächlich gar kein Deutsch verstehen, sind sie auf die Interpretation von Mimik und Gestik angewiesen, die sie aber häufig nicht richtig deuten. Daraus folgt, dass sie sich leicht bedroht und angegriffen fühlen und sich in weiterer Folge selbst „eigenartig“ verhalten, also zB zurückziehen, kurz: **paranoide Züge** an den Tag legen. Kamila zB hat sich angegriffen gefühlt, ihre Mobbing-Erfahrungen waren so heftig, dass sie bis heute die Erinnerung daran nicht zulassen möchte (s. Zitat oben).

Kinder ohne Deutschkenntnisse werden vom Bildungssystem als defizitär wahrgenommen und behandelt. *Fluchtkinder* sind also von Beginn an einer **Entwertung** ausgesetzt: Ihrer Kenntnis der Muttersprache oder ihrem Wissen über das Herkunftsland wird kein Wert zugebilligt. Statt zu sagen, Du kannst kein Deutsch, aber sehr gut Arabisch, Russisch, Kurdisch oder Tschetschenisch, werden ausschließlich die fehlenden Deutschkenntnisse thematisiert. Der Selbstwert der *Fluchtkinder* wird in der Schule also geschwächt – und nicht, wie es nach den belastenden Erfahrungen und angesichts ihrer ohnehin schwierigen Situation hilfreich wäre – gestärkt.

Fluchtkinder werden nicht nur **als defizitär**, sondern auch **als fremd stigmatisiert**. Hier spielen die Klischees in den Köpfen der Lehrer*innen eine wichtige Rolle. Die aus Syrien stammende **Nadira** kam 2017 mit ihrem achtjährigen Sohn nach Österreich, nachdem sie in Dubai darauf gewartet hatte, zu ihrem geflüchteten Mann nach Wien nachkommen zu können (s. S. 101). Nicht einmal drei Wochen nach ihrer Ankunft begann der Bub mit der Volksschule, und Nadira (die sehr gut Englisch spricht) war mit der für sie unerwarteten Frage der Lehrerin konfrontiert, ob sie den Sohn – wie das in arabischen Familien üblich sei – als *king* erzogen habe. Bis heute denkt Nadira, diese Frage habe sich auf den Aufenthalt in einem Golfstaat bezogen, kann sich also nicht vorstellen, dass sie etwas mit der Erziehung in Syrien zu tun haben könnte. Die Lehrerin konnte offenbar nicht überzeugt werden. Sie gab dem Kind weiblich konnotierte Sonderaufgaben. Damit hat Nadira zwar prinzipiell kein Problem, die Stigmatisierung gleich zu Beginn des Aufenthaltes war aber doch „so viel“ für sie, wie sie es ausdrückt. Welche Erinnerungen ihr Sohn daran hat, wissen wir leider nicht.

„Auch äh äh für die Schule, bisschen war es äh bisschen auch schwer ähm (2 Sekunden). (...) Sie haben Verständnis ein bisschen, aber sie waren .../ sie folgen (...) so vielen Kleinigkeiten. Zum Beispiel die erste Frage war für mich, für meinen Sohn: „Haben Sie Ihren Sohn als King erziehen, erzogen?“. Das war der erste Frage von der Lehrerin. (...) Äh ich hab gefragt: „Warum fragen Sie? Warum vorstellen Sie sich das?“. Sie hat gesagt: "Weil er ist ein Alleinkind, und ich weiß, dass die arabischen Leute erziehen ihre Kinder, und insbesondere die Buben als, als Könige oder so". Ja. Ich hab gesagt: „Neiiiiin“. Obwohl er alleine ist, und wir war[en] vielleicht im Golf (...), in Dubai, aber das meint nicht mein Sohn als König zu äh zu erziehen oder so. Das war ein bisschen lustig, aber ja danach hat sie äh viele Aufgaben zu ihm gegeben, wie putzen und äh. Ich weiß nicht so, das war so viel. Es war okay für mich, es ist normal, ist kein Problem. Und aber, aber war so viele Kleinigkeiten mit, mit der Lehrerin und so.“ (Nadira)

Mit der Unterstützung der **Eltern** können die **Fluchtkinder** in der ersten Zeit nach der Ankunft nicht rechnen: nicht praktisch, denn die Eltern können selbst kein Deutsch und sind in der neuen Umgebung ebenfalls hilflos; aber auch emotional nur mit Einschränkungen, denn die Eltern kämpfen mit den psychischen Folgen von Verfolgung und Krieg sowie dem Verlust ihres im Heimatland besseren sozialen und oft auch ökonomischen Status (s. S. 101). Fluchtgründe und Flucht machen aus funktionierenden Eltern nur noch eingeschränkt funktionierende. Die Kinder lernen zB schneller und besser Deutsch als ihre Eltern, was zu einer Rollenenumkehr führt: Sie erledigen für die Eltern Behördengänge oder dolmetschen. **Rohats** Eltern zB können bis heute, nach zwölf Jahren in Österreich, kaum Deutsch. Er hat eindeutig nicht die besten Erfahrungen damit gemacht, seinen Vater bei Behördenwegen zu begleiten, und weigert sich deshalb inzwischen, mit ihm zB ins Sozialzentrum zu gehen:

„‘Du kommst höchstens nur bis zum Eingang, und dann schmeißen sie Dich raus. Weil erstens guck mal, wie Du redest, wie Dein Ton ist’. Ich weiß ganz genau, wie er dann mit denen redet. (...) Ich habe mich dagegen entschieden. ‚Mir egal, was du machst. Ich gehe nicht mit‘.“ (Rohat)

Rohat ist das jüngste von zehn Kindern, die Eltern arbeiten – eine Konstellation, die ihn dazu bringt, außerhalb der Familie nach elternähnlichen Bindungen Ausschau zu halten. Er wird in der Mittelschule fündig und baut dort eine enge Bindung zu einer Lehrerin auf. Er hat seine Lektion gelernt und ist nach den Jahren der Sprachlosigkeit zum erfolgreichen Kommunikator geworden. Gut eingebettet in die Klassengemeinschaft, macht er den lebenswürdigen Clown für die anderen und spielt dabei regelmäßig Streiche, den Lehrerinnen und Lehrern genauso wie den Mitschülern und -schülerinnen, ist also ein lebhaftes Kind. Er geht gerne in die Schule, findet sie interessant. Doch dann geschieht ein katastrophaler Bruch. Die Lehrerin, die er so sehr mag, wendet sich in der dritten Klasse Mittelschule nicht nur von ihm ab, sondern stößt ihn regelrecht weg. Er führt ihr verändertes Verhalten auf private Probleme zurück, sucht also eine Erklärung, warum sie ihn plötzlich in der Klasse regelmäßig so sehr kränkt und demütigt, dass er in Tränen ausbricht. Damit zerbricht sie seine nach außen hin harte Schale und legt offen, wie zerbrechlich er eigentlich ist. Die Lehrerin wendet sich nur gegen wenige Kinder in der Klasse. Die „Opfers“, wie Rohat das in der Jugendsprache ausdrückt, sind (so wie er) verletzlich und auffällig: Kinder also, die eigentlich Unterstützung und Bindung bräuchten.

„Ich war höchstens so der Clown in der Klasse. Ich habe mich sehr lustig verhalten, aber das ist halt so, ich habe nix so der Lehrerin was gemacht, was der Lehrerin schadet. Ich war einfach der Clown. Ich habe jeden zum Lachen gebracht, die ganze Klasse.“

I: Irgendwann hat's mit der Schule nicht mehr geklappt, haben Sie gesagt. 4. Klasse haben Sie keine Lust mehr gehabt. Was ist da passiert? Können Sie sich erinnern?

Eigentlich geb ich manchmal der Lehrerin die schuld, weil die Lehrerin war wirklich scheiße zu mir. Sie ist / jede Woche musste ich mindestens einmal weinen. Sie hat mich wirklich zum Heulen gebracht. Und ich / das war für viele andere Leute schon ein bisschen komisch, weil ich war so ein Harter. Man hätte sich nicht vorstellen können, dass ich weinen kann und so zerbrechlich bin, aber sie hat's immer geschafft. Und sie ist los auf mich gegangen. (...) Ich hatte keinen Bock mehr, einfach so auf diese Scheiße, was sie abgezogen hat. Und hab dann begonnen, einfach zu schwänzen. So draußen zu chillen, statt zur Schule zu gehen. In der Woche habe ich mindestens zweimal oder einmal geschwänzt. Die ganze Zeit. Und da habe ich / ich hatte nur in einem Fach einen Fünfer gehabt, und da musste ich halt wiederholen.

I: „Die anderen Opfer, wie Sie gesagt haben, waren das eher Burschen, waren das Mädchen? Es war gemischt. Es war beides, sagen wir so. Es waren nicht viele. Es waren höchstens noch einer oder zwei. Und es waren so... sagen wir so, sie hat keine Zukunft in ihnen gesehen. (...) Das meinte sie auch zu einem Mädchen, sagen wir, sie wird eine schwere Zukunft haben. (...) Wir haben so drüber geredet, was sie sich vorstellt so als Beruf, wo sie sich sieht in drei, vier Jahren. Und sie meinte zu ihr, ja, Marjana wird einmal eine Putzfrau sein, vielleicht.“ (Rohat)

Rohat erzählt ausführlich von den damaligen Vorkommnissen und hat sie in detaillierter Erinnerung, was darauf hinweist, wie einprägsam sie für ihn gewesen sind: zB dass die Lehrerin seine Familie angegriffen oder einer Mitschülerin eine berufliche Zukunft als Putzfrau vorausgesagt hat. Sie entwertet und demotiviert also die Kinder im Augenblick und weckt außerdem die Erinnerung an die Entwertungen, die Rohat in den ersten Schuljahren erlebt hat. Sie zerbricht seine Rolle als kommunikativer und selbstbewusster Clown und beeinträchtigt damit seine Stellung im Klassenverband. All das führt dazu, dass er immer öfter die Schule schwänzt und die vierte Klasse wiederholen muss. Am Ende steht also die Entwertung, die Schule nicht geschafft zu haben.

„Wir sind ja Kinder alle so. Wir haben irgendwie schon [unnötige] Sachen gemacht, und da kam zB eine Chance... ich habe zB einen Spaß mit Freunden gemacht ... da waren wir alle so voll auf dem Gang, habe ich die Tür zugesperrt, so zum Spaß beim Klo. Also, ich war nicht im Mädchen-Klo, sondern sie war so innen, habe ich zum Spaß so gemacht. Und danach habe ich eh losgelassen und das hat das Mädchel halt zu ernst genommen und ist dann zu spät gekommen in der Stunde und hat mir die Schuld gegeben. Mir war es egal, also, aber das, was die Lehrerin gemacht hat, ist halt so. Sie ist einfach zu direkt gewesen, so auf Familie losgegangen und hat mich so erniedrigt. Warum machst Du die Tür zu? Macht man das bei Euch zu Hause? Macht das Deine Familie, die Tür zu sperren? Dein Vater macht das mit Dir oder was?“ (Rohat)

Und auch **Rohat** bleibt, wie der vorhin erwähnte Sohn der Syrerin Nadira, von den Klischees über das „fremde“ Muslimische nicht verschont: Der Lehrerin wird zugetragen, er habe Österreich als „Schweinefresserland“ beschimpft. Obwohl er das mehrmals entschieden von sich weist, auch mit dem Hinweis, dass er kein Moslem sei, schafft er es nicht, die Lehrerin zu überzeugen. Rohat hat wenig Bezug zur Herkunftskultur seiner Eltern und wehrt sich als Alevit gegen eine Zuschreibung, die wiederum seine eigenen Klischees offenbart, denn auch Aleviten und Alevitinnen dürfen kein Schweinefleisch essen.

„Ich hab am Anfang eh ein bisschen so gekämpft und danach habe ich gedacht, komm lass ma's. Sie war auch so komisch. Irgendwann einmal, irgendjemand hat erzählt über mich, dass ich Österreich als Schweinefresserland gesagt habe. Schweinefresser. Allein, ich bin selber kein Moslem. (...) Und dann sie hat sich so dran festgeklammert. Sie ... Ich habe ihr gesagt, ich habs nicht gesagt. Ich würde sowas auch nie sagen. Das ist einfach nicht schön. Ich habs wirklich nicht gesagt. Ich weiß nicht mehr, wer das gesagt hat. Ich würde das gerne wissen, weil sowas habe ich wirklich nie in meinen Mund genommen. Nie. (...) Ich habe ihr 1.000 Mal gesagt, ich habe so etwas nicht gesagt:

„Ah ok, passt“. So ok, jetzt doch zu mir. Nur ist mein Vater vorbeigekommen wegen einer Schulbestätigungsbestätigung oder sowas, wollte es abholen. Sie sieht ihn: „Ah hallo, Sie sind der Vater vom Rohat. Ja, und ihr Sohn hat das und das gesagt.“ Mein Vater kann eh kein Deutsch, also wusste nicht, was ich da gesagt habe. Also, ihm war es eh egal. Und sie hat so zu mir gesagt: „Ja, das habe ich auch Deinem Vater jetzt gesagt, so, dass Du Schweinefresserland gesagt hast.“ Und ich meinte nur so: „Ihr Ernst?“ (...) Das war halt so ein Moment, so Momente, wo ich so wirklich gedacht habe, was ist das für ein Trottel. Wie kann man dann als Lehrer arbeiten und dann noch so erniedrigen und dann so irgendwelche Scheiße labern.“ **(Rohat)**

Trotz alledem verliert **Rohat** seine Zuneigung zu dieser Lehrerin nicht wirklich. An mehreren Stellen ist er bemüht, auch Positives über sie zu sagen. Das offenbart ein Verhältnis wie zu einer „schlechten Mutter“, die man trotz ihres Verhaltens immer weiter liebt.

„Sie war keine schlechte Lehrerin, das war sie sowieso nicht. Also so uns beibringen war sie dann nicht schlecht. Am Anfang hat es sogar sehr viel Spaß mit ihr gemacht. Sie hat immer Witze gemacht. (...) Es war sehr lustige Zeit mit ihr in 1., 2. Klasse.

Es ist auch nicht so, dass ich sie gehasst habe oder so. Irgendwie auch so gemocht habe. So ich habe sie nicht komplett gehasst so. Sie war auch nie nett zu mir... Sie war vielleicht ein-, zweimal nett zu mir, weil sie es musste. Und sonst habe ich einfach sie gemocht so, auch wenn sie mich jedes Mal so erniedrigt hat.

Sie hat mir sogar am Ende so was gesagt, so darüber hab mich ein bisschen gefreut so. (...) 4. Klasse war schon vorbei, ich musste noch die Prüfung machen, die Mathe-Prüfung, die ich nicht geschafft habe. Und sie meinte auch, „ich wünschte, ich könnte Dir jetzt irgendwie jetzt helfen“. So ur auf nett Basis. Und ich habe mich dann schon gefreut.“ **(Rohat)**

Rohats Erzählungen legen nahe, dass seine Eltern von all diesen Ereignissen nicht viel gewusst haben. Auch **Nadira** war überrascht, als im Jahr 2020 die Polizei vor ihrer Wohnungstür stand und nach dem 11-jährigen Sohn fragte, der gerade nicht zu Hause war. Der Sohn habe Porno-Videos via Handy verbreitet, würde andere Kinder terrorisieren, außerdem rauchen und Alkohol trinken, so der Polizist. Sie solle gemeinsam mit dem Kind und seinem Vater aufs Revier kommen. Auf ihre Nachfragen bei der Direktorin und der Lehrerin der Volksschule bekam sie die Antwort, dass in der Schule nichts vorgefallen sei, aber Gerüchte über Vorkommnisse außerhalb der Schule in Umlauf seien. Die Familie nahm den Polizeitermin wahr, wo laut Nadira der ihr bereits bekannte Polizist den Buben mit Gefängnis und Jugendamt bedrohte und das Handy beschlagnahmen wollte, was der Vater des Buben jedoch abwendete. Der Bub selbst begann bei den Vorwürfen zu weinen, auf seinem Handy konnte Nadira keine Hinweise auf Pornos finden, er ist auf Tabakrauch allergisch (wie die Raucherin Nadira weiß), und von Alkohol war auch nie etwas zu merken. Wer die angeblichen Empfänger*innen des Porno-Videos sein sollen, konnte oder wollte die Polizei nicht sagen. Jedenfalls war von der ganzen Angelegenheit danach nie wieder etwas zu hören. Für Nadira ist sie jedoch nicht vorbei: Sie lässt ihren Sohn seither nicht mehr im Park spielen und auch nicht das Jugendzentrum besuchen, er muss seine Freizeit isoliert zu Hause verbringen. Das ohnehin schwer übergewichtige Kind verliert so die Möglichkeit, sich zu bewegen, und seinen sozialen Anschluss. Nadira ist dies zwar klar, aber ihre Angst um das Kind und vor allem vor den staatlichen Institutionen – ihre Fluchtgründe werden hier virulent – sind stärker. Wie sich das auf den Buben auswirken mag, kann nicht abgeschätzt werden.

„Es hat Polizei letztes Jahr zu mir gekommen, ja, zu Hause. Und er hat nach meinem Sohn gefragt. (...) Ich hab gesagt: „Was ist das Problem? Hat mein Sohn was gemacht?“ Mein Sohn jetzt ist zwölf Jahre alt, letztes Jahr elf Jahre alt, okay. Er hat gesagt: „Nix, ich möchte nur ihn sehen, und er

macht Probleme (...) ja. Und ich will ihn sehen und ihm erzählen, was soll man vor vierzehn machen, und was erlauben wir nach vierzehn." (...) Er hat gesagt: „Raucht Dein Sohn? Oder trinkt Dein Sohn Alkohol?“ (...) Ich hab gesagt: „Natürlich nein“. Er hat, er hat Allergie. Ich bin selber Raucherin. Und wenn ich rauche, ich schließe die erste Tür und zweite Tür und ich öffne die Fenster hier. (...) Wie soll er rauchen, ja?

Ich hab gesagt: „Warum fragen Sie nach meinem Sohn? Was hat er gemacht? Gibt es eine Anzeige, gibt's Probleme? Was gibt es?“ Er hat gesagt: „Nein, keine Anzeige, (...) aber er hat ein Video, Pornovideo zu sein Freund geschickt.“ (...) Ich hab gesagt: „Welcher Freund? Wer, wer hat das zu Ihnen gesagt? Ich muss verstehen, was ist die Geschichte?“ Er: „Nein, nein, es ist kein Problem. (...) Ich gebe Dir einen Termin und Sie kommen zu mir äh kommen, und wenn Vater auch kann, es wäre gut.“ Ich sagte: „Okay, ich bringe auch den Vater mit, ist kein Problem.“

Ich habe die Lehrerin in der Park gesehen und da habe ich sie gefragt (...): „Was hat X gemacht? Hat er was gemacht? Ein Video geschickt zu Freunden und so?“ Sie hat gesagt: „Nein, nein, nein, nein (...), die Leute draußen sprechen oder reden.“ Ich habe gesagt: „Welche Leute?“ – „Draußen (...), nicht in der Schule.“ Ja. Dann habe ich gesagt: „Sie haben kein Problem mit X?“ Sie hat gesagt: „Nein, ich hab keine Problem mit X. Andere, andere Leute draußen reden.“ Okay, sie hat gesagt: „Fragen Sie die Direktorin.“ So habe ich einen Termin ausgemacht mit der Direktorin und bin dort gegangen. (...) Sie hat gesagt, dass sie hat gehört, okay, dass mein Sohn hat diese Pornovideo zu Ex-Freund geschickt, okay. Und sie weiß nicht wer, welche Lehrerin, welche Klasse, welches. Sie hat gesagt, sie hat nur gehört. Okay. Und sie hat ihn gefragt und seine Freundin. Und ihre Reaktionen, von mein Sohn und sein Freundin, sie waren sehr innocent. Sie waren sehr überrascht. Und: „Wir haben das nicht gemacht“. (...) Und sie hat gesagt, sie hat ihm geglaubt. Okay. Dann hab ich nicht verstanden, von wo kommt diese Problem. Welche Lehrerin oder welche Freund oder Freundin?“

Dann kommt den Termin, okay, ich hab, ich bin dort gegangen. Und (3 Sekunden Pause) so, er hat zu mein Kind gesprochen mit so viel Gewalt, mit so viel hart. Ja. Mein, mein Kind ist groß. Groß. Aber jung. Aber Kind. Äh er hat ihn bedroht mit Jugendamt, mit jugendliche Heim oder, weiß ich nicht, mit Gefängnis. (...) Er hat so viel Gewalt gezeigt, und musste das Handy. Ich hab selbst das Handy von mein Sohn durchsucht, (...) Und ich habe nix gefunden. (...) Er wollte das Handy nehmen von meinem Sohn. (...) Dann der Vater hat gesagt, es geht nicht, (...) er soll eine Zettel von, ich weiß nicht, welches zuständige äh Behörde bringen und dann kann er das Handy nehmen. Es ist keine äh gesetzliche Aktion.

Danach habe ich mein Sohn nicht draußen erlauben zu gehen. Oder in Park zu spielen. Oder in Jugendzentrum zu, zu spielen auch. (...) Die ganze Sommer. Und jetzt in der Schule sie haben mir gesagt: „Lass ihn im Jugendzentrum zurück. (...) Vielleicht er braucht ein bisschen Freunde. Ein bisschen mit society mit so. Ich verstehe das, aber ich, ich hab so viel Sorgen jetzt. Er, ich hab so viel Sorgen auch von die gleichen Polizei. (...) Ich hab nicht verstanden, wo ist das Problem. Wo, wo, wo haben sie diese, diese Geschichte gebracht. Ja. Ich fühle mich nicht sicher. Auch mein Sohn. (...) Wenn eine Polizei bedroht ihn und das ich beobachte dich und diese Gewalt mit ihm, es ist nicht in Ordnung für mich. Ich glaube, es ist nicht normal, oder?

Ist nicht gut. Er braucht ein bisschen draußen zu spielen, (...) besonders weil er ist Alleinkind. Er hat keine Geschwister, kein Bruder. Er ist allein. Ja.

I: Und das Jugendzentrum ist keine gute Idee?

Betreuerin hat mir gesagt: „Schick ihn zu Jugendzentrum. Es gibt so viele erwachsene Leute. Sie sind specialist. (...) Aber ich weiß, (...) mein Problem war dort, in der Schule oder in der Park oder in Jugendzentrum, ich weiß nicht wo, aber war das äh Umgebung. Ja.“ **(Nadira)**

Doch zurück zu den beiden befragten *Fluchtkindern*: Während Rohat ausführlich und anschaulich berichtet, was ihm die Schule vergällt hat, macht Kamila nur eine Andeutung, die aber auf ebenfalls schwerwiegende Erlebnisse schließen lässt. Für beide gilt, dass es dem Schulsystem nicht gelungen ist, sie aufzufangen und auf ihre Bedürfnisse einzugehen. Es gab aber auch kein außerschulisches Angebot, das hilfreich eingesprungen wäre. Und Nadira bzw. ihr Sohn sind aktuell dabei, mit diesen Problemen zu kämpfen.

Kamila ist im Gegensatz zu *Rohat* nie eine Kommunikatorin geworden, sie bleibt unsicher und verschlossen. Beide vergleichen im Lauf des Interviews ihre *Deutschkenntnisse* mit jenen ihrer Geschwister. Die Ergebnisse könnten nicht unterschiedlicher sein: Rohat reiht sich an die erste Stelle, Kamila an die letzte. Nicht nur die beiden jüngeren Geschwister sprächen viel besser Deutsch als sie, erklärt sie, sondern auch der ältere Bruder, was sie mit den unterschiedlichen Freiheiten von Burschen und Mädchen in der tschetschenischen Community erklärt. Er sei viel ausgegangen, ihr sei das nicht möglich gewesen, wobei sie sich in die Community einordnet: „*bei uns ist es nicht so...*“.

*„I: Sie haben gesagt, ihre Eltern können nicht gut Deutsch, habe ich das richtig verstanden?
Ja.*

*I: Aber ihre Geschwister schon, nehme ich an, sie sprechen alle so gut Deutsch wie Sie, oder?
Nein, nicht. Ich bin der Beste, sagen wir so.*

I: Sie sind der Beste.

Ich bin der Beste, ja. Aber sie können gut, sagen wir so. Sie können nicht so perfekt wie ich, aber sie können Deutsch reden. Man kann sie verstehen, sagen wir so.“ (Rohat)

„I: Und sie sprechen alle so gut Deutsch wie Sie?

Ich kann, ich kann Ihnen sagen, ähm, ich bin im vierten Platz. Weil äh der Bruder, der jüngste, er ist hier geboren. Und äh die, die Schwester, die war fünf, die ist von Anfang da. Und der Bruder, der spricht auch gut. Und der ist die ganze Zeit .../ der hat Schule besucht, der hat gearbeitet viel, als ein junger Mann, der war viel unterwegs draußen, aber ich war als Mädchen zu Hause. Weil bei uns ist es nicht so, dass wir halt viel spazieren oder nach draußen gehen, fortgehen und ja, deshalb, Note vier würd ich sagen, vierter Platz, nicht Note vier, sondern vierter Platz.“ (Kamila)

Die Schulpflicht hat *Rohat* geschafft, aber die Lust auf Schule ist ihm vergangen; Bildung ist nun mit Entwertung und dem schmerzlichen Abbruch von Bindung verbunden. Er rutscht schon während der Schulzeit immer wieder in jene Passivität, die auch die *lauten und leisen Systemsprenger*innen* aufweisen. Er hat aufgehört, auf sich zu schauen. Er ist es sich nicht wert, auf eine gute Ausbildung zu achten. Nach Abschluss der Schulpflicht bleibt er passiv und überlegt einige Monate, was er machen könnte, offenbar ohne Ergebnis, denn er wird vom AMS auf eine Produktionsschule geschickt, um ihn fit für eine Ausbildung zu machen.

Nachdem *Kamilas* Eltern Asyl erhalten haben, zieht die Familie in eine Landeshauptstadt. Mit inzwischen 19 Jahren beginnt sie dort eine Lehre zur Bürokauffrau, ist also sehr viel älter als die anderen in der Ausbildung. Flucht und Asyl haben sie einige Jahre gekostet. Aus dem Interview geht nicht hervor, ob das an den Problemen in der Schule gelegen ist oder ob sie (wie Rohat) in ihrer Jugend passive Phasen gehabt hat. Jedenfalls bewirkt der Umzug eine neue Aktivität, die zweieinhalb Jahre anhält. Dann bricht sie ihre Lehre sechs Monate vor Abschluss ab. Dafür sind private Gründe ausschlaggebend. Der Mann, in den sie sich verliebt, hat ebenfalls tschetschenische Wurzeln, was ihren eigenen und den Wünschen ihrer Eltern entspricht, aber er ist bereits verheiratet und hat Kinder, was in der Community ein No-Go ist. Ihr wird zur Last gelegt, eine Ehe zerstört zu haben. Ihre Familie ist genauso gegen die Beziehung wie jene des jungen Mannes. Der gesellschaftliche Druck und die Aussicht, die emotionale Bindung aufzugeben, lassen psychische Probleme offensichtlich werden, die schließ-

lich zum Abbruch der Lehre führen. Die Beziehung ist ihr wichtiger als die Ausbildung. Dass die Depression angesichts dieser Situation ausbricht, lässt darauf schließen, dass die stille Kamila nicht zum ersten Mal in eine depressive Phase gerät, und wäre eine Erklärung für die Lücken in ihrer Jugend.

„I: Warum haben Sie damals bei der, bei der, bei der Ausbildung zur Bürokauffrau diese (...) praktische Prüfung nicht auch ge ...

Abgebrochen?

I: Ja, warum?

Ich war fast fertig dort, ich hatte noch halbes Jahr. Ich hab (...) den Kindesvater kennengelernt damals, also, ich war in der Beziehung mit ihm und ja, es hat Probleme gegeben. Weil seine Eltern wollten nicht, dass wir zusammen sind. Und meine Eltern waren auch dagegen. Weil seine Eltern dagegen sind. Also bei uns muss es irgendwie so übereinstimmen. Und ja, das hat auf mich Druck gemacht irgendwie. Also ich hab bisschen Depression bekommen wegen ihm.

I: Das war auch jemand aus Tschetschenien?

Ja, auf jeden Fall.

I: Das muss sein?

Ja, muss sein. Ansonsten meine Eltern akzeptieren nicht.

Es ist nicht alles so einfach. Äh der, der Kindesvater, er hat eine Familie gehabt. Der hat, der war verheiratet. Der hat Kinder. Und seitdem er mich kennengelernt hat und ja, er hat, er hat sich geschieden. Also er hat mit ihr scheiden lassen. Und das ist der Grund. Also ich hab die Familie ruiniert sozusagen, und bei uns ist das äh, ja, heikle Thema.“ (Kamila)

Kamila ist also 21 Jahre alt, hat die Ausbildung abgebrochen, noch nie gearbeitet und ist psychisch angeschlagen. Das AMS greift ein, schickt sie in einige Kurse und schließlich in eine Produktionsschule, in der sie zwei Jahre bleibt. Danach ist sie 23 Jahre alt, aber offenbar noch immer nicht fit für eine Ausbildung oder einen Job, sondern bleibt weiterhin passiv. In ihrer Erinnerung hatte sie so viel mit den AMS-Maßnahmen zu tun, dass ihr keine Zeit für einen Job geblieben sei. Ihre Beziehung bleibt in diesen Jahren aufrecht, ist aber konfliktbeladen: Die Familie des Mannes opponiert noch immer, und zwischen den jungen Leuten kriselt es ständig.

„I: Wieso haben Sie in [Landeshauptstadt] keinen Job gekriegt? Nach der Lehre?

Ehrlich gesagt, ich hab nicht so gesucht. Das muss ich jetzt zugeben.

I: Ja ja. Weil Sie waren ja dann beim AMS, weil sonst wären Sie nicht in die Produktionsschule ge./ Genau Produktionsschule war ich, über's AMS hab ich bekommen. Und ja also da war ich beschäftigt zwei Jahre lang. Und ja also, das, das, das ist so schnell gegangen eigentlich. Ja nach der Arbeit [Anm.: gemeint ist die Lehre], die Schule und dann AMS-Kurs und, kurz, also kurz danach bin ich dann nach Wien gekommen. Genau. Also ich hab nicht so viel Zeit jetzt gehabt um, um zu arbeiten.“ (Kamila)

Es fällt auf, dass die beiden befragten *Fluchtkinder* die **Produktionsschule** sehr unterschiedlich wahrgenommen haben: Während die Maßnahme für Kamila den Charakter einer längerfristigen Beschäftigungstherapie hatte, die für die Qualifikation am Arbeitsmarkt gar nichts brachte, war sie für **Rohat** eine Orientierungshilfe, die er nur so lange wie nötig in Anspruch nahm, nämlich ein Jahr. Tatsächlich findet er einen Beruf, den er gerne ausüben würde: Einzelhandel, unter der Bedingung, dass er in direktem Kontakt mit Menschen stehen kann. Im Supermarkt möchte er also nicht arbeiten. Rohat entdeckt für den Beruf also seine Rolle als Kommunikator wieder, und zwar auf zweifache Weise: Er möchte im Verkauf arbeiten, und zwar in der Telekommunikationsbranche.

„I: Was macht man in dieser Produktionsschule eigentlich?

Da haben wir Taschen genäht. Da haben wir nähen gelernt. So Filztaschen, sowas haben wir gemacht. Und dann (...) dieses Verein hat diese Taschen verkauft.

I: Das hat aber überhaupt nichts mit Ihrer Ausbildung zu tun gehabt.

Mit Ausbildung? Nein, nein, na, das hat nichts mit der Ausbildung zu tun. (...)

I: Das heißt, das ist nur so eine Art ...

Beschäftigung sozusagen. (...) Damit ich nicht umsonst zuhause bin. Und ich muss sagen, es, es hat wirklich Spaß gemacht. (...) Ich hab da Nähen gelernt. Ich kann jetzt nähen. Aber nicht so, dass ich das beruflich machen würde. Ja.

I: Und haben Sie in der gleichen Zeit dann auch einen Job gesucht? Oder wie, wie war das?

Bewerbungscoaching haben wir auch gehabt dort, ja. Bewerbungen ob ich jetzt geschickt habe dort, jetzt kann ich mich ehrlich gesagt nicht erinnern. Kann ich jetzt nicht so sagen. Aber Lebenslauf und Bewerbungen haben wir schon geschrieben.“ (Kamila)

„Dann bin ich auf der Produktionsschule gelandet. Das war sehr interessant, habe mich gefreut, dass ich dort war für ein Jahr.

Die helfen dir, erstens eine Lehrstelle zu finden, und (...) da belegst du Kurse, sagen wir so. Also, bei mir gab's Technik, Garten, (...) auch Bäckerei, Gebäck machen und, ich glaub, wie nennt man das so? So die Leute, die zB Installateur tun oder so in diese Richtung. (...) Und dann gab's auch noch Einzelhandel. Und da war ich. Und sie haben uns oft so gezeigt, so, ja, wie so ein Geschäft aussehen sollte, was man da tut, was man macht als Einzelhandel, so alles beigebracht haben sie uns. Und das Coole war, was ich jetzt nicht so cool fand, weil ich hatte keinen Bock drauf, war, wir waren jede Woche zweimal in der Woche im [Supermarkt]. Wir haben dort ganz normal gearbeitet, als ob wir dort Lehrlinge wären, und so haben wir auch ein bisschen Erfahrung gesammelt. Aber ich fand, man konnte da nicht viel Erfahrung sammeln, weil... ok, es gibt so Einzelhandel, aber man redet nicht viel mit den Kunden, man hat wirklich nicht viel mit den Kunden zu tun, man sortiert halt nur Sachen. Das war einfach nur so, nee, da will ich nicht arbeiten. Das hat mir nicht gefallen. Und danach habe ich mich auf Telekommunikation so gestürzt. Das fand ich cool. Das könnte ich mir schon vorstellen.“ (Rohat)

Inzwischen ist die Covid-19 Pandemie ausgebrochen, Lehrplätze sind nur schwer zu finden. Rohat beginnt deshalb eine **überbetriebliche Lehre**. Dort wiederholen sich die Ereignisse aus der Mittelschule wie im Zeitraffer: Rohat hat diesmal nicht nur Probleme mit seinem Trainer, sondern empfindet die ganze Maßnahme als sinnlose Zeitverschwendung. Er und seine Kollegen bzw. Kolleginnen hätten Corona bedingt zuerst vier Stunden, dann acht Stunden täglich vor Ort sein müssen, ohne irgendetwas zu tun zu haben, erzählt er. Die einzige Aufgabe habe darin bestanden, pro Woche mindestens fünf Lehrstellen oder ein Praktikum zu suchen. Die Lehrstellen zu finden, sei rasch erledigt gewesen, Praktika habe es angesichts der Lockdowns kaum gegeben. Den größten Teil der Zeit hätten die Teilnehmer*innen mit ihrem Handy gespielt. An einem Praktikum ist er angesichts der niedrigen Bezahlung nicht interessiert. Er klinkt sich, so wie einst in der Schule, aus, kommt erst gar nicht oder zu spät. Nach drei Monaten wird er aus der Maßnahme geworfen. Bei drei regulären Lehrstellen, für die er sich beworben hat, kommt er in die nähere Auswahl, zweimal ohne genommen zu werden. Bei der dritten war die Entscheidung zum Zeitpunkt des Interviews noch ausständig.

„Man ist dann dort und macht eine überbetriebliche Lehre. Also, es ist nicht wie eine richtige Lehre, aber halt überbetrieblich so. (...) Das Gute ist, wenn man halt ein Jahr dort war und eine Lehre findet, hat man schon ein Jahr Lehre hinter sich, sagen wir so. Und ich war drei Monate dort und ich hatte es schwer mit meinem Trainer dort und ich habe auch oft gefehlt und wie ich dort hingekommen bin, das war halt zu spät kommen usw. Das war halt so nicht leicht für mich. Dann hatte sich der Trainer halt entschieden, mich zu entlassen. (...) Für den Anfang habe ich mich bei

Lehrstellen beworben. (...) Ich war immer noch da im Ibis, und da habe ich mich beworben, und nach ein paar Wochen haben mich ein paar angerufen. Und dann habe ich bei Drei [Anm.: Mobilfunkunternehmen] schon fast eine Lehre bekommen. Es war so eins gegen eins gegen ein anderes Mädchen. Sie hat leider gewonnen. Leider. Möge der Bessere gewinnen, sagen wir so.

Theoretisch waren wir acht Stunden lang dort, aber wegen Corona haben sie uns eingeteilt in zwei Gruppen. Vier Stunden die Nachmittagsgruppe, vier Stunden die Vormittagsgruppe. (...) Am Anfang hat er schon gesagt, wir sollen Lehrstellen suchen, Lehrstellen suchen. Da war es schon ein bisschen schwer, ein Praktikum zu suchen. Und er meinte, wenn wir ein Praktikum suchen, dann werden wir auch eine Lehre finden. Aber es war wirklich schwer. Das war schon in den Corona-Lockdowns. Da war alles zu. (...) Statt dass wir zu Hause bleiben und irgendwelche Aufgaben machen, wollten die, dass wir dort hinkommen. Fünf Lehrstellen mussten wir mindestens suchen pro Woche. Das kam von der AMS ganz oben, und das ging sehr schnell. 20, 30 Minuten waren wir schon fertig. Was passiert? Wir machen drei Stunden lang nur am Handy sitzen und nichts.

I: Haben Sie dort inhaltlich gar nichts gemacht? Irgendwas gelernt? Irgendwas gearbeitet? Nichts? Nix. Also, höchstens gelernt, wie man Lehrstellen sucht. Und das war's. Ich meine, das war eigentlich so, ich habe keine Lust mehr dort und irgendwann einmal haben ein paar Leute schon ein Praktikum gefunden. Das heißt, wir mussten von 7:30 Uhr oder sowas bis 16 Uhr dort sein. (...) Manchmal hat er schon gesagt, ok, geh Praktikum suchen. Wenn du ein Praktikum gefunden hast, war es 1000-mal besser, weil dann hast du wenigstens was zu tun gehabt. Und dafür bekam man 345 Euro. 345. Das finde ich schon ein bisschen zu wenig. Mir war das Geld egal eigentlich, aber so, was ich mit der Zeit mache, das war mir nicht egal. Und darauf hatte ich auch keinen Bock und danach haben sie mich eh rausgeworfen, weil ich nur scheiße [drauf war]. Und danach habe ich zwei Angebote bekommen, die ich jetzt leider nicht bekommen habe. Und ja, das war's.“ (Rohat)

Rohat steht also mit 18 Jahren gerade einmal mit einem Pflichtschulabschluss da. Gleich zu Beginn des Interviews macht er klar, dass er damit das „schwarze Schaf“ unter den zehn Geschwistern ist. Er ist der einzige, der dem **innerfamiliären Bildungsauftrag** nicht nachkommt und damit auch nicht die Weichen für ein „gutes Leben“ stellt. Alle Brüder seien erwerbstätig, die meisten hätten eine Lehre absolviert, die Schwestern seien verheiratet und kümmerten sich derzeit um die Kinder, mit einer Ausnahme: Die jüngste Schwester sei zwar ausgebildete Friseurin, arbeite aber nicht.

„Hab dann in der 4. Klasse aufgehört, wirklich mitzumachen, war sehr dumm. Und dann habe ich ein Jahr wiederholt, und ich bin halt der Jüngste von meinen Geschwistern, und da habe ich diese sehr viel angeschaut. Die hatten auch interessante Lebensgeschichten, und keiner ist jetzt arbeitslos am Ende gewesen oder hatte halt so nix zu tun seither, bis auf mich.“

I: Was machen ihre Geschwister? Weil sie sagten, sie sind der Schlimme in der Familie.

Ich bin nicht der Schlimme in der Familie, sondern, ja, die hatten so Hoffnung in mir gehabt. Und es ist wirklich schwer für mich, jetzt was zu finden, was man eigentlich jetzt so machen kann.“ (Rohat)

Es schmerzt **Rohat**, dass er der einzige Sohn ist, der „nix hat“. Aber er hat etwas in petto, das ihn erfolgreicher machen könnte als alle anderen. Sein tatsächlicher großer Berufswunsch ist nämlich Fußballer. Wie viele andere Burschen mit familiärer Migrationserfahrung auch, hat er den Traum, auf spielerische Art das große Geld zu verdienen (s. auch S. 31). Dabei schwankt er zwischen der realistischen Einschätzung seiner Chancen und der Hoffnung, „groß zu werden“. In seiner aktuellen Situation – ohne Arbeit, ohne Lehrstelle – ist der Fußball so etwas wie ein *deus ex machina*: Würde er es schaffen, in einem halbwegs guten Verein zu spielen, dann wären seine ganzen Probleme – vor allem

mit den Eltern, die darauf drängen, dass er Geld nach Hause bringt – mit einem Schlag verschwunden. Tatsächlich aber war er lange Zeit auch für das professionelle Fußballspiel zu träge, hat sich zB nicht um die Dokumente gekümmert, die er braucht, um für einen Verein spielen zu können.

*„I: War das ein Wunsch von ihnen? Wollten Sie mal Fußballer werden?
Ja, das war mein größter Wunsch, ja.*

Ich war zu faul, in einen Verein zu gehen. Ich habe irgendwie draußen immer gespielt, hab aber viel gelernt.

Ich spiele bei der Reserve von der Kampfmannschaft. Das ist halt die höchste, und Reserve ist halt von denen. Und da gewinnen wir fast jedes Mal. Wir hatten nur die beiden letzten beiden Male zwei Unentschieden. Und ich habe mir vorgestellt, stell dir vor, da hätten wir jetzt auch Geld bekommen, da hätte ich ur viel Geld. So da hätte ich auch nicht so viele Probleme jetzt.

Mein Wunsch ist derzeit einfach so, vielleicht in ein, zwei vielleicht drei Jahren so irgendwann mal nicht mehr arbeiten zu müssen und da mein Geld zu verdienen. Weil das wäre wirklich toll, weil ich würde dann auch mehr machen so. Mehr trainieren. Hätte ich mehr Zeit für Trainieren und meinen Kopf frei zu kriegen. (...) Das ist jetzt mein Wunsch geworden. Aber mein Wunsch, groß zu werden, ist auch nicht weg.“ (Rohat)

Kamila geht es insofern nicht anders als Rohat, als auch sie die einzige von den Geschwistern ist, die Bildung und Arbeit fernsteht. Beide sind nicht nur Beispiele für Bezieher*innen, die Weg 3 in die WMS beschritten haben, anhand ihrer vielen Geschwister wird gleichzeitig offensichtlich, dass die WMS-Bezieher*innen, denen wir hier die Bezeichnung *Fluchtkinder* verliehen haben, nicht typisch sind für Kinder aus Flüchtlingsfamilien im Allgemeinen. Kamilas älterer Bruder zB arbeitet in Wien und verdient so viel Geld, dass er sie seit Jahren unterstützen kann, ihre jüngere Schwester hat eine Lehre als pharmazeutisch-kaufmännische Assistentin hinter sich und der jüngste Bruder, der in Österreich geboren wurde, besucht das Gymnasium. Der Wert einer Ausbildung ist in Kamilas Familie mit Händen zu greifen: Ihre Mutter hat eine gute Schulbildung, die ihr einige Deutschkenntnisse gebracht hat. Bei der Ankunft in Österreich war sie die einzige in der Familie, die verstehen und sprechen konnte, also nicht hilflos war. Sie ist ausgebildete Konditorin, hat vor der Flucht als solche gearbeitet und findet nach dem positiven Asylbescheid auch gleich einen Job. Der Vater hingegen war in Tschetschenien Taxifahrer mit eigenem PKW, er konnte in Österreich beruflich nie richtig Fuß fassen, arbeitete für einige Zeit in einem Sozialmarkt und ist inzwischen krankheitsbedingt arbeitslos. Kamila sieht also, Ausbildung macht unabhängig und bietet Ressourcen, um Krisen gut zu überstehen. Trotzdem geht sie einen anderen Weg: weg vom „*Modernen*“, wie sie es selbst ausdrückt, hin zum Traditionellen. Beides hat sie im ehemals sowjetischen Tschetschenien kennengelernt, beides ist in ihrer Familie präsent: das vergleichsweise moderne Frauenbild der realkommunistischen Staaten und die Ideale einer konservativen muslimischen Gesellschaft. Kurz nach Abschluss der Produktionsschule entscheidet sich die bis dahin „*moderne*“ Kamila, den Hijab zu tragen. Sie ist 24 Jahre alt. Kamila macht es sich damit noch schwerer, einen Job finden, bewegt sich also vom Arbeitsmarkt weg.

„I: Was haben Ihre Eltern in Tschetschenien gemacht?

Mein Vater war (...) Taxilenker. Und die Mama war Konditorin. Die Mama hat, als sie nach Österreich kam, hat sie gleich Job bekommen. Sie arbeitet immer noch als Konditorin. Und der Vater ist aber arbeitslos momentan. Und er hat gesundheitlich ist er auch eingeschränkt bisschen. (...)

I: Mhm. Und Ihr Vater hat aber schon gearbeitet?

Genau, er hat gearbeitet aber ich, ich kann jetzt nicht so, als Maler, glaub ich. Oder in (...) diesem Soma-Geschäft, glaub ich. Sowas. Ja ich kann jetzt nicht sagen genau.

I: Und wie sind Sie darauf gekommen, das [Kopftuch] zu nehmen? Es ist ja nicht so einfach. Meine Mama trägt eigentlich auch Kopftuch. Aber sie trägt nicht Hijab, also ich bin ganz verschleiert, wenn ich nach draußen geh. Aber Kopftuch, das ist immer bei uns gewesen. Aber ich bin eher streng religiös, kann man sagen. Und ja, also ich hab beschlossen, ich zieh jetzt an. Also niemand hat mich gezwungen oder sowas. Das würd ich nie machen. Also niemand kann mich zwingen, wenn ich das nicht will. Und ja, eines Tages ist geschehen einfach.

I: Und Ihr Mann wollte das nicht? War ihm das nicht wichtig? Oder hat er Sie schon mit Kopftuch kennengelernt?

Nein, er hat mich nicht mit Kopftuch kennengelernt. Ich war modern damals noch. (...) Fünf Jahre hab ich mich mit ihm getroffen und nach, nach dem vierten Jahr, glaub ich, war das, hab ich mich verschleiert einfach. Aber nicht, dass er mich gezwungen hat oder dass wir darüber gesprochen haben, das, also das war überhaupt kein Thema.

I: Das ist, Sie haben selber gesagt, Sie haben Nachteile dadurch am Arbeitsmarkt zumindest und deswegen wollte ich wissen, wie ...?

Ich würde es anders machen, weil es ist wirklich schwierig, Job zu bekommen, aber Religion ist mir am wichtigsten natürlich. Weil das ist ja Glauben. Und natürlich, das heißt aber nicht, dass man in Österreich gar kein Job bekommt. Aber es ist halt schwierig. Ja. Und letzter Zeit, man sieht ja auch viele mit Kopftücher. Sind ja auch viele jetzt unterwegs.“ (Kamila)

Gleichzeitig begibt sie sich aus der Abhängigkeit der Eltern und zieht zu einer Freundin nach Wien. Hier beginnt sie die WMS zu beziehen. Das Jahr 2013 ist damit – zumindest auf dem Papier – ein Wendepunkt, der dem Lebensweg *Kamilas* eine neue Richtung geben könnte. Tatsächlich ändert sich aber kaum etwas, insbesondere ihre Passivität hinsichtlich Ausbildung und Erwerbstätigkeit bleibt unverändert erhalten. Nur in der ersten Zeit in Wien arbeitet sie ein paar Mal für eine Leiharbeitsfirma, doch niemals länger als einen Monat und nicht oft. Die Arbeit – zB Putzen, Gemüse in Kisten schlichten – sei körperlich zu anstrengend gewesen.

„Ich hab hier in Wien auch gearbeitet, genau, aber das war kurzfristig, leider. Ja aber das war in, in der Produktion, wissen Sie, es ist immer schwierig dort.

I: Was, was haben Sie da gemacht?

Ich hab da viel gemacht, äh geputzt, gereinigt, diese ganze Obst sortieren, verpacken, dann ja also in die Richtung. (...)

I: Wie lange waren Sie da?

Also auf einer Stelle in der Verpackung war ich nicht einmal ein Monat oder ein Monat, dann war ich Zeitschriften sortieren. Da war ich auch zwei Wochen. Dann Produktion war ich auch zirka drei Wochen. Genau.

I: Wieso war das immer nur so kurz? Weil's Ihnen nicht gefallen hat?

Nein, ich, ich hätte das gerne gemacht. Nicht gerne natürlich, ich hätte das gemacht, aber ich weiß nicht, weil ich wurde nicht aufgenommen dort. Keine Ahnung warum. (...) Ich muss zugeben, ich hab da wirklich diese 20 Kilo schweren Kisten tragen müssen. Und ich hab immer um Hilfe gebeten nebenan, und wahrscheinlich das hat dem Arbeitgeber nicht gefallen. Weil ich kann ja nicht so schwer tragen oder heben. Genau. Und die brauchen die, die wirklich so hart durcharbeiten, die Leute. (...) Weil ich kann ja nicht schwer heben. Weil ich bin selber auch so klein.“ (Kamila)

In Wien konzentriert sie sich nun noch stärker auf ihre Liebesbeziehung als davor. Aus dem Anfang des Interviews geht deutlich hervor, dass diese Beziehung, die sie 2010 eingegangen ist, fast bis zur Gegenwart hinauf, also länger als zehn Jahre, der zentrale Inhalt ihres Lebens war.

„Ich bin mit 13 nach Österreich gekommen. Dann waren wir im Flüchtlingsheim sozusagen, haben auf positive Anerkennung gewartet. Dann hamma eine, wann war das, 2008 glaub ich, Zuerkennung bekommen. Und dann haben wir eine Weile in, in Steiermark gewohnt und dann nach Oberösterreich gezogen und dort, also meine Eltern waren berufstätig, die Geschwister waren auch. Und ja dann hab ich meine Beziehung, bin nach Wien gezogen und ja, seitdem bezieh ich die die Mindestsicherung.“ **(Kamila)**

Sie arbeitet ständig darauf hin, die Beziehung zu einem Erfolg zu machen. Das gelingt jedoch nicht: Die beiden verstehen sich nicht, halten es nicht länger als maximal eine Woche in einer gemeinsamen Wohnung aus. Im Hintergrund ist stets der Widerstand seiner Eltern zu spüren. **Kamila** zieht für ihn nach Wien, wird schwanger, geht mit ihm eine Ehe nach islamischen Recht ein, die allerdings nach drei Monaten wieder geschieden wird, und wird danach noch ein zweites Mal schwanger. Wie sehr sie die Beziehung in der Herkunftskultur ansiedelt, zeigt das nächste Zitat:

„Also ich hab Beziehung gehabt mit dem Kindesvater. Dann hab ich zwei Kinder von ihm, aber es hat nicht geklappt halt.

I: Waren Sie verheiratet?

Nein, standesamtlich nicht. Aber im Islam schon. Also wir haben uns im, im Islam jetzt scheiden lassen. Es hat nicht geklappt halt.

I: Warum haben Sie das nicht gemacht? Jetzt bin ich neugierig, dass Sie sich standesamtlich ...? (...)
Wir sind einfach nicht dahin gekommen überhaupt.

I: Ja, aber Sie haben zwei Kinder. Deswegen frag ich, warum Sie nicht vorher ...?

Standesamtlich? Ich war, ich hab gar nicht einmal gedacht darüber. Ich weiß nicht.“ **(Kamila)**

Mit ihrer Hinwendung zur Religion gerade zum Zeitpunkt, als die Produktionsschule mit ihren Vorgaben endet, gibt **Kamila** sich selbst neue Regeln und ihrem Alltag eine Struktur, wie das zB auch die *leise Systemsprengerin* Anna tut (s. S. 18). Sie wendet sich gleichzeitig aber auch einer Gesellschaft zu, in der sie sich mehr zu Hause fühlt als in Österreich. Man gewinnt den Eindruck, Kamila sei lange nicht wirklich in Österreich angekommen. Die ersten Erfahrungen im österreichischen Schulsystem haben hier wohl eine entscheidende Rolle gespielt. Daraus folgt der verbissene Kampf um die Beziehung zu dem tschetschenischen Mann, die ihr zweierlei geben soll: Zugehörigkeit zur Herkunftskultur und emotionale Bindung. Kamila beschreibt ihren Weg weg von der Mehrheitsgesellschaft, hin zur Herkunftskultur mit eigenen Worten: Je älter sie werde, desto mehr Heimweh habe sie.

„I: Haben Sie noch eine Erinnerung an Tschetschenien?

Ja, natürlich. Ja. Es war schön. Das kann ich mit nichts vergleichen. Natürlich äh ich hab Krieg erlebt, aber das war schönste Zeit. Also wir haben alles privat gehabt. Nicht privat, sondern das, das hat alles uns gehört. Haus, Grundstück, Essen. Also wir haben ganz, ganz wenig eingekauft. Und das kann ich mit nichts vergleichen. Natürlich, das Leben in Österreich ist viel, viel besser, aber trotzdem Heimweh hab ich. Je älter ich werde. Irgendwann einmal natürlich will ich zurückkehren.

I: Wirklich?

Ja, auf jeden Fall. Weil ich, ich hab ja Heimweh. Irgendwann einmal. Ich kann jetzt nicht sagen, aber irgendwann einmal. Genau.“ **(Kamila)**

Was aus dem Zitat aber auch hervorgeht, **Kamilas** Bild von Tschetschenien ist stark idealisiert. Der Krieg wird nur beiläufig erwähnt und durch die darauf folgende Bemerkung verharmlost. Privates Eigentum und ökonomische Unabhängigkeit hätten die Schönheit Tschetscheniens ausgemacht. Hier findet sich ein Hinweis darauf, was Kamila am Leben in Österreich stört: nichts zu besitzen, immer in Abhängigkeit von Zuwendungen zu leben, nicht selbstbestimmt und selbstbewusst leben zu können. Unabhängig zu sein und genug zu haben, das könne man „mit nichts vergleichen“. Kamila imaginiert

ein Tschetschenien als Gegensatz zu Österreich, und damit – wie viele andere Kinder von Einwanderern und Einwandererinnen – ein Paradies, in das sie einmal zurückkehren möchten, selbst wenn der Lebensstandard dort niedriger ist als in Österreich.

Unter anderem diese Rückkehrillusion unterscheidet Kamila von *Zora*, der *lauten Systemsprengerin* aus dem ersten Kapitel. Zora hat ebenfalls eine enge emotionale Beziehung zu ihrem Geburtsland Mazedonien und neigt ebenfalls zu einer Idealisierung, die aber nicht so weit reicht, dass sie ein Leben in dem bitterarmen Land auch nur in Erwägung zieht. Wie Kamila identifiziert sich auch Zora mit ihrer Herkunftskultur, was zB daran abzulesen ist, dass sie im Zusammenhang mit Mazedonien von „wir“ spricht. Im Gegensatz zur unsicheren Kamila kämpft sie aber aktiv um Akzeptanz in Österreich. Sie tritt Rassismus entschieden entgegen und nimmt ihn als allgemeines und nicht nur als persönliches Problem wahr. Trotzdem macht es ihr die Ausländerfeindlichkeit, der sie sich außerhalb ihres sozialen Umfelds ausgesetzt sieht, schwer, sich von Österreich nicht auch zu distanzieren.

„Und das verletzt mich halt. Nur weil manche Ausländer vielleicht scheiße sind, heißt nicht, dass jeder so ist.“

Es gab schon paar Auseinandersetzungen, (...) zum Beispiel eine war hier ausländerfeindlich und ja, „die Muslime sind so und so“, und dann bin ich in dem Moment reingekommen und dann hab ich schon diskutiert. Dass man das halt nicht sagt, weil nicht jeder Ausländer oder Moslem oder Christ ist ein Terrorist oder scheiße.“

I: Ist das etwas, das Dir nahe geht?

Ja, weil ich selber Moslem bin und nicht in Wien geboren bin.

I: Ausländerfeindlichkeit. Also, kannst du dich da an irgendwas erinnern? In den WG's hat's da was gegeben?

Boah, da nie. (...) Nie. Nur die meisten waren auch Ausländer.

I: Wo wo dann, wo wo wo wo hat?

Draußen.

I: Draußen? Schule?

Schule nicht. (...)

I: In der Lehre dann?

Auch nicht. Da überhaupt nicht. Eher draußen. Vor kurzem bin ich sogar neben einem gesessen der hat voll, ähm, halt gesagt so, „ja, schau mal die Ausländer an, die trinken um neun Uhr in der Früh und kommen her und wollen Geld.“ Ich so: „jaja“, weil was soll ich drauf sagen?

Deswegen bekommt man dann auch irgendwie so einen Hass auf Österreicher. Also ich mag keine Österreicher. Nicht jeden Österreicher.

I: Was magst Du an denen nicht?

Ja, dass sie so ausländerfeindlich sind. Und so böse manchmal, überhaupt die älteren Leute.“ (Zora)

Was *Kamila* und *Zora* – und übrigens auch *Anna*, eine der beiden *leisen Systemsprengerinnen* – verbindet: Sie fühlen sich dem Islam zwar zugehörig, brechen aber dessen Regeln in einem fort. Sie schaffen sich jede ihren ganz persönlichen Islam, in dem sie einen Platz haben: die in ihrer Wahrnehmung streng religiöse Kamila mit ihrer Jahre dauernden außerehelichen Beziehung, aus der zwei uneheliche Kinder hervorgegangen sind, Zora mit ihrer gewalttätigen und kriminellen Vergangenheit sowie die suchtkranke Anna mit ihren wechselnden Partnern (s. S. 18).

„Ich weiß trotzdem, woher meine Wurzel sind. Wenn man dann auf eine Religion auch dann intensiv geht, dass wir Terroristen sind und dass wir gezwungen werden, Kopftücher zu tragen, stimmt

eigentlich gar nicht. (...) Das kommt mir nahe, weil ich würd auch den Christentum beschützen oder den Judentum. (...) Es ist ja nur ein Glaube. Und du lebst dein Glaube, wie du willst.“ (Zora)

Rohat ist da ganz anders. Zwar stellt er sich gleich zu Beginn als Kurde vor, zeigt aber in weiterer Folge kaum Anzeichen einer zwischen Mehrheitsgesellschaft und Herkunftskultur schwankenden Identität. Er ist nicht religiös, macht ganz den Eindruck eines westlich-modernen jungen Mannes, zB hatte er eine Weile eine FreundschaftPlus-Beziehung, aus der inzwischen eine Liebesgeschichte wurde. Sein im Interview einziger Versuch, eine Zugehörigkeit zur Herkunftskultur herzustellen, geht schief: Seine Identifikationsfigur im Fußball ist Yusuf Demir, von dem er sagt, er käme aus derselben Gegend wie er selbst. Ganz abgesehen davon, dass geografisch ein weiter Weg zwischen dem Nordirak und der türkischen Schwarzmeerküste liegt, von der Demirs Familie stammt, blendet Rohat damit auch das äußerst konfliktbeladene Verhältnis von Kurden und Türken aus. Was jedoch passt: Demir ist ein im Fußball äußerst erfolgreiches Kind aus einer Familie mit Migrationsgeschichte – genau das, was Rohat auch gerne wäre. Die Herkunft ist Rohat in Wirklichkeit wohl ziemlich egal, der Status in Österreich aber nicht.

„Kennen Sie vielleicht den Yusuf Demir, den österreichischen Fußballspieler? (...) Der ist zum Beispiel auch aus meiner Gegend gekommen. Ich kannte ihn jetzt nicht, aber ich kannte seinen kleinen Bruder. Und es ist so, dass ich und er an dem gleichen Tag geboren wurden. Ja, und ich sag immer so. Gott hat mir dieses Leben geschenkt, und Yusuf Demir hat er das Leben geschenkt mit dem Fußball. Und er spielt sogar für FC Barcelona. Und ich mag FC Barcelona auch übertrieben. Messi und alle. Und ich sag immer so, Gott hat ihm das Leben geschenkt und mir das, aber vielleicht hat er mir was anderes geschenkt. Schauma amal.“ (Rohat)

Kamila lebt in Wien (trotz der aufrechten Beziehung) als alleinerziehende Mutter: arbeitslos und auf die WMS sowie die Hilfe von Familie und Bekannten angewiesen. Nach Jahren des prekären Wohnens bekommt sie 2018 eine Gemeindewohnung. Damit ist sie nach vier Jahren wirklich in Wien angekommen und setzt den ersten Schritt in ein selbstständiges Leben. Ihre Kinder sind ein und zwei Jahre, sie selbst 29 Jahre alt. Noch geht alles sehr langsam. Aber die Beziehung scheidet endgültig, das Verhältnis zum Ex-Partner bleibt gut. Im Februar 2021 meldet sie sich wieder beim AMS an – und plötzlich geht dann alles sehr schnell, denn sie „verliebt“ sich neu, und zwar bei einem Arztbesuch in die Tätigkeit der Ordinationshilfe. Gleichzeitig entscheidet sie nun rational: sucht eine kurze Ausbildung, die einen so guten Verdienst bringen kann, dass sie aus der WMS herauskommt. Sie recherchiert, wo man die Ausbildung machen kann, und organisiert eine Finanzierung durch das AMS. Zum Zeitpunkt des Interviews hat sie den Lehrgang fast geschafft und mehrere Praktika hinter sich. Ihre Begeisterung für die Tätigkeit als Ordinationshilfe ist ungebrochen. Ihre Wortwahl macht deutlich, dass die Arbeit die Beziehung abgelöst hat. Liebe und Leidenschaft gelten nun dem Beruf.

*„I: Wie sind Sie auf die Idee gekommen? Mit der, mit der Ordinationshilfe?
Alleine. (...) Ja, und vor allem die Ordination. Ich liebe es. Ich, ich mache das wirklich mit Leidenschaft. Ich will das machen. Und so bin ich äh dazu gekommen auch. Genau.*

*I: Das heißt, Sie haben das alles selber organisiert?
Ja, das hab ich alles selber gemacht, ja. Genau. (...)*

Ich hab das nicht übers AMS bekommen, sondern ich hab selber mich erkundigt und ich hab mich dann beworben bei der Berufsschule. Und dann war ganz normal dieses Aufnahmeverfahren, und ich wurde aufgenommen. Und dann hab ich die Förderung vom AMS bekommen auch.

Ich hab mir auch so ausgesucht, dass ich nicht ähm lange die Ausbildung mache, sondern kurzfristig, gezielt, und äh wo ich jetzt nicht so wenig bekomme auch. Damit ich schnell beim MA 40 weg bin. Ja und das war eine richtige Entscheidung, find ich, für mich.

*I: Ja ja, man sieht's. Also ich, ich sehe, dass Sie das wirklich gerne machen.
Ja ich, na ich mach das wirklich gerne.“ (Kamila)*

Kamila besinnt sich nun ganz bewusst auf den Wert von Ausbildung, der ihr in der Familie mitgegeben wurde. Sie macht außerdem den Führerschein. Sie lässt mit dieser neuen Mobilität augenfällig ihre Passivität hinter sich und tritt auch noch in die Fußstapfen des Vaters, der in Tschetschenien als Taxifahrer gearbeitet hat. Sie nimmt jetzt eine andere familiäre Tradition auf: Elemente, für die ihre Mutter und ihr Vater im realen Leben stehen, und nicht die überlieferten oder imaginierten Werte der Herkunftskultur.

„Ich wollte unbedingt ähm Ausbildung machen. Weil ohne Ausbildung kann man ja nichts beginnen. Weil ich will ja nicht in der Produktion arbeiten. Vor, vor allem, da zahlt man wenig. Also da bekommt man wenig. Das das ist schwierige Arbeit. Ist nicht für Frauen eigentlich.“ (Kamila)

Hinter **Kamila** liegen zehn Jahre ohne Arbeit, und sie blickt mit Bedauern auf diese in ihrem Empfinden verlorenen zehn Jahre zurück, hat also das gleiche Empfinden wie Anna, die *leise Systemsprengerin*, die den Schritt ins Arbeitsleben geschafft hat. Es gibt nur ein sichtbares Hindernis für den Einstieg in den Arbeitsmarkt: Kamilas große Angst vor der Corona-Schutzimpfung.

„Jetzt ist meine Ausbildung in erster Stelle. (...) Ja, natürlich, wie gesagt, wenn ich das vor zehn Jahren gemacht hätte, dann jetzt mit Berufserfahrung und schon mit gutem Einkommen es wäre ideal für mich.“

Nach der Ausbildung ich plane es, mehr zu verdienen, damit ich jetzt endlich mal von MA 40 weg bin. Dass ich mein eigenes Geld habe. Genau.“ (Kamila)

Auch bei **Rohats** Geschichte sind wir fast am Ende angekommen. Nachdem er aus der überbetrieblichen Lehre herausgeworfen wird, hat er kein Einkommen mehr. Das macht zu Hause „Stress“, die Eltern erwarten von ihm, dass er etwas zum Haushaltsbudget beiträgt. Diesmal ist aber nicht Arbeit die Lösung, sondern er beginnt das Sozialsystem auszuloten. Vom AMS erhält er die Auskunft, dass er zwar kein Anrecht auf Arbeitslosengeld habe, aber die WMS beantragen könne. Sehr dringend ist es ihm mit dem Antrag nicht. Erst als die Eltern nicht locker lassen, bittet er nach zwei Monaten einen Streetworker, den er schon lange kennt, um Hilfe bei der Antragstellung. Die erste Auszahlung erfolgt umgehend.

„Nach zehn Tagen oder acht Tagen, eine Woche später oder sowas, hat alles perfekt gepasst, und auf einmal habe ich auf dem Bankkonto nachgeschaut, da waren 500 Euro drin. Das hat sich auch gut angefühlt, endlich mal wieder Geld zu bekommen. Dann lief es eigentlich gut.“ (Rohat)

Ein Blick auf die **Situation** der **Fluchtkinder beim Antrag auf WMS** zeigt: Sie sind jung, haben ihre Ausbildung abgebrochen und waren noch nie erwerbstätig. Sie sind im Familienverband gut eingebunden, allerdings gibt es Konflikte mit den Eltern. Einer von ihnen lebt noch im elterlichen Haushalt; für die andere bietet die WMS die Möglichkeit, sich von den Eltern zu lösen und in eine andere Stadt zu ziehen. Sie tauscht allerdings die finanzielle Abhängigkeit von den Eltern gegen jene von der MA 40 ein und unternimmt aus privaten Gründen viele Jahre nichts, um ihren Lebensunterhalt selbstständig zu bestreiten. Wie bei den *lauten und leisen Systemsprenger*innen* lässt sich auch hier keine unmittelbare Wirkung der WMS feststellen. Auch die Maßnahmen des AMS (zB Produktionsschule oder überbetriebliche Lehre) verlaufen tendenziell im Sand.

Rohat verheimlicht vor den Eltern, dass er die WMS beantragt und erhalten hat. Doch im zweiten Monat entdeckt der Vater die Zahlungseingänge auf Rohats Konto, noch ohne zu verstehen, woher das Geld kommt. Es beginnt ein Ringen um die rund 1.200 Euro, die klar machen, dass erstens die

Stimmung in der Familie gereizt und von Misstrauen geprägt ist, und dass zweitens die Beziehungen der Eltern zu ihren beiden noch im Haushalt verbliebenen jüngsten Kindern stark über Geld definiert sind. Es wird genommen, es wird gegeben, es wird getauscht, es wird ein bisschen betrogen. Geld ist zwar auch ein Symbol für Wertschätzung, aber Liebe und Geborgenheit – also einmal mehr Bindung – stehen dabei zurück.

„Beim ersten Mal habe ich meinen Eltern nicht erzählt. Ich wollte das Geld halt selber haben. Ich wollte mir halt so eine Playstation 5 kaufen. Sagen wir so.“ (Rohat)

Doch das harmlose Feilschen um das Geld verwandelt sich in ein ernstes Problem, als der Vater befragt, woher das Geld kommt. Mit dem Begriff Mindestsicherung hat er nichts angefangen, aber als Rohat von der MA 40 eine Zusage bekommt, die darüber informiert, dass er das Jahresticket für die Wiener Linien ermäßigt kaufen könnte, beginnen beim Vater die Alarmglocken zu läuten. Als Flüchtling mit Großfamilie ist er mit den Leistungen der MA 40 bzw. den sozialen Zusatzangeboten vertraut. „Sozial“, wie der Vater die Mindestsicherung nennt, hätte Rohat auf keinen Fall beziehen dürfen, möchte die Familie doch um die **österreichische Staatsbürgerschaft** ansuchen. Dafür haben alle Haushaltsmitglieder in den vergangenen drei Jahren auf jede Leistung der MA 40 verzichtet. Rohat hat also ein langfristiges Familienprojekt mit einem Streich gefährdet, der Vater tobt und verletzt den Sohn verbal tief. Bei Rohat kommen dabei Erinnerungen an die Demütigungen der Mittelschullehrerin wieder hoch. Der Vater besteht darauf, dass Rohat die Auszahlung der WMS umgehend stoppt und das schon ausgezahlte Geld zurückgibt. Ersteres gelingt, letzteres ist nicht möglich, und so hat Rohat mit zwei Monaten WMS-Bezug tatsächlich das Familienprojekt österreichische Staatsbürgerschaft für ein halbes Jahr hinausgeschoben. So lange wird es wohl dauern, bis die Familie ein Ansuchen mit Erfolgswahrscheinlichkeiten stellen kann. Eine Wirkung der WMS ist also, dass den Beziehern und Beziehungspersonen die österreichische Staatsbürgerschaft verwehrt bleibt.

„Mein Vater (...) hat mir sehr viel Stress gemacht, sehr, sehr viel Stress und meinte, das hätte ich nicht machen sollen, weil ich bekomme ja Sozial vom MA 40, und es ist eigentlich theoretisch auch soziales Geld. Und er meinte, das ist schlecht für die Familie, weil wir wollen die Staatsbürgerschaft haben, und da wir alle halt in einer Wohnung wohnen, sind wir alle so gleich, also, die MA 35 meinte so zu meinem Vater, wir haben gute Chancen, eine (...) Staatsbürgerschaft zu bekommen, wenn wir halt so kein soziales Geld für drei Jahre nehmen. Und mein Vater hat drei Jahre kein Sozialgeld genommen, und alle von der Familie, und ich wusste das halt nicht. Ich war ganz neu in diese Sachen. Und ich wusste nichts davon und habe trotzdem Antrag gestellt. Und er meinte, das ist jetzt sehr schlecht, „Du musst erstens Dich sofort abmelden, zweitens musst Du / frag, ob Du das Geld zurückgeben kannst.“ Und mein Vater ist halt (...) ist halt sehr streng bei mir gewesen. Er hat sich sehr viel mit mir gestritten und ist wirklich ein bisschen zu weit gegangen. Also, hat er mich jetzt nicht geschlagen oder sowas, das nicht, aber ist ein bisschen zu weit gegangen. Ich wünsche mir sogar, dass er mich geschlagen hätte, weil das war einfach zu weit.“ (Rohat)

Auch wenn es Rohat auf der bewussten Ebene sicher darum gegangen ist, sich mit der WMS ein Einkommen zu verschaffen, um seine Wünsche verwirklichen und die Eltern ruhig stellen zu können, kommt angesichts dessen, dass er definitiv nicht möchte, dass die Eltern die österreichische Staatsbürgerschaft bekommen, der leise Verdacht auf, dass er – unterbewusst gesteuert – lieber nicht verstanden hat, dass die WMS und „Sozial“ dasselbe sind. Die Eltern planen nämlich nach Erhalt der Staatsbürgerschaft einen Kredit für den Kauf eines Hauses am Land aufzunehmen. Und es gibt nichts, was Rohat weniger möchte, als aufs Land zu ziehen. Seine Emotionen brechen hier richtiggehend durch. Seine gewohnte Umgebung und die sozialen Kontakte sind ihm viel zu wichtig: ein Hinweis darauf, wie tief verwurzelt Rohat in Wien ist. Hier kommt – wieder unbewusst – die Erinnerung an die

Flucht hoch, was die starken Gefühle erklärt: Eltern, die ihn „zwingen mitzukommen“, obwohl er doch „hier ein Leben aufgebaut“ hat.

„Ich bin manchmal wirklich froh, weil ich das gemacht habe, und in Wirklichkeit froh, wenn wir das nicht bekommen, weil ich müsste dann umziehen, und das und das und darauf habe ich ur keinen Bock, weil die mich eigentlich zwingen mitzukommen. Weil aber mein Leben ist hier. Ich habe hier ein Leben aufgebaut. Meine Freunde. Hab meine Freundin hier. So einfach so wegzuziehen, ist die dümmste Idee, was ich machen kann. Und ich kann einfach in kein Scheiß-Dorf leben. (...) Ich brauche einen Döner-Laden direkt unter bei mir in der Wohnung. Ich kann nicht mit dem Auto vielleicht dann so 20, 30 Minuten, um einen Döner Laden zu finden, fahren. Ich will einen direkt unten. Ich will direkt zu Penny, Spar, Lidl, Billa und nicht irgendwo dann urweit wegfahren, etwas kaufen zu gehen. Ich will direkt das vor meiner Tür. (...) Es geht einfach für mich nicht. Einfach auf Land zu leben. Einfach es geht nicht. (...) Ich würde sogar bei meinem ältesten Bruder arbeiten, obwohl ich mich teilweise nicht gut verstehe. Ich würde sogar dort hinzugehen, arbeiten, mein Geld verdienen. Hauptsache, ich lebe hier.“ (Rohat)

Die Zukunft ist für **Rohat** einerseits ungewiss, denn er wusste zum Zeitpunkt des Interviews noch nicht, ob er die gewünschte Lehrstelle bekommen würde. Aber er hat Ambitionen und schmiedet Pläne, die allerdings genauso konkret und vage gleichzeitig sind wie die Bildungsvorhaben der *lauten und leisen Systemsprenger*innen*. Er hat eine Lehre mit Matura ins Auge gefasst und schwankt dabei – genauso wie beim Fußballspielen – zwischen Optimismus und Zweifel, ob ihm das gelingen kann. Um die Chancen zu wahren, wählt er den aus seiner Sicht leichtesten Weg, um zu einer Matura zu gelangen. Um seine Zweifel zu beruhigen, betont er, wie leicht ihm die Schule fällt, wie wenig anspruchsvoll die Inhalte sind, und sieht in der Möglichkeit, die Maturaprüfungen mehrmals zu wiederholen, im Falle eines Versagens einen tröstenden Ausweg, den er aus der Mittelschule zudem schon kennt. Tatsächlich lässt er aktuell aber die Zügel schleifen: Er lernt für Schularbeiten nicht, geht hin, schreibt ab und improvisiert ein bisschen. Die Hausaufgaben lässt er eine Freundin machen, die darauf, im Gegensatz zu ihm „Bock“ habe. Rohat muss sozusagen bei der Stange gehalten werden. Wenn das nicht gelingt (und das scheint schnell zu passieren), klinkt er sich aus.

„Ich bin eigentlich noch immer in der Berufsschule, also wenn ich jetzt bis Februar keine Lehrstelle finde, dann darf ich halt nicht weitermachen. Und wenn ich weitermache, also eine Lehrstelle finde, dann ist es sehr cool, weil dann habe ich auch ein Jahr hinter mir. Dann brauche ich nur noch zwei Jahre. Und ich würde auch gerne mal versuchen mit Matura die / Ich würde es versuchen. Ist mein... Wenn ich mich wirklich hinlege und lerne für die Berufsschule, wenn ich eine Lehrstelle habe, dann ist das das leichteste Weg, wo man eine Matura bekommen kann. Weil, ok, die Prüfung dann zur Matura ist schwer vielleicht, aber ich glaube, man kann mehrere Versuche haben. Ja, aber der Weg dorthin ist sehr leicht. Ich meine, ich hab ne Freundin, und sie macht manchmal Hausaufgaben für mich, weil ich wirklich keine Lust. Ich hab nicht einmal eine Lehre, warum sollte ich da die Hausaufgaben machen? Und sie macht es aber, sie hat Bock drauf, das zu machen. Und sie sagt selber so, das ist so leicht, ehrlich, das kann man urleicht machen. ZB vorgestern hatten wir eine Schularbeit. Das war keine Schularbeit, das war ein Test für die Mittelschule. Das war wirklich so leicht. Ich habe nicht einmal gelernt. Ich bin einfach so hingegangen, hab schon ein bisschen abgeschrieben, ok, aber ich habe kurz auf die Antworten geschaut und dann habe ich meine eigenen Antworten gebildet, weil das so leicht war. Ich habe nur die Fragen angeschaut. Einfach, das war zu leicht. Und deswegen werde ich das schon versuchen mit der Matura. Wenn's nicht klappt, dann klappt's nicht, aber versuchen würde ich schon tun. Wenn ich die Lehrstelle überhaupt bekomme.“ (Rohat)

Gleichzeitig ist **Rohat**, trotz des wirklich ganz kurzen WMS-Bezug, auf den Geschmack gekommen. Das Kapitel WMS könnte in Zukunft noch eine Fortsetzung finden, wenn es nicht gelingt, ihn für eine

Lehrstelle zu interessieren und wenn er vom Lehrbetrieb nicht hinreichend gefördert, gestützt und aufgefangen wird, wenn einmal etwas schiefliegt.

„Es ist sehr cooles Geld. Man hat sehr viel Geld und sehr cool, man kann damit leben. Es ist sehr cool. Ich würde es sogar gerne immer noch bekommen, das Geld. Das ist / man muss nur ein paar Lehrstellen / also, man muss auch dabei Lehrstellen über das AMS suchen, sonst kann man das Geld nicht bekommen. Ich wünschte mir, ich könnte das weitermachen. (Rohat)

Der dritte von uns ermittelte Weg in die WMS zeigt, wie eminent die Bedeutung des Bildungssystems für Kinder ist, die mit ihren geflüchteten Eltern nach Österreich kommen.⁹ Die hier befragten *Fluchtkinder* wurden weder vom Schulsystem noch von anderen sozialen Einrichtungen ausreichend aufgefangen, unterstützt oder gefördert. Als Ergebnis entwertender Erfahrungen in den ersten Schuljahren in Österreich ist ihr Selbstwertgefühl nachhaltig geschmälert. Sie trauen sich in weiterer Folge vieles nicht zu, meiden Herausforderungen, um Misserfolge nicht erleben zu müssen. Gleichzeitig finden sie bei den selbst traumatisierten und in Österreich fremden Eltern keinen hinreichenden Rückhalt. Ähnlich wie die *lauten und leisten Systemsprenger*innen* suchen die *Fluchtkinder* deshalb nach Bindungen, haben es aber leichter, diese zu finden und zu schließen. Was ihnen den Weg aus der WMS schwer macht, ist vor allem **das fehlende Selbstvertrauen**, das zudem mit innerfamiliären Aufträgen in Konflikt steht: eine Ausbildung abzuschließen, Erfolg zu haben.

„Ich hab auch am Anfang Angst ja gehabt, ob, ob ich, ich sch,/ ob ich das schaffe, ob ich das kann.

Ich bin so glücklich, dass ich das geschafft habe. Ja, weil ich hab nicht gedacht wirklich, dass ich das schaffe. (...) Ist mir / ist nicht / das hab ich nicht so einfa / also es war für mich, für mich nicht so ganz einfach.“ (Kamila)

„I: Sie haben mir gesagt, Sie gehen Fußball trainieren.

Ja, und spielen oder so. Im Verein auch.

I: Im Verein auch, ja. Das ist Ihnen wichtig, oder? Nicht?

Es macht mir schon Spaß. So wirklich wirklich, wirklich was werden, habe ich schon die Hoffnung verloren. Aber es ist so, vielleicht kann ich es mal irgendwo schaffen, in der dritten oder vierten Liga und dann verdiene ich mein Geld so. Vielleicht verdiene ich 2.000, 3.000. Man kann wirklich 2.000, 3.000 verdienen, auch wenn man Ersatzbank spielt. Hier in Österreich. (...) Aber mein Wunsch groß zu werden, ist auch nicht weg.

I: Man kann's immer versuchen.

Man kann's immer versuchen. (...) Wenn ich 40, 50 bin, will ich nur wissen, ich hab's damals versucht wenigstens.“ (Rohat)

⁹ Einblicke in erfolgreiche Bildungswege von sozial benachteiligten Kindern und die Rolle des Schul- und Hilfesystems dabei liefert diese Dokumentation des ZDF. Die porträtierten jungen Leute konnten einen Sozialhilfebezug bisher vermeiden: <https://www.zdf.de/dokumentation/37-grad/37-allein-nach-oben-100.html> (abgerufen 7.3.2022).

Weg 4 – gekränkt, krank und ausgebrannt: Downsized

Dass sie gerade den ersten Schritt in Richtung Mindestsicherungsbezug gesetzt hatten, konnten die Menschen, die heute auf Weg 4 in die WMS zurückblicken, nicht ahnen, als sie vor vielen Jahren ihre Berufswahl trafen. Sie entschieden sich für eine Branche oder ein Tätigkeitsfeld, in denen sich im Lauf der Zeit die Arbeitsbedingungen so verschlechtern sollten, dass heute dort die prekären Jobs schlechthin zu finden sind. Lagerarbeiter*innen, Fahrer*innen und Call-Center-Mitarbeiter*innen begannen im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts mit gutem Einkommen und wertschätzenden Arbeitsbedingungen in einem Beruf, der ihnen Spaß machte – und fanden sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts, ungefähr in der Mitte ihres Lebens, niedrig bezahlt und auf ihre Arbeitskraft reduziert wieder, in einem Beruf, der keinen Spaß mehr machen konnte: und das nicht, weil sie weniger gern mit dem Stapler und dem Auto fahren oder Kunden bzw. Kundinnen am Telefon berieten, sondern weil die Entlohnung zu gering und der Druck zu groß geworden war. Auf diese fortgesetzte Entwertung reagieren Psyche und Körper mit Beeinträchtigungen, die eine weitere Erwerbstätigkeit schwer bis unmöglich machen. Gleichzeitig verhindern die *Downsized* aber auch selbst weitere Demütigungen, indem sie sich dem, was der Arbeitsmarkt ihnen anbietet, verweigern. Die erste Leistung aus der WMS nehmen die *Downsized* meist nach ihrem 45. Geburtstag in Anspruch, die Chancen auf eine Wiedereingliederung ins Erwerbsleben sind gering.

Natürlich beziehen nicht alle Arbeitskräfte, die seit langer Zeit in Branchen und Arbeitsfeldern tätig sind, in denen Rationalisierungsschübe stattgefunden und die Arbeitnehmerrechte (zB durch Leiharbeit oder Scheinselbstständigkeit) aufgeweicht wurden, heute Mindestsicherung bzw. Sozialhilfe. Zu den Veränderungen der Rahmenbedingungen, die wohlgemerkt das prägende Element von Weg 4 sind, kommen Qualifikationsdefizite (zB Lehre ohne Abschlussprüfung, Tätigkeit in einem anderen als dem erlernten Beruf) und persönliche Dispositionen hinzu: Manche tragen einen psychischen Rucksack mit, der viele Jahre unsichtbar geblieben ist, aber angesichts der Belastungen am Arbeitsplatz virulent wird. Andere sind aufgrund einer intellektuellen Beeinträchtigung auf Berufe mit niedriger Qualifikation angewiesen, können also dem prekären Arbeiten kaum entkommen. Und schließlich gibt es noch jene, die bei ihren Entscheidungen immer ein wenig zu risikofreudig gewesen sind – das sind Bezieher*innen, die auf zwei Wegen zugleich in die WMS unterwegs waren, auf Weg 4 und 5: *Hasardeure und Hasardeurinnen*, bei denen die sich verschlechternden Arbeitsbedingungen mit dazu beigetragen haben, dass ihr risikoreich gestaltetes Leben in der WMS endet.

Manchmal hält die englische Sprache mit ihrer schier unendlichen Vokabelvielfalt Bezeichnungen bereit, die uns im Deutschen fehlen. *Working Poor* ist so ein Begriff, der uns in der Armutsforschung schon lange begleitet. Für die WMS-Bezieher*innen, die Weg 4 hinter sich haben, trifft *Downsized* genau den Punkt. Downsizing ist der englische Begriff für das „Gesundshrumpfen“ eines Unternehmens. Das geht in der Regel auf Kosten der Mitarbeiter*innen, die in ihren Arbeitsbedingungen, ihrer Lebensqualität und in Folge dessen ihrer Selbstachtung ebenfalls eingeschränkt werden. Sie werden davon allerdings nicht gesund, sondern krank.

Die beiden *Downsized*, deren Lebensgeschichten in diesem Kapitel beschrieben werden, *Eva* und *Leopold*, sind 59 und 60 Jahre alt, der *Hasardeur Karl*, der auch kurz zu Wort kommt, aber in erster Linie im nächsten Kapitel vorgestellt wird, ist 71 Jahre alt.

Abbildung 4: Weg 4 in die WMS – Downsized

schwache Position am Arbeitsmarkt, zB durch:

- mangelhafte Qualifikation, zB Lehre ohne Abschluss
- Tätigkeit in einem anderen Beruf als dem erlernten
- intellektuelle Beeinträchtigungen
- teilweise persönliche Beeinträchtigungen oder Dispositionen, zB durch häusliche Gewalt in der Kindheit, traumatische Erlebnisse als Erwachsene
- risikoreiches Verhalten ohne Absicherung

➤ **Einstieg in Branche oder Tätigkeitsfeld, in denen sich im Lauf der Zeit die Arbeitsbedingungen stark verschlechtern**

jahrelange erfolgreiche Tätigkeit mit teilweise häufigem Jobwechsel
mit der Dauer der Erwerbstätigkeit

- wird die Bezahlung immer geringer
- wird der Arbeitsdruck immer größer
- werden fixe Anstellungen bei einem Unternehmen zunehmend durch Leiharbeit ersetzt
- werden Krankheit und Verletzungen fast automatisch zu Kündigungsgründen
- werden die Arbeitsbedingungen (bei häufigem Jobwechsel) von Arbeitsplatz zu Arbeitsplatz schlechter

➤ **Ausscheiden aus dem Erwerbsleben**

zum Teil schrittweise mit sich abwechselnden Phasen der Erwerbstätigkeit und der Arbeitslosigkeit

zum Teil von einem Tag auf den anderen

begleitet von gesundheitlichen Problemen (psychisch und körperlich)

➤ **Bezug von Leistungen der Wiener Mindestsicherung als Aufstockung zu Arbeitslosengeld und Notstandshilfe oder als Mietbeihilfe bis zur und auch während der (Früh-)Pension**

1981 nimmt *Leopold* einen Job als Lagerarbeiter beim KONSUM¹⁰ an. Er ist 20 Jahre alt und hat eine Lehre zum Maler und Anstreicher hinter sich. Die Abschlussprüfung habe er aber versäumt, weil er zum Termin statt um 8 Uhr erst um 9 Uhr gekommen sei, erzählt er. Eine einstündige Verspätung bei einem so wichtigen Termin passiert wohl nicht ganz zufällig, und tatsächlich unternimmt Leopold keinen weiteren Versuch, die Lehre formal abzuschließen, und verliert deshalb seinen Job im Lehrbetrieb. Er leistet seinen Wehrdienst ab. Von seiner Tante erfährt er, dass der KONSUM Personal suche, und wird nach dem Einstellungsgespräch sofort aufgenommen – eine schriftliche Bewerbung ist nicht nötig.

„Bin zspät hinkumma in die WIFI.

I: Wieso?

No, z'spät kumma.

I: In der Früh?

Ja. Des war um neune, wie i hinkumma bin. Um achte fangen s' an.

I: Erzählen S' mir ein bissl was über die Zeit. Das ist lange her.

Da weiß i nix mehr.

¹⁰ Siehe: <https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Konsumgenossenschaft> (abgerufen 17.3.2022)

I: Aber warum? Ich meine, wie kommt das, dass Sie erst um neun hingekommen sind? Irgendwas war...?

Hob verschlofn. (...)

I: Ist zu weit weg gewesen?

Na, es wor net weit weg, aber trotzdem bin i z'faul gwesen.

I: Hat es Ihnen keinen Spaß gemacht, die Malerlehre?

Oh ja. Aber trotzdem. I bin z'spät hinkumma zu da WIFI.

I: Einmal? Öfter?

Einmal.“ (Leopold)

Die Arbeit beim KONSUM ist sehr gut bezahlt, 24.000 Schilling brutto im Monat bekommt **Leopold**. Sein Arbeitseinsatz wird geschätzt und belohnt. Als er zum Beispiel einmal sehr viele Überstunden angesammelt hat, bezahlt ihm die Konsumgenossenschaft den Staplerschein und wertet ihn damit als Arbeitskraft auf. Einmal bricht er sich im Urlaub die Hand und bekommt daraufhin eine leichtere Tätigkeit zugewiesen, die er auch nach seiner Genesung weitermachen kann. Die Freude an seinem damaligen Job ist bis heute spürbar, insbesondere das Fahren mit dem Gabelstapler, mit dem er gerne schnittig unterwegs ist: um die Kurven und in die Höhe. Doch 1995 muss der KONSUM Ausgleich anmelden, und Leopold hat das Pech, in der Logistik zu arbeiten, die im Gegensatz zu fast allen anderen Bereichen nicht weitergeführt wird. Er verliert also nach 14 Jahren seinen Job.

„Nach'm Bundesheer bin i donn zum Konsum. (...) 14 Jahr. Bis zuagsperrt hom. Do hob i schen vadi-ent. 24.000 Schilling im Monat. Donn is da Chef kumma vom Personalbüro. Sie hom 88 Überstunden, des derfn S' net. Mia zahln Ihna den Staplerschein. Hob i ihn gmocht. Woar i in Stockerau draußn. Hob i gmocht. Beim ersten Mol duachkumma.

Von 81 bis 95 im Konsum. Da war ich im Urlaub und hab mir die Hand brochn. Hom s' mi versetzt ins Expedit. Do is ma no besser gonga. (...)

I: Was macht man im Expedit?

LKW laden und mitm Stapler foahrn. Palletten holn. Am Plotz hinstelln. Donn foahrt wieda.

I: Das haben Sie gern gemacht, oder? Diese Arbeit? Mit dem Stapler fahren ist lustig, oder?

Ja. Im Kastn hob i mi a aufgfahrt immer. Umfliagn hob i eh net kennan, weilst links und rechts solche Latten ghobt host. Do bin i immer gfoahrn mit zwei Reifen in die Kurvn. I hob imma gschert.“

(Leopold)

Mit dem Konsum verliert Österreich eine Institution, die damals in mancherlei Hinsicht schon aus der Zeit gefallen war, zB was die guten Beschäftigungsbedingungen auch für niedrig qualifizierte Jobs anlangt. **Leopold** war also schon eine Weile sozusagen abgekoppelt von den Entwicklungen am Arbeitsmarkt tätig gewesen, denen er sich jetzt aber stellen muss. Der Jobverlust beim KONSUM ist also der Wendepunkt in Leopolds Berufsweg, ab dem es nur noch bergab geht. Vorerst bezieht er aber, aufgrund seines guten Lohns, noch ein ausreichendes Arbeitslosengeld. Die Sozialhilfe scheint noch in weiter Ferne.

„I: Jetzt versuchen Sie sich vielleicht ein bissl zu erinnern, wie Sie damals arbeitslos geworden sind. Haben Sie da von Anfang an immer Sozialhilfe oder Mindestsicherung dazugekriegt?

Nein, hob i kane kriagt. (...)

I: Wieviel Geld haben Sie dann damals gehabt?

Do haben s' ma des vom Konsum, i glaub, die Hälfte habn s' ma do gebn vom Konsum. Die 24.000, wos i verdient hob, des hob i donn kriagt die Hälfte von AMS.“ (Leopold)

Einen neuen Job als Lagerarbeiter zu finden, ist kein Problem, aber die Bezahlung und vor allem die Wertschätzung für die Mitarbeiter*innen sind nun deutlich niedriger. Nach einem Leistenbruch, den

Leopold sich im Lager seines neuen Arbeitgebers, eines Baumarkts, zuzieht, wird er sofort gekündigt mit der Begründung, in diesem Zustand könne man ihn nicht mehr brauchen. Auch an seinem nächsten Arbeitsplatz im Lager eines Möbelhauses erleidet Leopold einen Leistenbruch, diesmal behält er aber seinen Job, wobei die Arbeitsbedingungen immer unerfreulicher werden. Es fällt auf, dass Leopold beim KONSUM 14 Jahre lang keinen einzigen Arbeitsunfall hatte, nun aber gleich zwei. Er ist erst Mitte Dreißig, es ist also anzunehmen, dass der Körper auf die berufliche Um- und Schlechterstellung reagiert und noch keine Altersabnützung vorliegt. Wie auch bei den *Opfern von Beziehungsgewalt* scheint bei Leopold ein psychischer Schmerz über körperliche Symptome nach außen zu dringen.

„Beim [Baumarkt] hob i a georbeit. Bin i entlossn wuarn. Wir können ihnen net brauchn. Weil i mi gemeldet hob, dass i an Leistenbruch hob. Jetzt: können Ihnen net brauchn. Das woar die Antwort.

Donn hob i beim [Möbelhaus] ongfongt, donn is [die Bezahlung] weniger wuarn.

*In Stockerau war's [in der Lagerhalle] genau so kalt wie draußn. Zum Chef hob i gsogt, „könn ma de Tür zuamochn?“ Fangt er an, „is genauso kolt wie draußn“. (**Leopold**)*

Doch auch beim Möbelhaus bleibt er nicht sehr lange. Diesmal ist es ein Streit mit seinem neuen Vorgesetzten, der ihn den Job kostet. Es gibt in seiner Lebensgeschichte keinen anderen Hinweis darauf, dass **Leopold** widerständig, unwillig und gar kämpferisch ist, ganz im Gegenteil resigniert er normalerweise leise. Doch hier widersetzt er sich einmal, und zwar einem Mann, den er als „Türken“ vorstellt. Fühlt er sich einmal mehr entwertet, weil er nun einen Migranten als Chef hat? Kann er nur schlecht damit umgehen, dass er auf jemanden aus einer Gruppe hören muss, die seit seiner Kindheit als „Gastarbeiter*innen“ wahrgenommen und als „Tschuschen“ herabgewürdigt worden war? Ist diese gesellschaftliche Entwicklung für Leopold eine zu viel?

*„Dann haben wir einen Türken kriegt als Lagerleiter. Der hat mit mir ongfongt zum Streiten. Am Freitag, na, am Somstog. Sag i, „wir müssn runter wegen der Ware für die Monteure“. „Na, mach ma später.“ Frog i, „wann?“ I hob immer angefangen so um drei zum die Ware Runterhebn. Und des hot ihm net passt. Der hot mit mir ongfongt zum Schreien. Sog i, „ja, mit mir brauchst net schreien. Wir sind nicht miteinander in d'Schul gangen“. Dos hob i eam gsogt. Donn hob i die Entlassung kriegt. I lass ma nix gfoln.“ (**Leopold**)*

Danach findet **Leopold** keinen fixen Job mehr, sondern muss als Leiharbeiter sein Geld verdienen, was er als extrem entwertend beschreibt: Er habe dabei Tätigkeiten verrichten müssen, die niemand anderer freiwillig machen möchte. Auf die Frage, was das genau gewesen sei, verweigert er die Antwort: Es sei egal, was er dort gemacht habe. Nach fünf Jahren gefühlter Bedeutungslosigkeit, an die er sich nicht im Detail erinnern möchte, beendet er seine Tätigkeit als Leiharbeiter. Er ist 45 Jahre alt. In dieser Zeit geht auch seine Ehe nach zehn Jahren in die Brüche, weil „*mei Frau fremdgongen is*“. In Leopolds Privatleben geht also auch einiges schief.

„Donn bin i arbeitslos wuarn.

I: Haben Sie dann keinen Job mehr gekriegt?

Nein. Dann woar i bei so Bereitschaftsfirmen und do woar i a net lang. (...) Ja. Verdienst a nix. Kriagst nur die blede Hockn, die was die net machn wolln, kriegst du. Hob i aufgeheart.

I: Diese Bereitschaftsfirma. Was arbeitet man da so, wenn man in so einer...? Heute sagt man Leiharbeiter dazu. Ja.

*Is egal, was i gmocht hob.“ (**Leopold**)*

Von da an ist **Leopold** beim AMS gemeldet, besucht Maßnahmen, die er als sinnlos empfindet, und geht zu Bewerbungsgesprächen, die zu nichts führen. Er gewinnt nicht den Eindruck, beim AMS im eigentlichen Wortsinn betreut zu werden, erzählt zum Beispiel noch heute empört, dass man ihn zu

einem Logistikunternehmen geschickt habe, das aber auf der Suche nach einem Koch gewesen sei. Die Verpflichtung, sich für Jobs zu bewerben, die in keiner Weise passen, stört auch andere Interviewpartner*innen, die dies als Desinteresse interpretieren, was sie tendenziell noch tiefer in ihre resignative Stimmung treibt. Leopold erinnert sich nicht mehr genau, wann er das erste Mal WMS bezogen hat, aber es muss nach dem Ende der Leiharbeit gewesen sein. Wie vor dem Job beim KONSUM ist es wieder seine Tante, die ihm den Hinweis darauf gibt, dass er die WMS beantragen könnte.

„I: Und AMS? Haben die Sie irgendwie ...?“

Na, de hom a ka Oarbeit. Amol hom s' mi gschickt zum Kastner. Lagerarbeiter. Na, mir suachn an Koch.

I: Aha. Und haben Sie irgendwelche Kurse beim AMS machen müssen?

B: Jo.

I: Was haben S' da machen müssen?

Dasselbe. Lebenslaufschreibn, Bewerbungen schreibn. Computer eimeschaun. Die, die das betreiben, die hobn se goar net kümmert drum. De san draußn gsessn im Büro. Hobn nix gmocht. Donn homs mi gschickt am Computerkurs. Der frogt mi duartn, „was mochn Sie do? Sie kennen sich eh aus am Computer“.

I: Wann haben Sie das erste Mal Mindestsicherung oder Sozialhilfe (...) beantragt?

Des waß i jetzt goar nimma. Wart amoi. Dos war in da Freitagasse im 21. (...)

I: Und wie haben Sie das erfahren? Können Sie sich erinnern?

Mei Tante hot gsogt, i soll in die Freitagasse fahren. (...) Hob i des gmocht.“ (Leopold)

2012 beginnt **Leopold** bei der Bestattung Wien geringfügig zu arbeiten. Als er 2014 auf dem Heimweg von der Arbeit einen schweren Herzinfarkt erleidet, verliert er auch diesen Job. Kurz hintereinander folgen noch zwei weitere Herzinfarkte. Rund ein Jahr später bekommt Leopold für zwei Jahre die Invaliditätsrente zu gesprochen. Er ist 55 Jahre alt und krank, nicht nur am Herzen, sondern auch an Lunge, Magen und Leber. Er hat ständig Schmerzen in der Schulter, und eine Hand will nach einem Bruch nicht so richtig heilen. Trotzdem wird er nach zwei Jahren wieder für arbeitsfähig erklärt, wenn auch nur für leichte Tätigkeiten. Seinem Einspruch vor Gericht wird nicht stattgegeben.

„Beim Bestattungs... hob i a goararbeitet.

I: Was haben sie dort gemacht?

Leichen zum, no, wie hasst des schnö? - ins Auto und von duartn donn aufs Grob, dann Verabschiedung ghobt. Jo. Drei Lieder hams gspült. Beim dritten Liad bist eingonga.

I: Und hat die Särge transportiert vom ...

... von der Aufbahnhalle zum Auto und vom Auto zum Grab. (...) Mia hom do drinna zsgammgramt dann.

I: Wie lange waren Sie dort bei der Bestattung?

Wart amoi. 2014 bin i kündigt wuadn wengan Herzinfarkt. Zwei Jahre. (...) I woar nur geringfügig angemeldet. (...) Derf eh nix mehr heben. Is eh wurscht.

Den klanan Finger krieg i nimmer zuwe. Den hom s' wolln operieren in SMZ Ost. Hob i gsogt na. Jetzt ist jeden Tag die Hand angeschwolln. Siagst nicht amal mehr die Adern, siagst doda. Die Finger san olle ongschwolln.

I: Wie haben Sie das gemacht?

Derstessn. Die Stiagn aufefglogn. Mitm vollen Gwicht, die Hond woar scho auf da Stiagn, und i mitm vollen Gwicht no drauf.

Jo, dafia hob i ma die Schulter zsmmghaut. De komma net operiern. Na. Hot da Arzt gsogt im Spito, kann ma net operiern. Mit de Schmerz n miassn S' leben. De krocht und grammlt.

I: Das ist vom Stapler fahren?

Ja, mit der Hand lenkst ja. (...) Host ja keine Servolenkung da oben gehabt.

I: Und der Richter sagt, Sie können arbeiten?

Ja, nur leichte Tätigkeit.

I: Ja, aber wie soll das gehen?

Jo, eh. Mei Lungan is hi, mei Leber is hi und a Loch im Mogn hob i a. Das hot da Internist festgstöllt mitm Ultraschall.

I: (...) Waren Sie schon immer so ein bissl krank? Oder ist das erst jetzt gekommen?

Is erst kumma olles. Jo, olt derfst net werdn. (...)

I: (...) Ich bin jetzt noch ein bisschen fassungslos, aber wie stellt der Richter sich das vor? Sie können doch kaum... Ich meine, ich sitze Ihnen gegenüber. Ich sehe, dass Sie es nicht machen können.

Mhm. Jo, des müssen S' dem Richter sogn.

I: Er hat aber ein ärztliches Attest oder so?

Jo, de zwa Doktor, de wos mi untersucht hobn, san eh hinten gsessn. Owa de hobn nix gsogt. Der Richter hot die gonzn Akten vorne liegn ghobt. Bin einakumma. Herr Leopold, abgelehnt. Sie können leichte Tätigkeit machen. Frog i den Richter: Und wer nimmt mi mit 60? Hot er nix mehr gsogt. Bin aufgstonn und gongan.“ **(Leopold)**

Als **Leopold** zum Interview kam, fuhr er eine U-Bahn-Haltestelle zu weit und ging dann zu Fuß zum vereinbarten Treffpunkt zurück. Da es ihm unangenehm war, zu spät zu kommen, beeilte er sich und kam völlig außer Atem an. Während des gesamten Interviews geriet er immer wieder in starke Atemnot, wie auf der Aufnahme zu hören ist. Dass er körperlich arbeiten kann, scheint angesichts dessen eher unwahrscheinlich, auch wenn man berücksichtigt, dass er in der ungewohnten Interviewsituation vielleicht nervös war. Ein Schreibtischjob kommt aber für Leopold eher nicht in Frage: Immer wieder gibt es Hinweise, dass manche Aufgaben für ihn intellektuell zu anspruchsvoll sind. Für die Fahrt in eine Kuranstalt zB, die mit den öffentlichen Verkehrsmitteln eigentlich knapp zwei Stunden dauert, brauchte er sechs Stunden. Er hat derzeit auch ein betreutes Konto, nicht weil er Schulden hätte, sondern weil er mit der Organisation des knappen Budgets andernfalls überfordert wäre. Leopold hatte also immer schlechte Chancen, den Jobs zu entgehen, die im Lauf seines Berufswegs prekär geworden sind.

„I hob's ja net gewusst, dass i in Pension bin. I geh aufs AMS. Er kummt außa. Fragt mi mein Namen, Sozialversicherungsnummer. Er geht no amoi eine. Er sogt herzlichen Glückwunsch, Sie san in Pension. Und i hob owa nix gwusst davon. Zwei Tage später habe ich erst den Brief drinnen ghobt. Von da PVA.

I: Und Sie haben einen Antrag gestellt?

Na, goar nix. Nix. I hob goar kan Antrag gstellt. Do hob i die Pension kriagt für zwei Jahr. I hob owa gar nix davon gwusst.

I: Gibt es irgendetwas, das Sie sich dann kaufen würden, wenn Sie...?

A Auto, dass i auf Reha foahrn kann.

I: Na ja, auf die Reha kann man aber wohl auch mit dem...

Mitm Zug sechs Stund. Mitm Auto a ¾ Stund. Hohegg. (...)

I: Na ja, sechs Stunden, glaube ich, fährt man nicht nach Hohegg.

Na, bin amoi long gstonn. 2015. Aufn Bahnsteig. Hob miassn einsteign in den Zug, der wos noch Italien obe geht. Jo, do bin i long gstonn, bis der weggfoahrn is. In Wiener Neustadt hob i miassn umsteign. Schienenbus und donn weiterfoahrn. Donn woartn am Blaguss, bis a owakummt. Gheart eh da PVA. Bin eingstiegn, bin aufegfoahrn.“ **(Leopold)**

Eva ist um ein Jahr jünger als Leopold. Sie tritt ebenfalls nicht zur Lehrabschlussprüfung an. Ihre Gründe liegen aber klar auf der Hand: Nach der Schule war sie in die Fußstapfen ihrer tüchtigen Mutter getreten, die in Wiens nobelster Supermarktkette an einem „guten“ Standort Verkäuferin war, und begann mit 16 Jahren eine Lehre in einem Lederwarengeschäft im 1. Bezirk. Dort geben sich Prominente die Klinke in die Hand, und das Arbeitsklima ist angenehm. Aber mit 18 Jahren ist sie nach einem Disco-Besuch in einen schweren Autounfall verwickelt, der ihren Begleiter das Leben kostet und ihr eine schwere Verletzung an der Hand einbringt. Ihr Lehrherr kümmert sich weiterhin um sie und interveniert bei einem bekannten Chirurgen, der sie tatsächlich operiert. Aber die Lehrstelle hat sie verloren, denn der Unfall stößt sie psychisch, wie sie es selbst ausdrückt, in „ein tiefes Loch“.

„Am Anfang, ich habe gelernt im 1. Bezirk in der Führichgasse, habe ich Lederwaren und Galanteriewaren gelernt. Bin sehr viel mit Prominenten, sind zu uns gekommen. Der Einstieg war einmal toll, viel kennengelernt, den Peter Alexander, den Androsch. Also sehr viele. Das zweite Lehrjahr hat begonnen. Habe ich dann einen Autounfall gehabt. Er war tot und ich war schwer verletzt. Ich war natürlich dann ein knappes Jahr im Krankenstand. Habe müssen meine Lehre unterbrechen.

I: Wie alt waren Sie da beim Autounfall?

Das war im 80er Jahr. 18 Jahre. (...) Die berühmten Disco-Unfälle. Da bin ich an der Hand operiert worden, weil die Hand war steif. (...) Mein damaliger Chef, wo ich im 1. Bezirk gearbeitet habe, der hat sehr gut gekannt den Professor [XXX]. (...) Und der hat mich operiert. Der hat ein Schreiben bekommen: Bitte nehmen Sie sich meinem Lehrling an. Und der hat mich operiert. Damals.

Also wenn das mit dem Autounfall und dem Ganzen nach der Disco nicht so gewesen wär, wäre ich sicher einen anderen Weg eingeschlagen. Da wäre ich sicher im 1. Bezirk geblieben, hätte mich wahrscheinlich weitergebildet oder irgendwas. Aber durch das mit dem Autounfall, und der Bekannte war tot und... Das ist dann ganz arg. (...) Wie halt das Leben so ist.

Das hat mich total aus der Bahn geworfen. Das war rein der Autounfall. Weil ich war eine, mir hat das Spaß gemacht, das Arbeiten. Überhaupt mit den ganzen Prominenten. Und man lernt andere Leute kennen. Ja es hat schon was gewirkt. Und dann man fällt so obe, in ein tiefes Loch. Und mein Papa ist dann gestorben mit 52 Jahr. Meine Mutter, die hat das auch alles nicht mehr gepackt. Mich, mein kranker Papa, sie selber berufstätig. Also das ist alles zusammengekommen.“ (Eva)

Eva verarbeitet den Unfall nur langsam, möglicherweise weil sie in der Kindheit und Jugend unter dem gewalttätigen und schwer alkoholkranken Vater zu leiden gehabt hatte. Anders als bei den *stillen und lauten Systemsprenger*innen* (s. S. 7) verlief ihr Lebensweg aber bis zum Verkehrsunfall ohne Probleme. Das ist das Verdienst ihrer Mutter, die ihr nicht nur Stabilität gibt, sondern sie auch wie ein „richtiges Einzelkind“ verwöhnt. Der Unfall jedoch macht ihre überdurchschnittliche Verwundbarkeit sichtbar.

„Er war ein Trinker. Alkoholiker. (...) Na, na. War nicht lustig. Wenn du als Kind schon mitkriegst, wie einer dem Alkohol verfällt. Das hat schon alles mitgespielt, bei mir. Als Kind schon Alkohol und rauchen. Dann der Autounfall mit dem Toten.

I: Und ihre Mutter hat auch mitgetrunken?

Nein, nein. Die hat immer geschaut auf die Familie, dass ich anständig ein Gewand habe. Dass ich was lerne. Die hat schon eine Belastung gehabt. Also, meine Mutter wäre auf Drogen, heute. Wie das meine Mutter geschafft hat, frage ich mich heute noch, psychisch.

I: Und ist er irgendwie unangenehm worden, war das ein Trinker, der unangenehm geworden ist? Ja, rabiät und alles, ja. (...) Da ist er einmal auf meine Mutter losgegangen. Es war eine arge Zeit, aber trotzdem.

Ein richtiges Einzelkind. Das hast schon gespürt in der Schule. Wenn ich gekommen bin mit einem Kantwurstsemmerl mit einem Gurkerl drin, und die daneben hat gehabt eine Extrawurstsemmel alle Tag. Jetzt haben wir dann schon manchmal getauscht. Ich wollte die Extra haben, sie die Kantwurstsemmel. Also ich war ein typisches Einzelkind. Das habe ich auch gespürt. Also du bist ein Einzelkind, du kriegst ein Kantwurstsemmerl.“ (Eva)

Nach einem Jahr Pause nimmt **Eva** die Lehre zur Einzelhandelskauffrau wieder auf, allerdings bei einem Kaufhaus im 10. Bezirk. Weder Geschäft noch Standort haben das Renommee des ersten Lehrbetriebs. Hinzu kommt, dass sie dort nicht gefördert und gefordert wird. Nicht einmal an die Kassa lässt man sie. Ihre psychischen Probleme verschwinden in diesem für sie unangenehmen Arbeitsumfeld nicht. Deshalb fühlt sie sich nicht in der Lage, die Abschlussprüfung zu machen.

„Habe sie dann im 10. Bezirk bei der [Kaufhaus] nachgemacht. Aber keinen Abschluss. Das ist nicht gegangen. Habe dann einfach nicht können, psychisch und... ja. Naja.

Bei der [Kaufhaus]. Aber das hat mir überhaupt keinen Spaß gemacht. Die haben mich behandelt, als wenn ich im ersten Lehrjahr wäre, nicht mal kassieren dürfen. (...) Ja, mach das Lehrjahr fertig und Tschüss. In Gottes Namen. Ich habe dann überhaupt keine Lust gehabt, die Gesellenprüfung zu machen.“ (Eva)

Danach ist **Eva** viele Jahre Verkäuferin, es geht ihr langsam besser. Sie ist dann wieder „in dem Trott drinnen“, wie sie es selbst ausdrückt. Das klingt noch immer nicht so, als hätte sie sich vollkommen erholt. Ihr ist eine wertschätzende Arbeitsumgebung nach wie vor wichtig: nette Kollegen und Kolleginnen, aber noch mehr Vorgesetzte, die gute Leistungen belohnen und Interesse an ihren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen zeigen, wie etwa die Besitzerin der Sportbekleidungsgeschäfte, in denen Eva eine Zeit lang arbeitet: Die Frau kommt ab und zu persönlich vorbei, um den Verkäufern und Verkäuferinnen Kaffee und Kuchen zu bringen.

„Beim [Bekleidungsgeschäft] (...), da ist die Frau [Eigentümerin] noch selbst gekommen ins Geschäft und hat uns Jausen gebracht und Kaffee. Ja, da kann ich mich noch erinnern.“ (Eva)

So richtig bergauf geht es aber erst, als **Eva** 1994 mit 32 Jahren aufhört, im Verkauf zu arbeiten, und ins Büro wechselt, was sie als Aufstieg empfindet, als „großen Job“. Sie arbeitet drei Jahre lang in einem Freizeitbetrieb in Wien und beginnt dann 1997 im Call-Center eines Mobilfunk-Anbieters. Das wird ihr „größter Job“, den sie mit Leidenschaft macht. Es macht ihr Freude, an der Einführung der neuen Technologie teilzuhaben, sie hat zB schon ein Handy, lange bevor es für alle selbstverständlich wird. Und die Arbeit im Call-Center verbindet den Kontakt mit den Kunden und Kundinnen, den sie mag, mit einer Tätigkeit am Schreibtisch. Nun hat sie wieder einen „tollen“ Job, wie ganz zu Beginn, als sie im Lederwarengeschäft Lehrling gewesen ist.

„Arbeiten bin ich immer gegangen. Beim [XXX] Skiverkäuferin, Eisverkäuferin, also habe ich sehr viel gemacht.

I: Sie haben dann nicht mehr gern als Verkäuferin gearbeitet?

Nein, habe ich nicht mehr wollen. Mir hat das Büromäßige gefallen. Also ich war immer schon für Büro, auch.

Das letzte war dann der größte Job. Zuerst ein großer Job in [Freizeitbetrieb], da war ich dann drei Jahre an der Kassa bei der Abrechnung. Von [Freizeitbetrieb] bin ich dann gekommen durch eine gute Bekannte zu [Mobilfunkanbieter]. Da war ich dann Kundenbetreuerin (...). Hotline, Kündigungen also alles was halt so angefallen ist. Auch für ORF gearbeitet, Wien Energie.“ (Eva)

Nicht anders als bei den Jobs davor, legt **Eva** Wert darauf, dass ihr Engagement gesehen und belohnt wird. Als sie zB mit einigen Kollegen und Kolleginnen kurzfristig die Hotline des ORF betreut, werden sie als Dankeschön zur Bingo-Show eingeladen. Ein T-Shirt, das sie dabei bekommen hat, hat sie bis heute aufgehoben. Genauso wie auch Leopold streicht sie im Interview kleine und große Gesten, Lob und Belohnung durch die Arbeitgeber*innen heraus. Beiden ist wohl auch im Rückblick und nach gegenteiliger Erfahrung die Wertschätzung genauso wichtig wie die Höhe der Bezahlung, die durchaus eine Rolle spielt. Was beide nicht aushalten, ist die Reduktion auf ihre Arbeitskraft, die Verdinglichung, die sie beide erlebt haben.

Die Bekannte hat dann gesagt, „Eva, wir suchen Leute bei [Mobilfunkanbieter]. Jetzt kommt der Handy-Boom“. Bitte denken Sie zurück, 1997. Da waren die Handys noch so [zeigt etwas sehr Großes an]. Und das hat mich alles interessiert. Ich habe die neuesten Handys gehabt. (...) Das war eine Hotline, inbound-outbound, da habe ich Kündigungen eingeben, Kündigungen, Anmeldungen. Wenn mit der SIM-Karte etwas nicht gestimmt hat, dann habe ich müssen den Händler anrufen. Also das war schon ein toller Job.

Wir haben schon Tränen gelacht oft, Tränen. Naja und dann haben wir gearbeitet für den ORF und als Dankeschön hat jeder Mitarbeiter, der für den ORF gearbeitet hat, eine Führung geschenkt bekommen (...) für zwei Personen, mit Bingo. Da habe ich damals meine Mama mitgenommen. Da haben wir die ORF Führung gehabt, dann waren wir bei der Bingo Show. Als Dankeschön, dass wir ausgeholfen haben. (...) Da haben wir so Bingo-Leiberln kriegt. Ich habe gehabt ein rotes und meine Mutter ein grünes. Ja. Waren wir Bingo. Das war eine sehr nette Geste. Da haben sie uns noch gezeigt, die ganzen Aufnahmen, und das wo Zeit im Bild ist. (...) Die Leiberl habe ich noch.“ (Eva)

Sowohl Leopold als auch Eva gehen in Tätigkeiten auf, von denen oft angenommen wird¹¹, dass niemand sie gerne macht, und die deshalb als „schlechte Jobs“ disqualifiziert werden. Tatsächlich haben aber viele Menschen, die diese Jobs tatsächlich machen, kein Problem mit der Tätigkeit an sich, ganz im Gegenteil sind sie sehr gerne Lagerarbeiter, Call-Center-Mitarbeiterin, Supermarkt-Betreuerin wie Naila (s. S. 39), Reinigungskraft wie Jovanka (s. unten) oder Fahrer wie Karl, dessen Lebensgeschichte im Kapitel über die *Hasardeure und Hasardeurinnen* folgt. Hier nur einige Details vorweg: Karl arbeitet zwei Jahre in seinem erlernten Beruf als Friseur und wird dann in den frühen 1970er Jahren Fahrlehrer, Botenfahrer und Chauffeur, weil ihm das sehr viel mehr Spaß macht. Die Bezahlung ist damals noch sehr gut. Um die Jahrtausendwende wird sie allerdings so niedrig, dass er den Job nicht mehr weitermacht. Er ist zu diesem Zeitpunkt 50 Jahre alt. Nicht anders als Leopold hat er am eigenen Leib die Prekarisierung seines Arbeitsfeldes erfahren. Nicht die Tatsache, dass manche Tätigkeiten intellektuell wenig fordernd, körperlich anstrengend, schmutzig oder monoton sind, sorgt also dafür, dass sie von jenen, die sie tagtäglich leisten, als „schlecht“ empfunden werden, sondern die miserablen Arbeitsbedingungen: niedrige Bezahlung, hoher Druck, niemals Lob oder gar eine Belohnung für gute Leistungen, sofortige Kündigung bei Erkrankung, ständige Überwachung und soziale Unsicherheit. All das führt auch dazu, dass sich die Arbeitnehmer*innen nicht mit den Unternehmen, für die sie arbeiten, verbunden fühlen. Leopold und Eva waren stolz darauf für den KONSUM bzw. (in den ersten Jahren) für den Mobilfunkanbieter zu arbeiten, die ihnen ein berufliches Zuhause geboten haben. Mit Arbeitgebern und -geberinnen, die eine*n ausbeuten, identifiziert man sich aber nicht. Deshalb setzt man sich einerseits nicht für sie ein, andererseits vermisst man aber das Zugehörigkeitsgefühl und

¹¹ Dies hat sich zB in den Interviews mit den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der MA 40 gezeigt, von denen manche den Eindruck haben, dass die Bezieher*innen – wenn das Erwerbseinkommen nur geringfügig höher ist als die WMS – fallweise lieber zu Hause bleiben und Mindestsicherung beziehen, als einen Job zu machen, der „jetzt nicht besonders viel Spaß macht oder Prestige bringt“ (MA 40_Referent*in).

den „Wert“, den die Beschäftigung bei einem renommierten Unternehmen verleiht. Es sind die Arbeitgeber*innen, die prekär Arbeitenden ihre Würde und auf Dauer die Gesundheit nehmen, nicht aber das Einschichten von Gemüse im Supermarkt oder das Putzen an sich. Indem wir derartige Tätigkeiten als „schlecht“ einstufen, verschleiern wir erstens die schlechten Arbeitsbedingungen und entwerten zweitens die Menschen, die diese Arbeit gerne machen.

„I: Wieso ist das dann gekommen, dass Sie als Fahrlehrer und als Chauffeur gearbeitet haben? Das hab ich no net verstanden.

Weil ma des an Spaß gmocht hot. Des hot ma, des hot ma, najo, des hot mo rein an Spaß gmocht. I woar in da Fohrschul, i woar duart liafan, i woar do, i woar in Solzbuag, in Innsbruck. Also gfoahrn bin i vü. I bin jo fost nua in Auto gessen, net. Mit de grossen. Na (...) des hot ma, des hot ma wirklich an Spaß gmocht.

I: Und gut verdient hat man auch, oder?

Najo, jo damois woar des ois gonz anders, net. Weil wann s' heite an Chauffeur, (...) wenn der sogt, „i verdien 1.500“. Na da war i net amol oarbeitn gongan. Aa wenn's Euro san, net. Na, wenn da net 3.000, 4.000 außegschaut hätten, warat i net gfoahrn, net. Oba domois woars eben so, net. Do hot die Frocht mehr kost und des und des und des.“ (Karl)

„Ich bin nicht solche Menschen, dass kommen Chefin sagen, Du musst das machen, Du musst das machen. Ich kenne Arbeit. Wenn ich komme in Spital, irgendwo, wenn ich komme arbeiten, ich weiß, was ich muss machen. Ich weiß, was muss auswischen. Ich weiß, was ich muss, wo alles steht. Ich bin solche Menschen. Ich kann nicht warten und sitzen, dass die Chefin kommen, warum hast Du nicht das gemacht, warum hast Du nicht. Ich war im Apotheke (...) Dort ist eine Frau Apotheker, (...) sie war nachdenken, was mir könnte sagen, was ich machen. (...) Sie kommen zu mir, „Frau Jovanka, machst Du das“. Ich habe gesagt, „habe ich schon, Frau Apotheker, gemacht“. „Wo, wie, wann? Ich habe Dir nichts gesagt, Du hast es gemacht.“ Ich habe gesagt, „Frau Apotheker, (...) Ich habe meine Augen. Ich sehen, was ich muss machen. Brauchen Sie mir nicht zum Sagen“. (Jovanka)

Aus **Evas** Traumjob wird im Lauf der acht Jahre, in denen sie ihn ausübt, eine letztendlich unerträgliche Belastung: Leistungsdruck, Misstrauen und dauernde Kontrolle überlagern die Freude am Kontakt mit den Kunden und Kundinnen völlig. Ständig habe sie sich mit neuen Produkten vertraut machen müssen. Jeder WC-Gang sei registriert worden. Sie sei ständig angespannt gewesen und habe die Arbeit nicht aus dem Kopf bekommen, gleichzeitig sei sie sich wie im Gefängnis vorgekommen. Dabei hatte sie noch einen alten Dienstvertrag mit gutem Gehalt, die neu hinzukommenden Kollegen und Kolleginnen waren allesamt Leiharbeitskräfte. Das kommt ihr zugute, als sie unter dem Stress zusammenbricht: Ein Tinnitus macht auf ein Burnout aufmerksam. Zwei Wochen Spitalsaufenthalt bringen keine Verbesserungen, das medizinische Team rät ihr, den Job aufzugeben. Die Kündigung erfolgt einvernehmlich, Eva bekommt eine schöne Abfertigung ausgezahlt.

„Bei [Mobilfunkanbieter], du musst immer weiterwachsen. Kaum bin ich eingeschult worden auf das und das Produkt, komm ich den nächsten Tag, ist es schon wieder ganz anders. Also immer, kaum ham s' mich eingeschult, haben sie gesagt, das und das musst jetzt eingeben, das und das Produkt. Und nächsten Tag war schon wieder Besprechung. Was ist jetzt schon wieder? Ist schon wieder ganz anders. Das hat mich dann schon fertiggemacht.

I: Aber an und für sich hätten Sie so einen Job schon gerne weitergemacht? Oder? Aber nimmer mehr unter dem Stress.

Es ist dann immer ärger worden. Da sind wir in die [XXX-Straße] gezogen, in ein neues Gebäude. Und ab dem bin i mir vorgekommen wie in einem Gefängnis. Da haben sie schon auf die Uhr ge-

schaut, wie oft du aufs Klo gehst am Tag. Das war furchtbar! Furchtbar! (...) Die haben genau gesehen, wann du dich ausloggst, wann du dich einloggst, wie oft du auf Klo gehst. Furchtbar! Furchtbar! Ich habe gesagt, ich halte das nicht mehr aus, ich zuck aus.

Ich kann nicht mehr. Ich bin mir vorgenommen wie ein Hamster. Ab Sonntagnachmittag war ich schon so nervös, dass die Leute zu mir gesagt haben, „mit Dir kann man gar nichts mehr reden“. Ich hab nicht mehr abschalten können.

I: Und der Burnout, wie hat sich das dann geäußert, können sie sich daran erinnern?

Müde, schlafen, es interessiert einen nichts mehr. Dann das dauernde Summen zzzzzzzzzzzzzz pochpochpochpoch im Kopf, wie ein Hammer. Und ich habe mir halt gedacht, legst du dich halt zwei Wochen ins AKH rein. Da haben sie gesagt, sie geben mir Infusionen fürs Gehör, weil das ist die Durchblutung. Aber es hat überhaupt nichts genutzt. Die haben gesagt, „Nein, wir können nur mehr raten, bitte gehen Sie von dort weg“.

Ich habe dann mit dem Betriebsrat gesprochen, (...) weil ich habe damals ja noch einen Sondervertrag gehabt, den gibt es ja heute nicht mehr. Heute hast du ja nur mehr die Leihfirmen. Und dann habe ich gesagt, geh ma im beidseitigen, dann habe ich eine schöne Abfertigung kriegt. Na, es wär nicht mehr gegangen. Na. Nicht mal die Jungen haben das so durchdrückt.“ (Eva)

Eva ist 43 Jahre alt. Die Depressionen bleiben ihr erhalten. In den Arbeitsprozess findet sie nicht wieder zurück. Eigentlich würde Eva gerne wieder arbeiten, aber ohne den Druck, der sie eben kaputtgemacht hat, und auch nicht im Verkauf; das ist angesichts des schmerzenden Bewegungsapparats nicht möglich. Als Ideal schwebt ihr ein Job bei der Post vor, mit der sie eine vergleichsweise ruhige Kugel in abgesicherten Verhältnissen assoziiert, aber ihr ist klar, dass gerade derartige Jobs immer weniger werden. Deshalb ist sie ratlos, wo sie suchen und sich bewerben soll.

„I: Wann war dieser Burnout? Wie lange ist das jetzt her?“

2005 habe ich gekündigt. Und seitdem, ich muss ehrlich sagen (1 Sekunde Pause), ich habe keinen normalen Job mehr gefunden.

I: Hätte es da irgendwas gegeben, wo Sie sagen, ja damals, das ist ja auch schon eine Weile her, das hätte ich noch machen können, aber das habe ich irgendwie nicht gekriegt, weil das AMS oder was auch immer?

Nicht wirklich. Schon mit Kunden wieder. Aber nicht unter so einem Stress. Mehr so auf gemütlich, aber das gibt es heute nicht mehr.

Ich hab dann eh probiert, zur Post oder irgendwas. Es wird alles nur mehr abgebaut. Du hast ja fast niemand mehr bei der Post stehen. Es wird immer weniger.

I: Und was haben Sie dann versucht, um wieder einen Job zu finden?

Eigentlich nicht wirklich, weil ich mir gedacht habe, für mich gibt es nichts mehr in der Art. Entweder es wird nur mehr gefordert, gefordert, dann verlangen sie einen Abschluss, mindestens, studiert. Und das Ganze bin ich nicht. Sag ich, was soll ich jetzt noch machen? Ich kann nicht lange sitzen, ich kann nicht lange stehen. Ich kann auf keine Leiter raufkräulen, weil da fliege ich gleich runter. Also, für mich gibt es nichts mehr.

I: Und das war gleich nach dem Burnout so, dass Sie gewusst haben, das geht nicht mehr?

Das war schleichend.

I: Schleichend. Und haben Sie sich da noch beworben, oder war?

Nein, weil ich nicht gewusst habe was. Ich kann mich nicht wo bewerben, wo ich weiß, das schaffe ich nicht. Ich bin nicht belastbar.“ (Eva)

In ihren guten Jahren ist Eva eine lebenslustige Frau mit großem Freundeskreis gewesen, die gerne feierte und sich dies mit ihrem guten Einkommen auch leisten konnte. Die Freunde und Freundinnen fallen nach ihrer Arbeitslosigkeit eine*r nach der/dem anderen weg: Manche wollten nichts mehr mit der nun einkommensschwachen Eva zu tun haben, andere waren angesichts ihrer Situation verunsichert, und ein paar starben. Übrig bleiben in erster Linie jene, die sich ökonomisch in einer ähnlichen Lage befinden wie sie selbst. Sie ist also in ihrem sozialen Umfeld ständig mit den Problemen konfrontiert, die auch ihr eigenes Leben schwer machen. Die Verbindung zu jenen, denen es besser – ja sogar so richtig gut – geht, hat sie verloren, dabei ist ihr das stets wichtig gewesen. Schon der Reiz ihrer ersten Lehrstelle hatte auch darin bestanden, dass sie Luxusartikel an prominente Kunden und Kundinnen verkaufte. Damit trägt sie eine Spur mancher *Hasardeure und Hasardeurinnen* in sich, jener nämlich, die nach dem wirklich guten Leben streben: viel Geld für nicht allzu viel Arbeit.

„I: Haben Sie Freunde verloren dadurch?

Na, es ist weniger geworden. Ja. Ja. Schon. (...) Ich habe eher den Eindruck, dass die gesagt haben, jetzt ist die Eva arbeitslos, kann sie sich nicht mehr so viel leisten. Schlechtes Gewissen mir gegenüber, weil die dann vielleicht mehr ausgeben, als wie ich kann. Es hat schon freundschaftsmäßig schon was zu tun gehabt. Oder wir sind früher viel zum Heurigen gegangen. Meine Güte, zum Heurigen und ins Schweizerhaus. Jössas na, was wir gefeiert haben! Das ist alles weniger geworden. I: Aber nicht nur, weil Sie weniger Geld gehabt haben, sondern weil auch die Leute weggefallen sind, die da mit ihnen weggegangen sind?

Ja die sind auch weggefallen, ja, ja. Der Freundeskreis ist kleiner geworden. Auf jeden Fall. (...) Es sind nicht mehr viele geblieben.

I: Haben Sie noch Freunde, die in einer ähnlichen Situation sind wie Sie?

Ja, nur mehr. Also du rutschst in eine Gesellschaft rein. Jetzt ist wieder einer gestorben mit 40 Jahren, am Alkohol. Die hat das Leben nimmer ... In einer anderen Schicht bin ich jetzt nicht mehr. Früher war das was anderes. Ich habe eine gute Freundin gehabt, eigentlich die beste. Die war Lehrerin in der [Schule]. Das ist eigentlich eine Schule, da sieht du fast keine Ausländer. Also von die Philharmoniker und Professor, der und der. Durch die Freundin bin ich eigentlich reingerutscht in eine ganz andere Gesellschaft. War schon heavy. Und dann so abstürzen. Das waren zwei Welten.“ (Eva)

Doch anders als nach dem Autounfall hat Eva diesmal nicht die Kraft und Ausdauer, aus dem tiefen Loch herauszukommen und ihre Depressionen zu überwinden: „*Ich komm nicht mehr raus aus dem Ganzen*“, sagt sie selbst. Einschneidende Erlebnisse (wie der Autounfall) oder eine gesundheitliche Überlastung (wie der Burnout) können bei Erwachsenen nur dann zu einem **nachhaltigen Zusammenbruch mit Langzeitfolgen** führen, wenn sie schon davor (auch unbemerkt) instabil gewesen sind. Die Gründe für diese Instabilität liegen meist in der Kindheit¹². Bei Eva hat wohl der gewalttätige und alkoholranke und daher unberechenbare Vater die frühe Beeinträchtigung bewirkt, die sie für den Rest ihres Lebens verwundbar gemacht hat. Tritt ein Trauma im Erwachsenenalter ein, dann wird das alte Trauma aus der Kindheit wieder virulent. Psychotherapien haben in solchen Fällen sehr gute Aussicht auf Erfolg. Der Psychologe, den Eva vom AMS vermittelt bekam, hatte diesen Erfolg nicht, aber nach unserem Interview sagte sie mehrmals, wie froh sie sei, dass sie sich aufgegriffen habe und gekommen sei. Es habe ihr gutgetan, sich einmal auszusprechen, es gehe ihr jetzt besser.

¹² Wie sehr belastende Kindheitserfahrungen nachwirken, hat etwa die groß angelegte Adverse Childhood Experiences (ACE) Studie nachgewiesen. Hier der Wikipedia-Eintrag für den raschen Überblick: [The Adverse Childhood Experiences \(ACE\) Study – Wikipedia](#) sowie der Link zur Studie: [Adverse Childhood Experiences \(ACE\) Study | Child Maltreatment | Violence Prevention | Injury Center | CDC \(archive.org\)](#) (abgerufen 15.3.2022).

„Seitdem gibt es für mich keinen Job mehr, weil ich nicht mehr belastbar bin. Gesundheitlich geht es mir auch nicht so gut. Mit der Wirbelsäule und puhh.

Erstens kann ich nicht mehr so lange stehen. Ich kann nicht mehr lange sitzen. Ich bin nicht mehr so lange belastbar wie früher. Also, für mich, ich glaub, für mich ist der Zug abgefahren.

Ich merke es an jeder Kleinigkeit. Mir fällt alles schwer. Ich muss mich so zusammenreißen, was zu machen.

Mich freut's oft nicht mal aufstehen. Es ist furchtbar, ich muss mich so zwingen. (...) Heute habe ich mir gedacht, Eva,, reiße dich zusammen, es ist so ein schöner Tag, du kommst wieder wo raus. Also das hat mich richtig motiviert.

Dann war ich zwischendurch beim Psychologen. Durch's AMS, aber der macht nicht viel. Der hört Dir genau eine Stunde zu, und sag ich, hears, ich weiß schon nicht mehr, was ich Ihnen erzählen soll. Sie wissen eh schon alles von mir.“ (Eva)

Eva ist schon einige Jahre arbeitslos, als sie auf Anraten ihres Ex-Partners zum ersten Mal die Mindestsicherung beantragt. Der Bezug wird immer wieder unterbrochen, weil sie Termine nicht einhält, obwohl sie ohne die Aufstockung durch die WMS regelmäßig in Geldnot gerät. Sowohl Eva als auch Leopold verlassen sich bei der Arbeitssuche und – dann später in ihrem Leben – bei den Möglichkeiten sozialer Unterstützung nahezu ausschließlich auf Informationen aus ihrem privaten Umfeld. Man bekommt den Eindruck, dass sie auf dieses **persönliche Netz** angewiesen sind: Bekommen sie einen Hinweis, werden sie aktiv und folgen ihm; bleibt der Hinweis aus, unternehmen sie tendenziell nichts.

Die Downsized sind zum Zeitpunkt des ersten WMS-Bezugs Ende vierzig oder älter. Sie sind schon eine Zeit lang arbeitslos, ergänzen also Notstandshilfe oder auch Mindestpension durch eine Leistung der WMS. Sie haben ein aktives, aber kurzes Arbeitsleben hinter sich, in dem sie öfter Job gewechselt haben, aber fast lückenlos erwerbstätig waren. Bei Firmen mit guten Arbeitsbedingungen sind sie über längere Zeit geblieben. Ihre letzten Jobs vor der Arbeitslosigkeit hatte sie in Branchen und Tätigkeitsfeldern, in denen prekäre Arbeit üblich ist. Ihre für den aktuellen Arbeitsmarkt niedrige Qualifikation lässt ausschließlich einfache und schlecht bezahlte Arbeitsplätze zu. Ihre psychische und körperliche Gesundheit ist schwer angeschlagen.

Zwei Ehen und eine langjährige Partnerschaft, die alle kinderlos geblieben sind, hat Eva hinter sich. Sie lebt inzwischen allein wie auch Leopold und Karl, der ehemalige Fahrer, der – nun 71 Jahre alt – Mindestpension plus Mietbeihilfe bezieht. Sie haben alle gescheiterte Partnerschaften hinter sich und sagen, kein Interesse an einer neuen Bindung zu haben. Sie haben alle auch Freunde und Freundinnen, trotzdem vermittelt sich in den Interviews **Einsamkeit bzw. das Gefühl auf sich allein gestellt zu sein**. Leopold zum Beispiel sagt ganz zu Beginn auf die Frage nach seiner Lebensgeschichte: *„I weiß nix, was i machen soll. I bin allanig.“* Er stellt sich also als ratlos und allein vor. Hier zeigt sich eine Parallele zu einer der jüngsten Gesprächspartner*innen, zur **lauten Systemsprengerin Zora**, deren erste Sätze lauten nämlich: *„Ja ich bin mit zwölf in eine WG gekommen. Und dann hab immer da gelebt und ja, seitdem bin ich alleine. Also alleine auf mich eingestellt.“* Sowohl der 60-jährige Mann als auch die 23-jährige Frau fühlen sich allein gelassen: von der Gesellschaft, in der sie ihren Platz verloren oder nie gefunden haben, von der Wirtschaft, in der sie keine wertschätzende Arbeit finden, und vom Hilfesystem, das keine für sie wirksame Unterstützung bietet. Während er resigniert, kämpft sie jedoch, und zwar mit gehörig Wut im Bauch.

Im Frühjahr 2021 steht **Eva** für sie völlig überraschend ohne Heizung und Heißwasser da in ihrer großen Wohnung, die ihr aus besseren Tagen geblieben ist und die sich nach wie vor leistet, da eine kleinere Wohnung angesichts der deutlich gestiegenen Mietpreise nicht weniger kosten würde. Sie habe ein halbes Jahr die Rechnungen nicht bezahlt, erfährt sie in einem Telefongespräch mit Wien Energie. Beim

Interview ist sie ratlos: Sie könne sich weder an Rechnungen noch an Mahnungen erinnern. Das sei ihr noch nie passiert. Eva kommt immer wieder auf die Maßnahmen gegen die Covid-19-Pandemie zu sprechen, und es wird offensichtlich, dass die Lockdowns und andere Beschränkungen ihre psychischen Probleme, wie bei vielen armutsbetroffenen Menschen¹³, noch einmal verschärft haben. Und es wird auch klar – ihr genauso wie der Interviewerin –, dass die Antriebslosigkeit, in die sie in der Corona-Zeit gefallen ist, wohl dafür ausschlaggebend war, dass sie die Energiezahlungen völlig vergessen hatte. Eva hatte das Glück, dass sich eine kompetente Sozialarbeiterin der MA 40 der Sache annahm. Schon längst hätte sie Heizung und Warmwasser wieder in der Wohnung haben können. Aber nach wie vor machen ihr die psychischen Probleme einen Strich durch die Rechnung: Sie schafft es einfach nicht, Wien Energie anzurufen, um einen Termin für die Freischaltung auszumachen. Wieder zeigt sich hier also, wie leicht Eva durch äußere Ereignisse in schwere Depressionen gerät, und wie lange sie ihr dann bleiben.

„Dann bin ich reingefallen in ein tiefes Loch. Und dann auf einmal ist das mit der Miete und der Fernwärme, man lässt dann nach. Man kümmert sich nicht so darum. Es ist alles wurscht und dadurch bin ich zu der lieben Frau X gekommen. Was mir sehr geholfen hat. Mir haben sie die Fernwärme abgedreht. Die hat mich wirklich rausgerissen aus der ganzen Situation. Weil ich hätt schon nicht mehr gewusst, was ich tun soll.

I: Hat das [die pandemiebedingten Lockdowns] jetzt einen großen Unterschied für Sie gemacht? Nein eigentlich net, na. Weil so viel kann ich eh nicht ausgeben. Weil so viel Geld habe ich eh nicht, dass ich alle Wochen zu einem Heurigen fahr. Und somit stört es mich eher weniger. Mich würde es eher mehr stören, wenn ich das Geld hätte und könnt nicht hin. Dann würde ich hupfen wie das Rumpelstilzchen. Aber dadurch, dass es umgekehrt ist, das Geld fehlt, also so ist es mir wurscht. So gehe ich halt zu keinem Heurigen. (...)

I: Das heißt, die Corona-Geschichte hat irgendwie nicht viel für Sie verändert?

Oh ja, schon. Oh ja. Das mit dem Lockdown und das Ganze das hat mich schon fertiggemacht. Das nicht rausgehen können. Jetzt kannst ja doch ein bisschen was machen. Setze ich mich halt in den Park. Oh ja, das hat mich schon sehr, sehr zurückgehaut.

I: Das war psychisch?

Ja, total. Vielleicht war es das, warum ich die Fernwärme nicht gezahlt habe.

I: Ah, das war in der Corona-Zeit? Ich habe jetzt gar nicht mitgedacht.

Vielleicht war das das. Da war ich total down. Total. Das Nicht-rausgehen-Können. Ich habe nur beim Fenster rausgeschaut. Ich weiß nicht, vielleicht war das ... Ich habe mir gedacht, wie kann ich das so lange nicht einzahlen? Ich muss doch eine Mahnung gekriegt haben. Ich bin gestanden wie die Mutter vorm Kind. Vielleicht habe ich das weggehaut mit den ganzen Reklamen. (...) Kann sein, dass das dazwischen reingerutscht ist. Ich habe doch keine Mahnung gekriegt. Dann habe ich blöd geschaut.

I: Das heißt, Sie haben wirklich keine Mahnung vorher in der Hand gehabt, bevor Ihnen das warme Wasser abgedreht worden ist?

Na, na. Vielleicht habe ich das weggehaut mit den Reklamen.

I: Das heißt Sie haben sozusagen aufgehört, die Energie zu zahlen. Wann war das? Sie haben gesagt ein halbes Jahr. Wie lange haben Sie nicht gezahlt, bevor die Ihnen das abgedreht haben? Länger als ein halbes Jahr, länger wie ein halbes Jahr.

I: Im Frühjahr haben sie es ihnen jetzt abgedreht. Das heißt, das war wirklich in der Corona Zeit.

Ja. Ich habe mir gedacht, irgendwas muss da gewesen sein. (...) Ich muss sagen, ich war selbst schockiert. Wie sie mir abgedreht haben und die gesagt haben, Frau Eva, Sie haben ja schon mo-

¹³ Siehe zB: Dawid, E. (2020). Armutsbetroffene und die Corona-Krise, BMSGPK, und: Dawid, E. (2021). Armutsbetroffene und Corona-Krise 2.0, BMSGPK.

natelang nicht gezahlt. Da denk ich, da muss irgendwas gewesen sein. (...) Ich will mich nicht darauf ausreden, aber ich denk mir, da muss irgendwas gewesen sein. Ja, das kann sein, wenn Sie das so sagen. Wenn man nachdenkt, so zurückdenkt, das gibt es ja gar nicht.“ (Eva)

Für *Leopold* und *Eva* ist die Pension der nächste und wohl auch einzig mögliche Schritt. Leopold muss bis dahin noch fünf Jahre warten, außer er bekommt doch noch die Invaliditätspension, sie noch ein Jahr. Das würde heißen, dass er mit 45 Jahren und sie mit 43 Jahren endgültig aus dem regulären Arbeitsprozess ausgeschieden sind.

Das Schlüsselwort, um Weg 4 in die WMS zu verstehen, heißt Wertschätzung. Die *Downsized* werden von einer Arbeitswelt, die sie nicht als Menschen wertschätzt und behandelt, sondern nur ihre Arbeitskraft wahrnimmt und diese zu optimieren versucht, auf Dauer psychisch und in weiterer Folge auch körperlich beschädigt, und zwar sehr rasch. Ab der Lebensmitte sind sie ausgebrannt, empfinden sich als maximal eingeschränkt arbeitsfähig und haben Einbußen bei ihrer gesellschaftlichen Teilhabe. Es gelingt ihnen nicht, eine berufliche Alternative für die eineinhalb bis zwei Jahrzehnte bis zur Rente zu finden – aber auch das Hilfesystem scheitert daran. Die *Downsized* trauern einer verschwundenen Welt nach, in der sie sich erfolgreich bewegt haben, haben aber nicht die Kraft und die Ressourcen, sich an die neuen Gegebenheiten anzupassen.

Sie waren beim Interview deutlich älter als die *lauten und leisen Systemsprenger*innen* (Weg 1), die *Fluchtkinder* (Weg 3) und die *Opfer von Beziehungsgewalt* (Weg 2). Deshalb spielen in ihren Biographien Veränderungen in Wirtschaft und Gesellschaft eine größere Rolle. Doch auch für sie gilt, dass letztlich die individuelle Geschichte seit der frühesten Kindheit den Ausschlag dafür gibt, ob das letzte soziale Netz aufgespannt werden muss oder nicht. Daraus folgt, dass die *Downsized* wie die anderen WMS-Bezieher*innen eine individuelle und persönliche Betreuung benötigen, um ihre Probleme in den Griff zu bekommen. Ihre Lebensgeschichten enthüllen aber gleichzeitig, wie manche Teile der Wirtschaft die Beziehung zu ihren Beschäftigten verloren haben und sie auf eine ähnliche Art verdinglichen wie die industrielle Landwirtschaft die Nutztiere. Wir gehen in den Supermarkt und kaufen das billigste Fleisch, ohne die Tiere zu sehen. Manche Branchen gehen auf den Arbeitsmarkt und kaufen die billigste Arbeitskraft, ohne die Menschen zu sehen. Hier ist es Aufgabe der Politik, ordnend einzugreifen, denn diese Entwicklungen sind keineswegs abgeschlossen, sondern finden vor unseren Augen weiterhin statt, etwa bei den Fahrradboten und -botinnen¹⁴.

Weg 5 – zu viel der Lebenskunst: Hasardeur*innen

Weg 5 in die WMS ist geprägt von einer Reihe „falscher“ Entscheidungen, die eines gemeinsam haben: Sie sind alle mit einem hohen Risiko verbunden, das von jenen, die es eingehen, gar nicht oder nicht ausreichend abgedeckt wird. Wer hasardiert, kann hoch gewinnen (zB mit einer Geschäftsidee reich werden) oder tief abstürzen (wenn zB von der gescheiterten Geschäftsidee nur hohe Schulden bleiben). Dass sie gerade dabei sind, einen fahrlässig riskanten Schritt zu setzen, nehmen *Hasardeure und Hasardeurinnen* nicht wahr. Oft haben sie ein übersteigertes Selbstbewusstsein, das sie daran hindert, sich gleichzeitig vor den Folgen des Risikos zu schützen. Auf Außenstehende wirkt ihr Handeln oft irrational. *Hasardeure und Hasardeurinnen* sind initiativ, haben ein ausnehmend gutes Auftreten, sind eloquent und scharfsinnig. Haben sie ein Ziel vor Augen, dann verfolgen sie es konsequent, ohne auf negative Konsequenzen zu achten. Auch hier versagt der Selbstschutz. Sie haben in

¹⁴ Siehe zB: <https://www.derstandard.at/story/2000132894111/die-unfreien-dienstnehmer-von-mjam> (abgerufen 19.3.2022).

der Regel formal oder auch informell eine gute Bildung. Manche beginnen mit den übermäßig risikoreichen Entscheidungen gleich nach der Ausbildung, andere erst nach einem tiefgreifenden Erlebnis, das sie psychisch aus dem Gleichgewicht bringt. *Hasardeure und Hasardeurinnen* resignieren bei Misserfolgen sehr lange nicht, ganz im Gegenteil reagieren sie ausgesprochen kämpferisch, was zB Behörden und Gerichte bemerken, mit denen *Hasardeure und Hasardeurinnen* viel in Kontakt treten. Sie sind jene anspruchsvollen Kunden und Kundinnen des AMS und der MA 40, die widersprechen, sich wehren, Einsprüche einlegen und vor Gericht gehen.

Hasardeure und Hasardeurinnen wehren sich lange gegen den Bezug einer Mindestsicherung, und damit erstens gegen eine Abhängigkeit von Sozialleistungen und zweitens gegen das „System“, denn sie sind, auch wenn das auf den ersten Blick nicht erkennbar ist, unangepasst. Daraus folgt, dass die Mindestsicherung erst nach einem längeren Kampf um die eigene Unabhängigkeit beantragt wird, einem Kampf, der allerdings regelmäßig in eine noch aussichtslosere Situation führt. Unsere Gesprächspartner*innen *Doris, Georg, Ursula* und *Karl* waren 29, 56, 57 und 71 Jahre alt.

Abbildung 5: Weg 5 in die WMS – Hasardeur*innen

Reihe von Entscheidungen, die mit hohem Risiko verbunden sind, das nicht ausreichend abgedeckt wird, zB:

- langjährige Schwarzarbeit
- lange Pausen in der Erwerbsbiographie (zB wegen Kinderbetreuung)
- Selbstständigkeit
- Schulden
- Verzicht auf Unterstützung in Notlagen

➤ Bezug von Leistungen der Wiener Mindestsicherung als Vollbezug, Aufstockung zu Arbeitslosengeld und Notstandshilfe oder als Mietbeihilfe bis zur und auch während der (Früh-)Pension

langjähriger Bezug der WMS

unzählige Versuche, wieder in den regulären Arbeitsmarkt einzusteigen, die ohne langfristigen Erfolg bleiben

zeitweise geringfügige oder stundenweise Beschäftigung

Besuch von AMS-Maßnahmen und anderer Qualifizierungen, die ebenfalls keinen Erfolg haben

Regelmäßige Konflikte und Rechtstreitigkeiten mit Behörden und öffentlichen Einrichtungen

In der ersten Hälfte der 1970er Jahre beschließt *Karl*, seinen erlernten Beruf als Friseur an den Nagel zu hängen und das zu machen, was ihm so richtig Spaß macht (s. Zitat S. 71). Er ist etwas über 20 Jahre alt, als er seine Leidenschaft fürs Autofahren zum Beruf macht. Der Eigentümer der Fahrschule, bei der er den Führerschein gemacht hat, spricht Karl an, ob er nicht die Ausbildung zum Fahrlehrer machen und in der Fahrschule arbeiten will. Mit großer Freude willigt Karl ein, und es folgt ein unstehtes Berufsleben mit gutem Einkommen und vielen Arbeitsstunden, das allerdings ständig in die Irregularität kippt. Die Tätigkeit als Fahrlehrer ist der Fixpunkt, um die sich arbeitsfreie Phasen und alle anderen Jobs zeitlich gruppieren: jene als Botenfahrer und Chauffeur. Braucht ihn die Fahrschule nicht, sucht sich Karl einfach einen anderen Job. Das Problem dabei ist allerdings, dass er bei der Fahrschule niemals angemeldet arbeitet und auch andere Jobs schwarz erledigt. Er habe sich damals keine Gedanken über die Zukunft gemacht, erklärt der heute 71-Jährige im Rückblick. Ihm hätten die Jobs gefallen, und sein Einkommen sei so richtig gut gewesen. Karl macht den Eindruck eines Draufgängers: sorglos das Leben genießend, mobil und ungebunden. Das gilt auch für sein Privatleben: Seine erste Ehe hält nur ein Jahr, die zweite geht er erst mit 35 Jahren ein, dann schon gesetzter.

„Des woar damals so vor 20, 25, 30 Joahr. Bist amoi obgmeldt wordn, ongmöldet wordn, bist amoi obgmeldt wordn, bist in a ondere Firma gongan, bist wieda zruckgonga, das woar so a, so a, Wechselspiel, sag ma's so.

I: Und das war immer als Fahrlehrer?

Najo, na, i bin als Chauffeur dazwischen gfohrn für Pizzeria oda irgendwos. Donn bin i wieda zruck, dann bin i wieda zua Fohrschul, schau Sie, wie soll i Eahna des erklären? Die Familie, der wos die Fohrschui ghert hot, ned, die hoben mi aa scho kennt, da hob i, bei denen hob i den Führerschein gmocht. Do hob i mi mitm Chef troffn, sogt er, „wüst Du den Foahrlehrerschein mochn?“, und so weita, und so san ma zu dem kummen, net. Da woar i moi sechs Wochn oder acht Wochn oder zehn Wochn Foahrlehrer und dann bin i wieda woonders hingangen, net. Und donn woar i wieda 10, 15 Wochn, und des 30 Joahr long.

Es hot Zeitn gebn, do hob i 25, 30 tausend Schilling im Monat verdient. (...) Natürlich woar i net ogmeldt. I hob die eigsteckt. Wos intressiert an 25-, an 27-Jähri gn des, wos amoi kummt. Is ma wuarscht, net. Jetzt im Alter dann hob i gsogt, na es woar bled, net. Do, sicha, heite würd i, würde ich es anders machen. (...) Nuar damois woa des wuascht, oisa wenn die ma da 10, 12 Tausender im Monat gebn, die hob i eigsteckt und die Gschicht woar erledigt, net.

I: Hat man da so gut verdient als als Chauffeur?

Mir hobn imma olle, die gonzn Foahrer hobn damois vü verdient, jo. Guat, wia hobn a vü Stundn gmocht, i hob 16 Stundn am Tog oft gfoahrn, net.“ **(Karl)**

Schwarzarbeit ist die wohl am weitesten verbreitete Form des Hasardierens. Alle Befragten, die auf Weg 5 in die WMS zurückblicken, kennen irreguläre Beschäftigungsverhältnisse aus eigener Erfahrung. Schwarzarbeit vereint selbstschädigende Risikobereitschaft und soziale Unangepasstheit: Risikobereitschaft, wenn auf eine soziale Absicherung für die Gegenwart (d. h. Arbeitslosengeld) und die Zukunft (d. h. Pension) verzichtet wird, ohne gleichzeitig finanziell auf eine andere Art und Weise Vorsorge zu treffen (zB in der Zeit, um die es bei Karl geht, ohne ein anonymes Sparbuch anzulegen); Unangepasstheit, weil man etwas Verbotenes macht und gleichzeitig gegen die Gesellschaft rebelliert, indem man keine Steuern oder Sozialversicherungsbeiträge bezahlt. Dies alles ist den *Hasardeuren und Hasardeurinnen* nicht bewusst, wenn sie sich für Schwarzarbeit entscheiden, sondern sie können immer gute Gründe dafür angeben. Bei Karl sind es zum Beispiel die Usancen in der Branche bzw. den Betrieben, in denen er gearbeitet hat, und natürlich das hohe Einkommen auf die Hand. Doch *Hasardeure und Hasardeurinnen* wählen bei ihrer Arbeit nicht zufällig eine Variante, die Risiko birgt und Widerstand äußert.

Karl ist in den 1970er Jahren ein junger Mann, der sich ein schönes Leben macht: ein Lebenskünstler, der die Möglichkeit eines Scheiterns von Anfang an in sich trägt. Auch **Ursula** ist eine Lebenskünstlerin, bei der allerdings sehr lange alles unter Kontrolle bleibt. Sie schließt eine kaufmännische Ausbildung ab und steigt mit dem Selbstbewusstsein einer „*Karrierefrau*“ Mitte der 1980er Jahre ins Berufsleben ein. Sie beschreibt sich als die aktive und selbstständig agierende „*Zweite*“ mehr hinter als unter dem Management eines Unternehmens, als die klassische „*Chefsekretärin*“.

„An und für sich habe ich eine kaufmännische Ausbildung. Kein Studium. Damals ist man noch etwas geworden ohne Studium. Oh ja, damals war das Praxiswissen noch etwas wert. Also ich war Assistentin vom Geschäftsführer, Chefsekretärin, solche Sachen halt. Ich bin, wie soll man sagen, ich bin a gute Zweite und vor allem ich muss selbstständig arbeiten. Also wenn man aus mir das rausholen will, was in mir drinnen ist, musst mich einfach [machen lassen], musst sagen, „das ist das Ergebnis, was ich gern haben will, und jetzt schlicht Dir Deine Ordner oder mach wiesd willst. Oder wannsd willst.“ **(Ursula)**

Ursula ist 22 Jahre alt, als der Wunsch nach einem Kind immer drängender wird: einem Kind allerdings ohne Partnerschaft, ohne Vater, ohne Alimente. Es ist einerseits die gelebte Frauenemanzipation schlechthin, andererseits aber auch Zeichen ihres sehr hohen Selbstbewusstseins, nämlich der Überzeugung, ganz auf sich allein gestellt Kind und Karriere vereinbaren zu können. Es kommt alles ein bisschen anders als geplant, denn der Vater von Ursulas Sohn, der 1988 auf die Welt kommt, lässt sich nicht aus dem Leben seines Kindes drängen und besteht zum Beispiel darauf, Unterhaltszahlungen zu leisten. Außerdem löst das Baby für Ursula völlig unerwartete Reaktionen aus: Sie wird zu einer „*Helikopter-Mama*“, wie sie es selbst ausdrückt, möchte ständig um den Buben kreisen und ihn niemals aus den Augen lassen. Bei näherer Betrachtung ist dies nicht ganz so überraschend, sondern nur die Fortsetzung und nochmalige Steigerung des Wunsches, ein Kind ganz für sich allein zu haben, mit niemandem teilen zu müssen: nicht mit dem Vater, nicht mit einer professionellen Betreuerin.

„Damals, mit Anfang 20, das ist ja überall gestanden, du kannst Karriere machen und Kind haben. Das war klar für mich. Und dann ist dieser Wunsch nach einem Kind, das war schon wie Essen oder Trinken, schon richtig. Ich will ein Kind!

Ich war ja eigentlich die Karrierefrau eher und habe ich mir gedacht, naja, jetzt gehe ich halt wieder in den Beruf und so. (...) Ich war nie so: Oh Kinder, wie süß. Kinder waren mir wurscht. Wirklich wurscht. Und plötzlich war ich so eine richtige Löwen-Mama. Niemand kann mein Kind betreuen außer mir. Niemand macht das auch nur halb so gut. Und habe ich plötzlich eine Seite an mir entdeckt, die ich so gar nicht an mir gekannt habe.“ (Ursula)

Die elterliche Liebe und Sorge überdeckt ein anderes Element der Beziehung zwischen Eltern und insbesondere kleinen Kindern: die **Macht**, die Mutter und Vater ganz automatisch über ihre Kinder ausüben: je hilfloser die Kinder (noch) sind, desto mächtiger sind die Eltern. Das mag bei Ursula mit einer Rolle gespielt haben, als sich ihr Zugang zu Kindern angesichts des Babys so verändert hat, denn sie legt, wie auch die anderen *Hasardeure und Hasardeurinnen*, Wert darauf, stets die Kontrolle zu behalten und damit auch Macht auszuüben. Das ist neben der Unangepasstheit eine weitere Wurzel für die Widerständigkeit der *Hasardeure und Hasardeurinnen*. Das war zB auch während der Interviews ständig zu spüren: Die *Hasardeure und Hasardeurinnen* versuchten immer wieder, die Rollenverteilung zwischen aktiver Interviewerin und passiven Befragten umzukehren und den Gesprächsverlauf zu bestimmen, was dem Konzept des lebensgeschichtlichen Interviews nur entgegenkommt, das ja nicht als Frage-Antwort-Spiel konzipiert ist. Die *Hasardeure und Hasardeurinnen* legten auch Wert darauf, ein bestimmtes Bild von sich zu zeichnen, bzw. sind mit einer ausdrücklichen Botschaft ins Gespräch gegangen. Sie wollten also die Wahrnehmung (und damit gewissermaßen auch die Interviewauswertung) lenken und nützen. Karl sprach sein Unbehagen – und sein Misstrauen gegenüber dem „System“, hier repräsentiert durch die Interviewerin – im Lauf des Gesprächs sogar ausdrücklich aus, auch wenn er es imaginären „Ausländern“ in den Mund legt.

„Schaun S', Sie san eigentlich a bösertige Frau.

I: I bin bösertig?

Ja. No i sog jetzt, für einen Ausländer san S' bösertig. Weil Sie sagn, Sie kommen von der MA 40.

I: Sag ich nicht, na.

No wos sogn S' dann?

I: Na i komm von der Uni. Ich komm nicht von der MA 40. Ich komm wirklich nicht von der MA 40.

Najo, Sie mochn's für de MA 40.

I: Die MA 40 hat sagn, „find heraus, wie die Leute leben“. Und das sag ich dann der MA 40.

Jo, des is ma scho klar. (...) Nur der Ausländer siecht des aber anders, weil da san S' auf jedn Fall die MA 40, net.“ (Karl)

Es gelingt **Ursula**, eine perfekte Lösung zu finden: Die „*Karrierefrau*“ reißt sie für eine Weile hinter die „Helikopter-Mama“ zurück, indem sie ihren Wunsch nach Kindern ohne Vater sozusagen institutionalisiert, aber wohlgerne nicht professionalisiert. Denn die Idee, als Tagesmutter zu arbeiten, verwirft sie nach einigen Versuchen wieder. Sie will keine bezahlte Ersatzmutter sein. Genau passend ist jedoch die Tätigkeit einer Pflegemutter, die sich für eine Weile um Kinder kümmert, die sie dann für sich allein hat. Sie nimmt Pflegekinder auf Zeit auf, und rund ein Jahr nach der Geburt ihres eigenen Kindes auch einen Buben auf Dauer. Als die beiden Kinder in der Volksschule sind, folgt 1996 ein zweites Dauerpflegekind, ein Baby, um das sich die schwer drogensüchtige und an Hepatitis erkrankte leibliche Mutter nicht kümmern kann. Damit schiebt die nunmehr 32-jährige Ursula den Wiedereinstieg in den Beruf noch einmal für einige Jahre hinaus und entscheidet sich für die Fortsetzung ihres gut funktionierenden Arrangements: Die Kinder erhalten sich finanziell sozusagen selbst, die Pflegekinder durch die Zuwendungen der Behörde, der eigene Sohn durch die hohen Unterhaltszahlungen des Vaters. Sie arbeitet einmal stundenweise, dann wieder Teilzeit oder auf selbstständiger Basis und beweist eine geschickte Hand bei der Geldanlage. Praktische Unterstützung bekommt Ursula von ihrer Mutter. Die Familie wohnt in Eigentumswohnungen, die mit dem Heranwachsen der Kinder immer größer werden. Stets gelingt es Ursula, die alten Wohnungen mit sehr schönem Gewinn zu verkaufen. Ein Auto gehört ebenso zum Lebensstandard wie Musikinstrumente und -unterricht für die Kinder. Und Ursula hat beträchtliche Ersparnisse im Hintergrund. Nur auf Urlaub fährt die Familie nicht. Sie führt also ein Leben mit Risiko, indem sie sehr lange aus dem Arbeitsmarkt aussteigt (dabei wohlgerne keine Sozialleistungen bezieht), schafft sich aber gleichzeitig ein finanzielles Sicherheitsnetz.

„Ich hab dann schon, aber voll hab ich wenn, dann wirklich nur kurz gearbeitet. Weil das ja nicht mehr so gegangen ist, das ist schon wahr. Aber wir haben es immer geschafft. Ich habe immer Eigentumswohnungen gehabt, da habe ich keine Miete gezahlt. Das bringt schon etwas. Dann habe ich ein gutes Händchen gehabt, und die Zeit war gut. Weil ich habe einmal eine Wohnung wirklich ums Doppelte verkauft. Da habe ich in einem Jahr viel verdient. Ich hab's halt dann investiert in die nächstgrößere Wohnung, weil die Kinder sind ja immer älter geworden. (...) Damals war meine Mutter noch da, die hat mich auch unterstützt. Weil das, das hat sie auch goutiert. Hätte sie auch anders sehen können. Und die Kinder haben sich selbst erhalten, das muss man ja auch dazu sagen. Weil die Kinder, [so etwas] wie Alimente hat jeder gekriegt. Also so gesehen, ja, haben wir es geschafft. Viel Großartiges haben wir nie gehabt, aber (...) die Kinder haben eine Mutter gehabt. Also wir waren jeden Tag draußen und haben gespielt und haben getan. Die haben wirklich was gehabt.

Sie sind alle in die Waldorf-Schule gegangen. Das ist ja auch nicht. Bissl was musst du auch zahlen. Und die haben alle ein Instrument gespielt. Und was weiß ich. So ist es nicht. Wir haben auch immer ein Auto gehabt. Also, es ist gegangen. Wir haben keine Reisen großartig gemacht. (...) Wir haben halt auf unsere Art und Weise gespart. Was für uns wichtig war, oder für die Kinder oder was weiß ich. Aber es ist gegangen, ich habe mich im Grunde meistens nur selber erhalten müssen und das ist gegangen. Also da brauchst nicht soviel dazu.“ (Ursula)

Als das zweite Dauerpflegekind, die „*Prinzessin*“ in der Familie, sechs Jahre alt ist, nimmt **Ursula** den alten Plan der „*Karrierefrau*“ wieder auf und entschließt sich, für den beruflichen Wiedereinstieg nach Deutschland zu ziehen. Sie verkauft ihre große Eigentumswohnung im 19. Bezirk, zieht um, schickt die Kinder in anthroposophische Schulen und begibt sich in Betreuung des deutschen Arbeitsamts. Rund zwei Wochen nach der Ankunft kommt es zu jenem Wendepunkt in Ursulas Leben, der von einem Tag auf den anderen alles auf den Kopf stellt. Sie selbst beginnt die Erzählung ihrer Lebensgeschichte genau hier, alles was davor passiert ist, folgt im Interview viel später und erst auf Nachfrage. Ihre Pflegetochter erkrankt lebensbedrohlich. Ursula hat noch jeden der Schritte, die nun folgen, in lebhafter Erinnerung. Es sind nur wenige Wochen, von denen sie erzählt, die aber einen Großteil des Interviews ausmachen. Das Mädchen ist dem Tod nahe, wird in ein künstliches Koma

versetzt und gerettet, indem die Leber transplantiert wird. Nach der Operation hat sie Lähmungsercheinungen wie nach einem Schlaganfall, muss die einfachsten Verrichtungen des Alltags wieder lernen, doch sehr bald stocken die Verbesserungen. Ursulas Tochter behält eine geistige Behinderung zurück, die Mediziner*innen jedoch halten die Hoffnung auf eine Verbesserung aufrecht. Für Ursula beginnt eine lange Irrfahrt mit vielen Stationen, ohne Aussicht auf ein gutes Ende: eine „*Odysee*“.

„Eigentlich meine Odysee hat ja da eh begonnen. Die Odyseen, Mehrzahl.

Wo ich mich wirklich schon gefreut hab, wieder einsteigen in den Beruf. Weil ich mir gedacht hab, jetzt sind s' alle groß genug. Und jetzt geht es wieder los.

Ich hatte keinen Job, wie ich da hingekommen bin, und war in einer Maßnahme des Arbeitsamtes und wollte da eben wieder einsteigen. Ich weiß noch, weil ich habe zu den Kindern gesagt, „ziagts Euch warm an, weil wenn Ihr Euch verkühlts, i bin da nicht mehr daheim. Ich fang jetzt wieder an und ich steig da wieder ein“.

Sie müssen Ihnen vorstellen, wir sind am 17. Dezember ins Spital gegangen, mit einem Kind, wo es halt, na wer weiß, was ist. Und am 31.12 war das alles, was ich jetzt erzählt habe. Also wirklich innerhalb kürzester Zeit. Ist sie transplantiert worden.

Sie ist seitdem nie wieder gewesen wie vorher. Also das hat dann immer geheißen, naja, das gibt sich, eh alles gut. Und ich weiß noch, der Chirurg hat gesagt, Sie nehmen ein gesundes Kind mit nach Hause. Die [XXX] hat mit sechs Jahren 160 Blutdruck gehabt. So ist sie dahergekommen, hat alle zwei Stunden irgendein Mittel reingespritzt wo gekriegt. (...) Das Herunterfahren vom Immunsystem ist ja dann ganz extrem. Sie durfte nicht raus.“ (Ursula)

Schon mit seinen ersten Worten deutet **Georg** an, was sein Leben bestimmt hat: „*Ich habe einen komplett unüblichen Lebensweg. (...) Net diese klassische Karriere.*“ Damit hebt er sich aus einer imaginierten Masse der Normalen heraus – und weiß gleichzeitig (wohl aus langjähriger Erfahrung), wie es wirkt, wenn seine ausgeprägten narzisstischen Züge zu offensichtlich werden. Es folgt nämlich sofort der Versuch einer Relativierung: Auf einem Bauernhof in Niederösterreich sei er aufgewachsen, bei seiner Großmutter, das sei ihm wichtig. Er präsentiert sich also bewusst als einfacher Bauernbub und versucht so, die Wahrnehmung zu lenken – eigentlich abzulenken. Denn nur die Großmutter mütterlicherseits war Bäuerin, der Vater stammte jedoch aus einer ausnehmend wohlhabenden Industriellenfamilie und betrieb gemeinsam mit Georgs Mutter ein erfolgreiches Unternehmen in einer Kleinstadt. Tatsächlich ist Georgs Lebensgeschichte spannend und undurchsichtig wie ein Krimi: gekonnt vorgetragen, manipulativ erzählt und voll von verwirrenden Details. Sein Interview war deutlich das längste.

„Puh. Ich habe einen komplett unüblichen Lebensweg. (...) Net diese klassische Karriere. Geboren im Waldviertel, sehr glückliche behütete Kindheit auf an (...) Bauernhof. Das hat mir die Grundlagen gegeben eigentlich für eine enorme Stabilität und Resilienz, dass ich das jetzt richtig rausbringe das Wort. Weil das habe ich später in meinem Leben öfters gebraucht. Bis zum heutigen Tag. Also, i muass sagen, i bin sehr dankbar über diese Kindheit und meine Großmutter und diese behütete Zeit auf dem Bauernhof. Des war mir wichtig.“ (Georg)

Indem **Georg** seine Verbundenheit mit dem bäuerlichen Leben betont, distanziert er sich gleichzeitig vom Vater und dessen Familie. Das liegt wohl daran, dass die glückliche Kindheit bei der Großmutter mit der Scheidung der Eltern sehr bald endet. Georg ist sieben Jahre alt, als er mit seiner Mutter an den Stadtrand von Wien zieht. Der ökonomisch erfolgreiche Vater verschwindet völlig aus der Erzählung der Lebensgeschichte. Vieles weist darauf hin, dass die Scheidung für Georg ein heftiges Erlebnis

war, das Spuren hinterlassen hat. Obwohl er in Wien wohnt, ist er Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr in der niederösterreichischen Nachbarschaft und lässt sich dort zum Rettungstaucher ausbilden. Er zeigt also schon früh einen Hang zum Abenteuer, zu Rettungsorganisationen und hebt sich von den anderen „durchschnittlichen“ Feuerwehrmännern ab. Dies setzt sich zuerst in seiner Jugend fort, wo er im Freundeskreis ganz unwillkürlich die Führungsrolle einzunehmen scheint, und dann auch im Berufsleben: Nachdem er für die Lehre einige Jahre lang in die Fußstapfen des Vaters tritt, wechselt er zum Bundesheer mit der Absicht, dort als Unteroffizier zu arbeiten. Aber seine Vorgesetzten erkennen sein Potential und legen ihm nahe, eine Ausbildung zum Offizier zu machen. Das Bundesheer ist für Georg ein ideales Umfeld. Er macht mit seinem selbstbewussten und guten Auftreten sowie seiner Freude am Führen schnell – wie er heute sagt, „fast zu jung“ – Karriere.

„Des haßt, auch woar ich relativ gut eingebettet. I hob relativ schnö a so a, ohne doss i des eigentlich wolln hob, immer bin i in irgendeine Führungsrolle gekommen. Des haßt, bei jeder Gruppn, man hot mi gfrogt, was moch ma jetzt oda was tu ma jetzt. Dos haßt, i woar immer so der Impulsgeber. Der Taktgeber für viele Dinge. Des, was i eigentlich gar net so wolltet, weil i dadurch im sölben Augenblick auch exponiert woar. I sog's aus dem Grund so bewusst, weil des is dann wichtig für meine vielen, vielen Berufe.

...woar des a Wunsch von mir: Militär. Und ich bin da eingerückt ohne ana Matura und holt mit ana normalen handwerklichen Berufsausbildung, und für mich woar aber kloar mein Weg ist der des Unteroffiziers. Mei domoliger Kommandant, Kompaniekommandant, hot sehr schnö entschieden, du host des Zeug zum Offizier. Es gibt die Möglichkeit, an der Militärakademie Aufnahmeprüfung zu machen, Schule usw. Ich habe das alles gemacht. Ich bin dann Offizier geworden.

Als junger Fähnrich hobn die mich mitgenommen, die Lehroffiziere, in die heiligen Hallen des Offizierskasinos. Des haßt, i bin durt scho als Fähnrich hofiert wordn, auf a Tabletterl gstöllt wordn. (...) I bin glei zu an Prinz gmocht woardn, bin schon wieder isoliert gewesen von alle ondern. I woar scho wieder extra. I woar scho wieder onders. I woar jetzt net in da Gruppn, wo i gern in der Gruppn mitgrennt war und mi entsponnt hätt und zurückglahnt hätt und net dauernd imma irgendwie der Impuls- und Taktgeber zu sein.

I woar a pflichtbewusster Offizier, woar ganz jung, sofort Kompaniekommandant, eh kloar, net Ausbildung. Georg is da, gut, als Leutnant. Du übernimmst sofort die Kompanie und ruck zuck woar i scho auf einmal Kompaniekommandant, net nur Zugskommandant, sondern hob eine Einheit führen miassn. Also, des haßt, i bin do auch wieder sehr schnö in a Führungsposition kumma, fost zu jung, würde ich sagen. Rückblickend.“ (Georg)

Georg ist ein Idealist. Schon als Jugendlicher engagiert er sich als „Retter“ bei der Freiwilligen Feuerwehr. Vom Bundesheer – in Österreich vor allem als Rettungsorganisation im Katastrophenfall geschätzt – erwartet er nur das Allerbeste. Doch er wird enttäuscht: Das Militärkommando, in dem er dient, empfindet er als verlottert und verlogen. Die Ideale, die ihm in der Ausbildung vermittelt worden sind, halten der Realität nicht stand. Die Enttäuschung sitzt noch in der Gegenwart tief: Während des Interviews, das am WU-Campus stattfindet, weist er mehrmals darauf hin, wie weltfremd die dort vermittelten Inhalte seien. Gleichzeitig wertet er damit die Interviewerin ab, die an der Uni arbeitet, und sich selbst auf. Auch er versucht also, die Interviewsituation und damit die Machtverhältnisse umzukehren, indem er die Wissenschaftlerin, die ihn befragt, als weltfremd disqualifiziert.

„Hob leider das Ganze sehr ernstgenommen. I hob eine Organisation ernstgenommen, die man net ernstnehmen kann in Österreich. I sag's, wie's is. Und des war ein großer Fehler. Also, rückwirkend betrachtet, an der Militärakademie hob ma eine Welt, do is alles in Ordnung. Es san die Finanzen in Ordnung. Man hat genug Munition, man kann ausbilden. Es werden die Standards, die Regeln,

die Vorschriften, es wird alles eingehalten. Es is ungefähr so wie an der Uni. Du host einen idealisierten Wirtschaftsablauf. Es wird idealisiert, ein Wirtschaftsrecht dargestellt, so muaß funktionieren, aber in da Praxis funktioniert's goar net so. (...) Des haßt, die Realität schaut gonz anders aus, als wos des Ideal an ana Akademie oder an ana Ausbildungsstätte is.

Ja, schöne, heile Welt. Mir gfolfts, wenn s' da umarennan, die Studenten. Es gefällt mir, es anzusehen, es wäre schön, wenn wirklich alles so wäre.

Militärkommando [XXX], des war eine Katastrophe. Des kann ma sich net vorstellen. Des woar ungefähr so, wie wannst, I waß net, wie man des sogt, Sie hobn hier a Wirtschaftsrecht abgeschlossen mit cum laude und Sie werden dann nach Dschibuti versetzt irgendwo und san dort Leiter von an Wiederaufbauprogramm ja, also das heißt, des war ungefähr das, was Militärkommando [XXX] war: Dschibuti.“ (Georg)

Die Enttäuschung kulminiert, als **Georg** einen grundsätzlichen Missstand zu entdecken glaubt und an seine Vorgesetzten meldet. Ob es den „Skandal“, den Georg wahrnimmt, tatsächlich in dem Ausmaß gegeben hat oder nicht, kann aus dem Interview nicht beurteilt werden. Alle Unterlagen, die ihn belegen könnten, sind verloren. Vieles weist jedoch darauf hin, dass die paranoide Prägung, die aus der Erzählung der weiteren Lebensgeschichte klar hervorgeht und schließlich sehr viele Jahre später diagnostiziert werden wird, hier zum ersten Mal für alle offensichtlich ist: wohl ausgelöst durch die Desillusionierung, vielleicht aber auch schon grundgelegt in der Kindheit, zB durch die Geschehnisse rund um die Scheidung der Eltern. Er rebelliert gegen die Machtstrukturen des Bundesheeres, mit denen er bis dahin so virtuos umgegangen ist, die sich daraufhin gegen ihn wenden und gewinnen: Er beharrt darauf, den „Skandal“ aufzudecken, seine Vorgesetzten wollen nichts davon wissen, strengen ein Disziplinarverfahren an und legen ihm den Abschied nahe. Auf seinem steilen Weg nach oben geht Georg kein Risiko ein, bis er dann ganz am Ende alles aufs Spiel setzt, ohne Rücksicht auf Verluste. Er fällt nach dem bis dahin durchgehenden Erfolg tief. Wie wird der Narzisst damit umgehen?

„Der hot ma subtil glei gedroht, wenn i net die Goschn holt zu dem gonzn Vorfall, durch die Blume gesagt, donn werde i Folgen habn. Und des wird des Strafrecht berühren sogar. Das hot er ma schlichtweg gedroht. Donn hobn s' a Disziplinarverfahren gegen mi konstruiert, mit Gründen, wo i völlig unschuldig woar. Falsche Zeugenaussage, des und des. Richtig ane aufbrennt. So noch dem Motto, jetzt hauma dem in die Goschn. (...) De hobn ma donn gedroht, wenn i net so quasi die Pappn holt und wonn i net freiwillig meinen Abschied nehme, und donn wird des Folgen hobn.“ (Georg)

Doris wird 1992 in einer Landeshauptstadt geboren, ihre Mutter ist Alleinerzieherin, psychisch krank und alkoholsüchtig, die Geschwister sind um vieles älter und bald außer Haus. Als Kind ist Doris häufig auf sich allein gestellt, immer wenn die Mutter nicht zu Hause ist. Sie erleidet also eine massive Vernachlässigung. Wenn man sich diesen Start ins Leben ansieht, würde man annehmen, dass Doris Weg 1 in die WMS eingeschlagen hat, also eine *Systemsprengerin* geworden ist. Sie ist aber Weg 5 gegangen und hat in dieser Situation eine bemerkenswerte Selbstständigkeit entwickelt.

Nach Abschluss der Schulpflicht möchte die Mutter erzwingen, dass **Doris** ihren Bildungsweg abbricht und arbeiten geht. Sie stellt jede Geldleistung ein. Doch das Mädchen stellt sich auf die Hinterfüße, sucht sich einen Job als Verkäuferin in einem Eisgeschäft und geht weiter in die Schule. Später arbeitet sie als Kellnerin. Mit 17 Jahren wird sie von der Familie ihres Freundes aufgenommen und kann so in Ruhe maturieren.

„Sie war starke Alkoholikerin. Das stimmt. (...) War ja krankheitsbedingt bei ihr dann. Hat halt recht viele Nervenzusammenbrüche dann ghabt in regelmäßigen Abständen.

I: Das heißt psychische Probleme, .. oder?

Ja. Ja. Extrem bei ihr. (...) Ich war sehr viel allein, seitdem ich zrückdenken kann. Nächtelang, also seitdem ich ganz klein war schon. Aber dafür war ich da nicht so drinnen, dass sie mich jetzt so ganz arg beeinflusst, das war zumindest schon weniger als bei meinen Gschwistern. Wo sie irgendwie da war, und es schwierig war mit ihr. Bei mir war sie halt einfach die meiste Zeit nicht da.

Sie war Hausmeisterin. Sie hat nicht so viel verdient, aber es wär gangen, uns zu erhalten, aber sie wollt's nicht. Seitdem ich gsagt hab, ich gehe weiter in die Schule und geh nicht arbeiten mit 14, habe ich keinen Cent mehr gsehen. Und sie hat keine Schulbücher mehr zahlt und gar nix. (...) Sie hat halt gemeint, wenn ich so faul bin und eben da jetzt nicht sofort Vollzeit arbeiten geh, sondern die Matura machen will, dann das unterstützt sie halt nicht. Und ja, dann habe ich dann einen Job gesucht und tatsächlich auch gfunden, über Bekannte hab ich dann Eis verkauft, Jahre. Und als es dann gangen ist, dass ich offiziell arbeiten darf, dann habe ich halt kellnert.“ (Doris)

Danach studiert **Doris** vier Semester Jus, wohnt in einer WG und finanziert ihr Leben mit stundenweiser Arbeit. Ein Ferienjob auf einer Sonneninsel macht ihr klar, wie unwohl sie sich in ihrer Geburtsstadt fühlt, wo alles sie an die unangenehme Kindheit erinnert. Sie zieht nach Wien und versucht ein Doppelstudium. Das ist dann allerdings zu viel, denn nach wie vor muss sie ihren Lebensunterhalt allein verdienen. Sie führt das neue Studium fort und legt Jus auf Eis. Drei Jobs hat sie, bei einem davon, so sagt sie, habe sie angenommen, dass es eine Anstellung für 20 Wochenstunden sei. Tatsächlich sei sie aber nur geringfügig angemeldet gewesen. Doris arbeitet also über Jahre hinweg schwarz und verschließt wohl beide Augen davor. Immerhin meistert sie seit ihrem 15. Geburtstag das praktische Leben selbstständig und erfolgreich, hat überdies Jus studiert. Es hätte ihr also auffallen können – angesichts ihrer guten Organisiertheit fast auffallen müssen –, dass der Urlaub stets unbezahlt geblieben ist und dass das 13. und 14. Gehalt nicht überwiesen wurde.

„Wie ich von [XXX] nach [Geburtsort] zurück bin, hab ich gedacht, also ich, eben wegen meiner ganzen Kindheit: Ich halt es nicht so gut aus dort. Also ich mag's, ich bin gerne dort, jetzt auch immer wieder eine Woche oder so, aber jetzt dort wohnen könnt ich nicht.“ (Doris)

Abgesehen von der Schwarzarbeit erschließt sich erst auf den zweiten Blick, inwieweit **Doris** eine *Hasardeurin* ist. Sie ist für eine Weile außergewöhnlich erfolgreich. Das teilt sie mit den anderen *Hasardeuren und Hasardeurinnen*, die alle auf ein Leben zurückblicken, das eine Zeit lang sehr gelungen und angenehm verlaufen ist, und gerade dadurch das gleichzeitig bestehende Risiko verdeckt hat. Gemeinsam mit den anderen *Hasardeuren und Hasardeurinnen* hat sie auch die Zielstrebigkeit – bei ihr ist es Bildung, die sie konsequent anstrebt – und das übergroße Selbstbewusstsein, das sie Aufgaben angehen lässt, die andere erst gar nicht ins Auge fassen. Man muss erst einmal das Selbstvertrauen haben, davon auszugehen, dass man die Oberstufe des Gymnasiums ohne irgendeine Unterstützung des Elternhauses schaffen könnte. Für Doris sind sowohl die Unbeirrbarkeit als auch die weit überdurchschnittliche Selbstsicherheit Schlüssel dafür, dass sie einen anderen Weg gehen konnte als die *lauten und leisen Systemsprenger*innen*.

„Muss man, es bleibt einem keine Wahl. Ich mein, es ist wahrscheinlich auch Charakter-Sache, ob man eher der Typ ist, der dann eher so resigniert, das war ich halt nie. Eben wie das mit der Mindestsicherung. Ich kämpf das halt dann alles durch, wenn ich das Gefühl hab, es muss gehen und es ist auch irgendwie ungerecht, dann bin ich halt so, dann halt erst recht.“ (Doris)

Und schließlich legt sie großen Wert auf ihre Unabhängigkeit. **Doris** bezieht zu keiner Zeit Sozialleistungen, sondern verdient stattdessen ihren Lebensunterhalt selbst. Sie verzichtet aber auch auf jede andere professionelle Hilfestellung: konsultiert niemals das Jugendamt, um eine sozialarbeiterische Unterstützung zu bekommen, und bemüht sich auch nicht um eine Therapie, die ihr den Umgang mit

den schwierigen Erlebnissen in der Kindheit erleichtern könnte. Sie ist also davon überzeugt, immer alles allein zu schaffen und hat deshalb weder ein finanzielles noch ein soziales Netz, auf das sie zurückgreifen könnte, wenn sie es einmal doch nicht mehr schaffen sollte. Das ist ein hohes Risiko, das sie eigentlich bemerken sollte, denn ihr Körper sendet schon seit ihrer Jugend deutliche Signale. Aber auch hier, so wie bei der Schwarzarbeit, bleibt ihr die Gefahr verborgen.

*„I: Neben der Schule [zu arbeiten], das ist aber hart. Oder war das für Sie nicht schwer?
Ja, also, lustig war's nicht, aber nötig. Weil sonst wäre ich halt wieder abhängig gewesen. Und so ist es halt unabhängig gängen.“ (Doris)*

Etwa gleichzeitig mit der Weigerung der Mutter, ihr die Ausbildung zu bezahlen, stellen sich bei **Doris** die ersten Krankheitssymptome ein, die auf eine schwer diagnostizierbare Autoimmunerkrankung hinweisen. Schubweise kommen immer wieder Fieber, Erschöpfung, starke Schmerzen und thromboseähnliche Beschwerden. Es sind die Folgen der Vernachlässigung in der frühen Kindheit: Die *leisen und lauten Systemsprenger*innen* zerstören sich auf vielfache Art, zB mit ihrer Passivität, bei Doris laufen die Prozesse der Selbstschädigung körperlich ab: durch eine Autoimmunerkrankung. Der Körper zerstört sich also selbst. Allen ist gemeinsam, dass sie in ihrer frühen Kindheit nicht gelernt haben, Psychisches und Körperliches zu trennen, und nun zeigen sich Gefühle wie Angst, Trauer und seelischer Schmerz eben körperlich.

„Ich bin eben, seitdem ich 14 bin, fast durchgehend krank. Also immer, wenn ich Stress hab oder ich viel mach oder ich mentalen Stress hab, werde ich krank. Aber so wirklich so mit Fieber, mein Lymphknoten schwillt so an. Dass ich nicht mehr runterschlucken kann. Also wirklich starke körperliche Symptome. Da haben sie bei mir gesucht, seitdem ich 14 bin. Starken Eisenmangel. Anämie auch, die nicht behandelt werden kann, nicht mal durch Infusionen. Und bei mir war, ich hab halt irgendwann damit leben gelernt.“

I: Das heißt das war nicht selbstverständlich, dass Sie studiert haben, nehme ich an. Wenn sie mit 15 zum Arbeiten begonnen haben.

Nein, Nein, Nein. Drum wollt ich es jetzt auch unbedingt fertig machen. Weil's bei mir mit vielen Hürden verknüpft war. Weil ich immer viel gearbeitet hab, dann durch meinen gesundheitlichen Zustand immer ziemlich beeinträchtigt war und dann nur gewisse Kapazität an Kraft hab.“ (Doris)

Mit 24 Jahren wird **Doris** unerwartet schwanger. Damit gerät das fragile Gleichgewicht durcheinander, in dem sie ihr Leben bis dahin halten konnte. Doris nimmt dies als Gefahr wahr und macht einen Termin für einen Schwangerschaftsabbruch aus. Doch jetzt macht ihr vielleicht die Psyche, auf jeden Fall aber der Körper einen Strich durch die Rechnung. Am Tag vor dem Termin für die Abtreibung bekommt sie hohes Fieber, der Eingriff kann weder zum geplanten Termin noch in den folgenden sechs Monaten vorgenommen werden, da eine langwierige Erkrankung festgestellt wird, die eine Frau in der Schwangerschaft – interessanterweise – eigentlich gar nicht bekommen kann. Doris bleibt organisiert: Sie verlässt die WG und zieht mit dem Vater des Kindes in eine eigene Wohnung, bis zur Geburt erledigt sie auf der Uni alle Veranstaltungen, bei denen Anwesenheitspflicht besteht. Die ausstehenden Prüfungen möchte sie in der Karenzzeit machen. Jetzt findet sie auch heraus, dass sie schwarz gearbeitet hat und deshalb keine AMS-Ansprüche hat.

„Ich würde meinen Sohn nie hergeben, niemals, oder allein jetzt, wenn ich wüsst, dass er rauskommt, würd ich sofort sagen, ich behalt ihn. Aber damals, wo ich halt keinen Bezug dazu ghabt hab, war halt mein erster Gedanke, ich behalt das Kind nicht. Ich hab nur gedacht, schwanger geht nicht. Eben war gerade gegen Studium-Ende und überhaupt schwierig. Und in der WG.“ (Doris)

Die **Geburt eines Kindes** bringe die Psyche der Mutter durcheinander, erklärt die Psychoanalytikerin Ruth Kronsteiner, die der Auswertung in der Endphase beratend zur Seite stand. Die Gegenwart des Babys aktiviere eigene frühkindliche Gefühle, an die man kognitiv zwar keine Erinnerung habe, die man aber trotzdem mit sich trage. Normalerweise werde hier Angenehmes geweckt, nicht jedoch bei Müttern, die als Babys Vernachlässigung und Gewalt erlebt und das überdies niemals bearbeitet haben. Säuglinge seien in einer engen symbiotischen Beziehung zur Mutter und reagierten auf die Gefühlslage der Mutter mit größter Sensibilität. Das gelte auch für den Sohn von Doris: Dass er ein besonders ausgeprägtes Schreibaby war, das in einer Spezialambulanz behandelt werden musste, könne daran liegen, dass das Baby die Gefühle der Mutter gespiegelt und – im Gegensatz zur Mutter – offen gezeigt habe. Dass eine Geburt ein einschneidendes Erlebnis ist und auch Möglichkeiten eröffnen kann, zeigt sich bei Ursula, die (wie vorhin erzählt) auf eine für sie selbst ausnehmend unerwartete Weise reagiert und ihre Karriere aufgibt, oder bei der *leisen Systemsprengerin* Petra (s. S. 15), der es gelingt, ihr nachhaltiges Drogenproblem mit einem Mal in den Griff zu bekommen.

Nach der Geburt ihres Sohnes entgleitet **Doris** jedenfalls die Kontrolle über ihr Leben zusehends. Das Schreibaby erfordert alle Aufmerksamkeit. Doris setzt ihr Studium zwar fort, kann es aber in der Karenzzeit nicht fertigstellen. Gleichzeitig geht ihre Beziehung mit dem Kindesvater in die Brüche. Was jetzt beginnt, ist ein Kampf mit den Behörden und Institutionen, in dem sich Doris immer weiter von ihrem erfolgreichen Weg entfernt, unter anderem auch deshalb, weil ihre körperlichen Beschwerden immer schlimmer werden.

„Dann habe ich gedacht, ich schließ das Studium noch ab, wo mein Sohn klein war. Er war halt ein Schreikind. Er hat zwölf Stunden am Tag geschrien, bis mehr. Ich war auch bei der Schreiambulanz. Ich hab drei Monate mit ihm gar nicht rausgehen können, also wir haben dann alle Reize zurückgefahren, weil es bei ihm so extrem war. Aber habe trotzdem noch Prüfungen noch geschrieben in der Zeit. Also es war echt Hardcore, aber ich habe sie geschrieben und hab überall Einser ghabt und so, und dann war das mit der Trennung und Mindestsicherung beantragen.“ (Doris)

Doris möchte wieder arbeiten gehen und das Studium fortsetzen und begibt sich deshalb zum ersten Mal ins öffentliche Hilfesystem. Doch Doris und die Institutionen (Städtische Kindergärten, Wiener Wohnen, MA 40) scheinen ständig aneinander vorbei zu agieren. Es entsteht das Bild einer endlos langen Doppelkonferenz zwischen der armutsbetroffenen, gut gebildeten und kämpferischen Alleinerzieherin und den Institutionen, die sie nicht auffangen. Einerseits kann das öffentliche Hilfesystem nicht mit Doris umgehen, die offenbar in kein Schema passt, andererseits kann aber auch sie mit dem System nicht umgehen, findet den Zugang nicht, sondern kämpft gegen es an. Sie schafft es nicht, die Spielräume, die es im Hilfesystem immer gibt, zu öffnen. Und das System ist nicht willens oder nicht fähig, diese Spielräume anzubieten.

„Davor habe ich noch nie was gebraucht, weil ich habe gearbeitet, seitdem ich 15 Jahre war. Und habe mir damals sogar die Schule selber finanziert. Und dann auch das Studium selber finanziert. Eben das war wirklich das erste Mal, wo ich das irgendwo gebraucht hab. Weil's ohne Kindergartenplatz anders nicht gangen wär. Wenn mein Sohn nicht wär, hätt ich ja wieder gearbeitet. Und in eine WG zogen, und das wär kein Problem gewesen. Aber so war ich halt drauf angewiesen.“ (Doris)

Eine Erwerbstätigkeit scheitert daran, dass Doris keinen Platz in einem öffentlichen **Kindergarten** findet, bis sie im Herbst 2020 den Buben in einem Privatkindergarten unterbringen kann. Sie ist auf der Suche nach einer **leistbaren Wohnung**, findet aber keine, weil sie am privaten Wohnungsmarkt als Alleinerzieherin ohne geregelttes Einkommen kaum eine Chance hat und gleichzeitig bei Wiener Wohnen (übrigens bis zur Gegenwart) auf taube Ohren stößt. Im November 2019 beantragt Doris die **WMS**, was die verzweifelte Suche nach Kindergartenplatz und Wohnung noch einmal verschlimmert und in einen Kampf mit der Bürokratie mündet, den Doris zwar stets gewinnt, der sie aber zermürbt.

„In Kontakt gekommen das erste Mal mit der Mindestsicherung, das war eh, als mein Sohn auf die Welt kommen ist. Da habe ich noch mit meinem Ex-Partner gemeinsam gewohnt. Am Anfang habe ich noch Kinderbetreuungsgeld bekommen. Und das hat halt, bei uns halt schon länger nicht mehr gepasst, da waren wir nicht mehr zammen. Ich habe aber ewig halt schon Wohnung gsucht, aber keine bekommen, nur mit dem Kinderbetreuungsgeld. Also ich bin einfach überall abgelehnt worden, wo ich ein Mietanbot gestellt hab. Alleine mit Kind und quasi ohne sicheres Einkommen von einem Job. Dann war aber noch das Problem, dass ich keinen öffentlichen Kindergartenplatz bekommen hab. Das heißt, ich hab mich bei der Stadt Wien eh beworben bei mehreren Kindergärten, hab extrem hinterher telefoniert und bin wirklich überall hin. Hab gedacht, ich brauch halt wirklich ein Einkommen, weil sie nehmen mich so nicht für eine Wohnung. Das war dann ein bissi so eine verzwickte Lage eben, und dann habe ich eben die Mindestsicherung beantragt. (...) Mein Ex-Partner hat halt seinen Teil von der Miete gezahlt, aber sonst nix. Und ich bin dagestanden, das Kinderbetreuungsgeld ist ausgelaufen. Ich habe dann nur 180 Euro, glaube ich, Familienbeihilfe gekriegt und von ihm 170 Euro Alimente. (...) Die Miete hat insgesamt 1.100 Euro gekostet, die wir uns geteilt haben zu dem Zeitpunkt. Dann habe ich's eben beantragt, habe die Mindestsicherung dann für drei Monate gewährt bekommen. Weil sie gemeint haben, bis ich eine Wohnung find.“ (Doris)

Doris bekommt die Mindestsicherung auf drei Monate zugesprochen, mit der Auflage, für sich und den Buben eine preiswerte Wohnung zu suchen. Das gelingt nicht. Sie lebt also weiterhin mit dem Ex-Partner, mit dem sie sich überhaupt nicht mehr versteht, in der gemeinsamen Wohnung. Die WMS endet mit April 2020, da Doris unterstellt wird, noch immer in einer aufrechten Partnerschaft mit dem Kindesvater zu sein. Nach mehreren Einsprüchen zieht der Mann auf Anraten der Caritas zu einem Freund. Das Gericht gibt Doris im Herbst 2020 recht. Damals hatte sie ein halbes Jahr hinter sich, in dem sie von der Kinderbeihilfe und den spärlichen Alimenten leben musste, in einer Wohnung, die 1.100 Euro Miete kostete. Die Wohnkosten übernahm eine Verwandte des Kindesvaters (auch als dieser schon ausgezogen war), das Essen finanzierte die Caritas mit Gutscheinen, und der Bruder von Doris sprang auch helfend ein. In dieser Zeit häufte sie also beträchtliche Schulden in ihrem privaten Umfeld an. Arbeiten war nicht möglich, weil kein Kindergartenplatz vorhanden war. Das Studium konnte sie nicht abschließen, da sie für die MA 40 dem Arbeitsmarkt voll zur Verfügung stehen musste. Ihr Kind hatte in dieser Zeit keine Krankenversicherung.

„Ich hab alle Unterlagen mitbracht, ich hab wirklich so einen Stapel von verbindlichen Mietanboten, die ich gelegt hab, und eben von der Suche. Ich war bei Wiener Wohnen, bei der Wohnungskommission auch, weil so habe ich keinen Anspruch ghabt. Weil eben die Wohnung war ja groß genug. Ob sie zu teuer war für mich allein, zählt halt nicht. Hab halt keine Wohnung gefunden. War extrem verzweifelt. Und dann habe ich bei der MA 40 nochmal angerufen und hab gemeint, was ich jetzt machen soll. Weil das war nur für drei Monate gewährt, und ich find einfach keine Wohnung. Da war ich schon bei allen, auch über die Caritas, dann bin ich zu Immo Humana kommen. Dort kriegt man aber nur eine Wohnung, wenn man die Mindestsicherung hat und nicht wenn man weniger als die Mindestsicherung hat.“

Dann war die Begründung, dass wenn ich's nicht schaff auszuziehen, dann heißt das, ich muss noch mit meinen Ex-Partner zammen sein. Und dann war ich echt komplett verzweifelt, weil das war halt absolut nicht so.

Es ist wirklich der Horror. Man kann es sich gar nicht vorstellen, mit dem zusammenwohnen, der einen eh nur wie Dreck behandelt, dann noch ein Schreikind zu haben. Und man will ja gar nicht einmal mehr da wohnen und man findet nix. Und eben er hat grad einmal, er hat seinen Teil der Miete zahlt, aber sonst nix. Er hat sich um nix kümmert. (...). Und dann kann man sich irgendwie noch sowas unterstellen lassen zusätzlich.

Dann haben s´ irgendwie gemeint, nur wenn mein Ex-Partner auszieht, dann können s´ es mir wieder gewähren. Dann ist er von heute auf morgen zu einem Freund in ein Zimmer gezogen. Für meinen Sohn war´s halt die Hölle, weil der hat sich überhaupt nicht mehr auskannt, dass der auf einmal geht. Weil wir hätten ihn halt langsam vorbereitet. Das hab ich da ehrlich gesagt fürs Kindeswohl, ehrlich gesagt, sehr schrecklich gefunden. Das zweite, ich bin dann dagestanden mit der 1.100 Euro- Wohnung. Hm, dann hat die [XXX] von meinem Ex-Freund, (...) den zweiten Teil der Miete übernehmen müssen. Was sie dann tatsächlich ein ganzes Jahr lang gemacht hat, sogar. Ja, hm, ja aber auf jeden Fall habe ich dann, habe ich es nochmal eingereicht und ich habe dann trotzdem die Mindestsicherung sechs weitere Monate nicht bekommen. Weil sie dann wieder abgelehnt worden ist, mit dem gleichen Grund, obwohl er da nicht mehr da gewohnt hat. Dann sind zweimal Leute vom Landesverwaltungsgericht zu mir nach Hause kommen und haben alles durchsucht. Wirklich alle Kästen, alle Schränke, den Kühlschrank. Und dann, weil er, wirklich alles. Dann sind sie noch einmal in die Wohnung von dem Freund, wo dann mein Ex gewohnt hat, haben irgendwie ihn und den Freund rausgeläutet. (...) Der vom Gericht war eh wirklich extrem nett. Der hat gemeint, sowas hat er noch nie erlebt. Meistens, hat er gemeint, kommt er wo hin, und da wohnen dann fünf Leute, die gar nicht da wohnen sollen. Oder so. Aber dass er das bei einer Mutter mit Kind so genau machen muss, obwohl die... ja. Und dann nach sechs Monaten habe ich es dann endlich kriegt.

In der Zeit muss man sich mal vorstellen, ich habe kein Geld gehabt. Die Miete ist mir bezahlt worden, eben von der [XXX]. Wo ich gesagt habe, ich zahl´s irgendwann zurück. Essen habe ich mit der Caritas überbrückt.

Dann bin ich eben zum Jugendamt gegangen, und hab gesagt, bitte, ok wenn ich kein Geld schon hab, sie sollen schauen, dass mein Sohn eine Versicherung hat. Weil dass das irgendwie in Österreich möglich ist, und dann hat er den Namen von meiner Sachbearbeiterin angeschaut, (...) hat er schon gemeint, „oje, mit der wird´s schwierig“. Und dass das öfter schon vorkommen ist, dass da irgendwelche willkürliche Entscheidungen sind.

Ich hätte in Wien eigentlich ein offenes Studium. Das ist das nächste, mir fehlt ein Semester, ich hab´s aber nicht weitermachen dürfen. Weil eben, wenn ich die Mindestsicherung bezieh, entweder muss ich ganz dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stehen oder nicht. Mir fehlen sechs Prüfungen, ich hab keine Anwesenheitspflichten, (...) müsst nur mehr die Prüfungen schreiben. Hab ich halt auch nicht dürfen.“ (Doris)

Schließlich wird **Doris** die WMS doch zugesprochen, sie findet auch eine günstigere Wohnung, für die sie eine Pauschalmitiete, also inklusive Energiekosten, zahlt. Sie ahnt, dass dies ein Problem darstellen könnte, und fragt deshalb sowohl bei der Arbeiterkammer als auch bei ihrer MA 40-Referentin nach, ob sie den Vertrag abschließen kann. Beide Male erhält sie die Antwort, dass Pauschalmietten für den WMS-Bezug kein Hindernis darstellen. Tatsächlich wird ihr der Bezug aber gestrichen, als sie den Mietvertrag vorlegt. Wieder muss sie Einspruch erheben und warten, bis sie recht bekommt. Die neue Wohnung ist nicht nur ihr zu teuer, sondern auch der MA 40: Die Sozialarbeit erklärt Doris, man könne ihr wegen ihrer zu hohen Mietkosten leider nicht mit Essensgutscheinen aushelfen.

„Dann hab ich die Wohnung per Zufall gefunden, die war komplett zum Sanieren. (...) Das war das Einzige, was ich gefunden hab, hab die Wohnung selber hergerichtet und jetzt zahl ich da 800 € im Monat. Was ich mir eigentlich eh auch nicht leisten kann.

Dann hab ich vorher bei meiner Beraterin [von der MA 40] angefragt, ob´s irgendein Nachteil ist, wenn ich eine Pauschalmitiete hab. (...) Die von der MA 40 hat gemeint, gar kein Problem, natürlich ist Pauschalmitiete auch eine Miete. Dann hab ich nochmal bei der Mietrechtberatung von der Arbeiterkammer mich beraten lassen. Die haben auch gemeint, (...) Pauschalmitiete ist ganz klar eine,

die zu akzeptieren ist für alle Behörden. Dann bin ich da einzogen, eben hab umgemeldet die Adresse, Mindestsicherung gestrichen worden, weil mit Pauschaliete kann sie mir nichts berechnen. Das Gleiche wieder losgegangen. Wieder ein paar Monate ohne Geld in der neuen Wohnung, wieder übers Gericht, wieder Beschwerde einglegt, und das war die ganz gleiche Beraterin, gegen die ich damals schon bei Gericht gewonnen hab.

Die von der Sozialarbeit zB waren eh unterstützend. Aber da sind so die Auflagen ein Wahnsinn. Weil ich hab gesagt, ich hätt jetzt eine Wohnung, eben die, aber ich kann sie mir eigentlich nicht leisten. Und auch mit der Mindestsicherung, ich weiß nicht wie ich Essen kaufen soll. Ob's irgendwie die Möglichkeit gibt, wenn ich da einzieh, dass ich zumindest für die ersten Monate Essensgutscheine krieg. (...) Ich müsste theoretisch in eine günstigere Wohnung ziehn, dann könnten sie mich bei der MA 40 Sozialarbeit unterstützen mit Lebensmittelgutscheinen oder irgendwelchen besonderen Hilfen. Wenn ich in eine unleistbare Wohnung zieh, bin ich quasi wieder selber schuld. Ich hab geglaubt, ich fall vom Glauben ab.“ (Doris)

Nach vielen vergeblichen Bewerbungen erhält **Doris** Ende 2020 ein Verwaltungspraktikum bei der Stadt Wien. Es ist ein Job, der sie sehr interessiert und ihr nach einigen Monaten endlich auch ein gutes Einkommen bringt. Sie kann einen Teil ihrer Schulden zurückzahlen. Doch der 40-Stunden-Job und die Kinderbetreuung sind für ihre angeschlagene Gesundheit zu viel. Die Fieberschübe, Erschöpfungsanfälle und Schmerzen werden häufiger und schwerer. Schließlich muss sie eine achtwöchige Therapie machen. Die vielen Krankenstände kosten sie den Arbeitsplatz. Ihr Sohn ist inzwischen vier Jahre alt und zeigt die gleichen Krankheitssymptome wie seine Mutter: Ab 14 Uhr kann er nicht mehr im Kindergarten bleiben, weil er zu erschöpft ist, um mit den anderen Kindern zu spielen. Doris steht zum Zeitpunkt des Interviews vor einem neuerlichen Antrag auf WMS, hat die wenigen Prüfungen, die ihr auf der Uni noch fehlen, noch immer nicht nachholen können, lebt in einer Wohnung, die ihr eigentlich zu teuer ist, und ist krank. Vor einem neuerlichen Kampf mit den Behörden graut ihr.

„Die Arbeit taugt mir extrem und dort geht's. Ich hab dort eine Kapazität am Tag von ein paar Stunden, und dann geht halt nix mehr. Jetzt hab ich es halt immer für die Arbeit aufgebraucht. Und zu Hause lieg ich dann mit Fieber, kann mich nicht mehr bewegen. Kann meinen Sohn was vorlesen, aber ich komm einfach nicht mehr auf. Und so ist es halt gelaufen das letzte halbe Jahr. Und jetzt ist es halt körperlich immer schlimmer geworden.

Also insgesamt arbeite ich seit März. War schon zweieinhalb Monate schon im Krankenstand, nur ich, nicht einmal von meinem Sohn. Und das war wirklich nur, wo's gar nicht mehr gegangen ist, dass ich aufsteh, oder im Krankenhaus war. Und jetzt werde ich den Job eben wieder verlieren, haben sie mir vor ein paar Tagen gesagt, weil jetzt muss ich acht Wochen im Krankenstand sein, weil ich eine neue Therapie beginnen muss. (...) Dann werde ich wieder auf die Mindestsicherung angewiesen sein, die ich jetzt dann beantragen muss.

Jetzt ist noch rauskommen, dass er halt dasselbe hat. Dieselben Symptome, dieselben Blutwerte passen nicht. Nicht behandelbare Anämie.“ (Doris)

Erfahrungen mit **Behörden und öffentlichen Einrichtungen**, wie sie Doris in den vier Jahren gemacht hat, seit ihr Sohn auf der Welt ist, sind auch Ursula gut bekannt. Bei ihr haben sie mit der schweren Erkrankung ihrer Pfllegetochter vor nunmehr nahezu 20 Jahren begonnen. Auch sie tritt damals zum ersten Mal in Kontakt mit dem Hilfesystem, beansprucht zum ersten Mal Unterstützungsleistungen. Fast vom ersten Moment an treten Spannungen zwischen Ursula und den Institutionen auf, die sie konsultiert. Es gelingt ihr genauso wenig wie Doris, vollständigen Zugang zu den Unterstützungsleistungen zu erlangen. Die beiden eloquenten, klugen, selbstbewussten und organisatorisch starken

Frauen können mit dem Hilfesystem nicht umgehen – und das System nicht mit ihnen. Daraus entsteht ein richtiggehender Kampf, bei dem die beiden Frauen die eine oder andere Runde gewinnen, am Ende aber immer die Verliererinnen sind, denn im Zweifelsfall ist das System mächtiger. Und um ein bisschen vorzugreifen: Genau diese Erfahrung liegt auch hinter Georg, dessen Widerstand sich nicht so sehr gegen das Hilfesystem, sondern gegen andere Behörden und öffentliche Einrichtungen richtet. Aber auch er verliert den Kampf, mehr noch: Sein Widerstand hat Anteil daran, dass er in der WMS landet und dort bleibt. Karl hingegen, der sich erst vergleichsweise spät auflehnt (wenn man von der Schwarzarbeit als sozusagen latenter Opposition einmal absieht), bleibt in der Regel erfolgreich. Er widersetzt sich ebenfalls, kann aber viel besser als die anderen mit dem System umgehen. Allen ist gemeinsam, dass sie als anspruchsvolle Klienten und Klientinnen auffallen, deren Beratung und Betreuung aufwändig, schwierig und nicht immer angenehm ist.

„Grad bei der MA 40, wenn du da hinkommst, hast du schon das Gefühl, so wie wenn ein Kontrolleur kommt. Ich weiß nicht, ob Sie das kennen in der Straßenbahn. Man hat ein komisches Gefühl, auch wenn man immer mit Fahrkarten fährt, man hat ein komisches Gefühl. Ich denk mir oft, ist der eh nicht abgerennt. Obwohl ich eine Jahreskarte habe. Und genauso ist es dort irgendwie, dass du schon per se, dass du das Gefühl hast: ui, hoffentlich habe ich nichts falsch gemacht. (...) Man kommt sich nicht vor wie beim Kundenservice, sondern wie bei der Einvernahmestelle.

Ich habe diese Autoritätshörigkeit nicht. Das ist halt Segen oder Fluch, man weiß es oft nicht. Aber ich bin mir halt dessen bewusst, dass die für MICH angestellt sind. Und wenn es keine Mindestsicherungsbezieher gibt, dann gibt es denen ihren Job nicht einmal. Und dann können sie mit ihrem Studium aufs Arbeitsamt geben, weil das gibt's dann vielleicht noch. Das ist mir durchaus bewusst. Es ist jetzt nicht so, dass ich da jemanden traktier oder das ich da jetzt, also es gibt da sicher auch unangenehme Mindestsicherungsbezieher. Ja. Aber ich glaube NICHT, dass ich da dazugehöre. Ich mache niemandem das Leben schwer, oder irgendwie, dass ich sag, „haha, Du musst ja das für mich tun“. Überhaupt nicht. Ich habe eher so den Teamgedanken. Ich bin der, der Dir den Auftrag gibt, der Dir dein Arbeiten ermöglicht. Und Du tust Dein Bestes, Deinen Job zu tun.“ (Ursula)

Gleich am ersten Tag der Erkrankung ihrer Tochter enthüllt sich für **Ursula** das menschenfeindliche Gesicht der Behörden. Dass sie sich an diese wenig bedeutende Begebenheit überhaupt erinnert, weist darauf hin, dass genau da ihr Kampf mit den öffentlichen Einrichtungen beginnt. Sie verbringt den Tag in einer Maßnahme des deutschen Arbeitsamts und sorgt sich um das Mädchen, das bei der Tagesmutter ist. Die Trainerin steht gerade vor einem Urlaubsantritt und will nicht krank werden. Als sie erfährt, dass Ursulas Tochter eigenartige Beschwerden hat, reagiert sie hysterisch und schickt Ursula weg. Sorge um die Gesundheit des Kindes scheint die Frau nicht geäußert zu haben. Doch es kommt deutlich schlimmer: Ursula kann die Maßnahme aufgrund der sich überstürzenden Ereignisse nicht weiter besuchen und wird vom Arbeitsamt deshalb angerufen, während sie gerade in der Intensivstation um das Leben der Tochter fürchtet. Sie erklärt die Situation, doch das ist nicht der vorgesehene Behördenweg. Sie fällt ohne Bezug aus der Maßnahme, ergreift aber trotzdem keine Schritte, um wieder hineinzukommen, sondern beginnt, das Leben der Familie aus ihren Ersparnissen zu finanzieren. In Deutschland, wo sie nach der Transplantation aus medizinischen Gründen noch ein Jahr bleiben muss, kämpft sie weiter: zB mit der Schule, die das behinderte Mädchen nicht aufnehmen möchte, oder mit der Aufenthaltsbehörde, die das Wertpapierdepot nicht als Sicherheit akzeptiert, sondern ausschließlich Bargeld auf einem Konto.

„Da bin ich in den Kurs, und die Kursleiterin hat gesagt, nicht dass mich wer ansteckt, weil irgendwo wollte sie hinreisen“. Und ich habe mir so Sorgen gemacht, dass mein Kind da jetzt bei der Tagesmutter liegt – genau so war das – und ist da ganz blass und gelb und so. Und ich habe zu ihr

gesagt, „ich war heute Vormittag mit meiner Tochter beim Arzt, ich weiß nicht, die ist so gelb, vielleicht hat sie Gelbsucht irgendwas“. UND SIE SAGT, „GEHEN SIE WEG, GEHEN SIE WEG, GEHEN SIE SOFORT NACH HAUSE“. Sag i, „das heißt, ich darf nach Hause gehen“. „JA, GEHEN SIE NACH HAUSE.“ Genauso. Das war lustig.

Ich sitz auf der Intensivstation, ruft das Arbeitsamt an. Ich habe die komplett vergessen, dass ich in den Kurs, ich hab wirklich, ich hab es einfach vergessen, dass ich dorten hin soll. „Sie waren nicht im Kurs, und was soll das und überhaupt. Und Ihnen wird alles gestrichen, Sie kriegen kein Geld mehr“. Sage i, „ich sitze auf der Intensivstation, meine Tochter, ich weiß nicht, ob sie überlebt und wenn, dann wird sie transplantiert“. „Das interessiert uns nicht, das wird jetzt gestrichen. Kommen Sie jetzt am Montag zum Kurs oder nicht?“ „Nein.“ „Dann wird es gestrichen, dann kriegen Sie kein Geld mehr.“ Von heute auf [morgen] überhaupt kein Geld mehr gekriegt.“ (Ursula)

Sie erhält in dem Jahr in Deutschland keinerlei Unterstützung, weder finanziell noch praktisch. Doch um Letzteres bemüht sich **Ursula** gar nicht, sondern übernimmt wieder die Funktion der „Löwenmutter“, die das eigene Kind besser betreuen kann als alle anderen. Auf das finanzielle Fallnetz, das sie bis dahin immer aufgespannt hatte, um die risikoreiche Lebensführung abzusichern, verzichtet sie ab der Erkrankung des Mädchens, mehr noch: Sie verbraucht die Reserven. Ab jetzt wird Ursula tatsächlich zur *Hasardeurin*. Sie unterwirft ihr eigenes Leben völlig dem Wohlergehen der Tochter und der Suche nach einer Möglichkeit, die Behinderung rückgängig zu machen, bestärkt durch die Ärzte und Ärztinnen, die ihr die Wahrheit nicht ins Gesicht sagen – vielleicht weil ein ärztlicher Kunstfehler bei der Operation vermutet wird, wie zB sehr viel später von einem Arzt in Wien gemutmaßt wird.

„Ich musste nachweisen, dass ich genug Geld hab, um überhaupt in Deutschland leben zu können. (...) Ich hatte damals Wertpapiere. Da haben sie gesagt, „das ist ja nichts“. „Was heißt, das ist ja nichts?“ Nein, das muss ich jetzt alles verkaufen, bar, auf ein Konto legen, dann gilt das erst, dann ist es bar, dann ist es Geld. (...) Wenn ich das alles nicht gehabt hätte, dann hätten sie mich heimgeschickt. Sag i, „mit einer frisch Transplantierten hättet Ihr mich an die Grenze geschickt oder wie?“ Was ich schon mitgemacht habe mit Ämtern, glauben Sie mir, das ist-. Ja. Naja wie auch immer. Gott sei Dank hatten wir das und konnten als Privatiers leben und haben da keine Sorgen in dem Sinn gehabt. Ich habe halt alles, mein Lebenswerk sozusagen war verkauft.

Es war überhaupt nicht daran zu denken, irgendwas zu arbeiten, irgendwas zu tun. Es war eigentlich nur daran zu denken zu überleben. Und das Kind eben irgendwie zu integrieren.

Das Traurige ist, dass mir nie wer gesagt hat, dass das mit der [XXX] vielleicht nie mehr anders wird. Und als Mutter hast du halt immer die Hoffnung.“ (Ursula)

Nach Österreich zurückgekehrt, sucht **Ursula** die besten Privatschulen für das Kind und zieht dann stets in die Nähe dieser Schulen. Ihr Wiedereinstieg ins Erwerbsleben ist zweitrangig und bleibt das auch, obwohl sie sich sehr wohl aktiv und initiativ darum bemüht, für den Lebensunterhalt wieder selbst aufzukommen. Aber sie wird nicht jünger, ist inzwischen schon älter als 40 Jahre. Hinzu kommt, dass sie dem regulären Erwerbsprozess zu lange ferngeblieben ist, was dazu führt, dass ihre ehemals für anspruchsvolle Jobs ausreichende Qualifikation nur noch für Hilfstätigkeiten genügt. Hier macht sich ein Arbeitsmarkttrend der letzten Jahrzehnte bemerkbar: Ausbildung und Qualifikation werden immer wichtiger und legen die Karrieremöglichkeiten fest. Für Tätigkeiten, die man in den 1980er Jahren noch mit einem HAK- oder HTL-Abschluss ausüben konnte, muss man inzwischen einige Semester an einer Universität vorweisen. Aus der „Chefssekretärin“ mit HAK-Matura sei in ihrer langen Abwesenheit vom Arbeitsmarkt die „Assistentin der Geschäftsleitung“ mit Uni-Abschluss geworden, erklärt Ursula. Damit sei ihr alter Job für sie unerreichbar geworden. Das bemerkt sie, als sie in einer Landeshauptstadt auf einer vom AMS geförderten Stelle zu arbeiten beginnt. Der Job macht

ihr Spaß, die Firma würde sie auch übernehmen, aber nur als kaufmännische Hilfskraft mit dementsprechend geringem Gehalt. Ursula fühlt sich ausgebeutet und entwertet, sie vermutet außerdem, dass das Unternehmen nur die Förderungen des AMS einstecken wollte. Das Job-Angebot lehnt sie ab. Eine lange Pause in der Erwerbsbiografie ist also auch ein Hasard-Spiel.

„Die Firma, die war in der Werbebranche. Da habe ich Fernsehminuten verkauft. Und da hat es keinen gegeben, lustig, die haben das eigentlich als Hauptjob gehabt, es hat aber keinen gegeben, der sich getraut hat, kalt zu akquirieren, also fremde Leute unvorbereitet anzurufen. Der Job war eigentlich der, dass du dir einen Ort suchst. Dass du den Bürgermeister anrufst und ihm klar-machst, dass das Wichtigste, was er jetzt braucht, ist Werbezeit also für seinen Ort in dieser Sen-dung. Also es klingt so, wie es ist. Es ist ein Job, da musst dich einfach trauen, fremde Leute anru-fen (...). Da war ich damals, das war ein Projekt vom Arbeitsamt. Die haben sozusagen mich be-zahlt zum Großteil. Ich habe mal, weil ich ja sehr viel telefoniert habe, das war ein Raum, wo der eine Chef halt gesessen ist, der andere Raum war nur zum Kopieren. Habe ich gesagt, so kann ich nicht arbeiten. Ich brauch Ruhe beim Telefonieren, ich will mich dort reinsetzen. Dann habe ich mein Büro gehabt, habe mich dort ausbreiten können. (...) Dann ist es darum gegangen, ob die mich übernehmen halt, das war das eigentlich, um was es gegangen ist bei dem Ganzen. (...) Dann haben sie mir am Abend hingelegt in einer Mappe einen Vertrag. Sie wollten mich anstellen als kaufmännische Hilfskraft. Mit einem lächerlichen Gehalt. Kaufmännische Hilfskraft! Und dann habe ich gesagt, „also wenn das Euer Ernst ist, dann gehe ich“. Und die hamma wirklich-, die hamma zugeschaut, weil die haben gedacht, gleich setzt sie sich nieder. Die kann doch nicht ihre geliebte Arbeit und alles, was sie vorbereitet hat, und alles, was sie aufgeschrieben, und alles, was sie in Struktur gebracht hat, ... Aber ich habe gesagt, na, des-. Weil erstens einmal habe ich eine Ausbildung – eine Hilfskraft, eine kaufmännische Hilfskraft, die allein alles macht, die ganzen Sen-dungen verkauft, wo die Tausende Euros verdienen.“ (Ursula)

Ursula verlässt sich jedoch nicht allein auf ihren alten Beruf, sondern bereitet auch eine selbstständige Tätigkeit als Beraterin, Mediatorin und Trainerin vor. Dafür absolviert sie mehrere kostspielige Ausbil-dungen. Freiberuflich zu arbeiten, erscheint ihr reizvoll, weil sie so die Betreuung ihrer Tochter besser mit dem Beruf vereinbaren könnte. Doch als sie mit der Selbstständigkeit tatsächlich starten möchte, bemerkt sie, dass dies mit einem Mindestsicherungsbezug nicht vereinbar ist. Wann genau sie das erste Mal Mindestsicherung beantragt hat, weiß Ursula nicht mehr. Inzwischen ist sie aber von der Mindestsicherung abhängig. Nun erfährt sie, dass ein aktiver Gewerbeschein, unabhängig davon ob ein Umsatz vorliegt oder nicht, einen Mindestsicherungsbezug verhindert. Ihr Plan, das selbstständige Einkommen so lange mit der Mindestsicherung „aufzustocken“, bis ihre Tätigkeit genügend Einkom-men abwirft, ist unrealistisch. Sie bekommt zu spüren, dass Ein-Personen-Unternehmer*innen in Ös-terreich sozial schlecht abgesichert sind, deutlich schlechter als unselbstständig Erwerbstätige. Das Verhalten der Mitarbeiter*innen in den Sozialämtern (keineswegs nur in Wien) empfindet sie als schi-kanös, sie versucht sich zu wehren, doch die Selbstständigkeit scheitert, da sie keine Möglichkeit fin-det, die erste Phase zu überbrücken, in der der Umsatz nicht ausreicht, um eine Familie zu finanzie-ren. Und so findet auch sie in der Schwarzarbeit einen Ausweg, allerdings nicht in großem Ausmaß.

„Ähnlich ist es mit der Selbständigkeit, die du offiziell nicht machen kannst. Weil wenn ich mich jetzt selbstständig mache, verdiene ich nicht von heute auf morgen so viel, dass ich meine Räum-lichkeiten zahlen muss, das ich leben kann, dass ich alle Abgaben zahlen kann, das geht nicht. Zu-mindest in dem, was ich gelernt hab, kann ich das nicht, dass ich das von heute auf morgen ver-diene. (...) Bei der MA 40 hab gesagt, „ich möchte mich jetzt selbstständig machen. Wie ist das dann? Bringe ich Euch die Einnahmen-Ausgabenrechnungen oder wie geht das dann?“ Haben sie gesagt, „ja pff, sobald Sie einen Gewerbeschein haben, kriegen Sie gar nichts“. Sage ich, „wir wer-

den nicht leben können davon“. Sagt er, „das ist doch uns egal“. Also ich habe wirklich definitiv gefragt, ich war halt so naiv, ich habe geglaubt, jeder wird erhalten. Aber es wird nur der erhalten, der möglichst nichts tut. Der gezwungen ist, nichts zu tun.

Einmal ist es mir wirklich passiert, da bin ich übersiedelt und habe einen Gewerbeschein gehabt, der aber ruhend gemeldet war. (...) Auf alle Fälle haben die mir einen Brief geschrieben. Hähä, naja hähä haben sie nicht geschrieben, aber das war so zwischen den Zeilen: Wir sind draufgekommen, dass Sie nebenbei Geld verdienen, bringen Sie sofort alle ihre Unterlagen, was Sie verdienen. (...) Darauf habe ich geschrieben, bitte sagen Sie mir sofort, wo ich was verdiene. Ich möchte immerhin das Geld auch einnehmen, von dem Sie sagen, dass ich es kriege. (...) Wie ich hingekommen bin, sind so gesessen, dass ich gedacht habe, diese Leute sind ja echt gestört. „Ja, wir sind draufgekommen, Sie haben einen Gewerbeschein“. Sage ich, „ja und?“ Weißt eh, das war gar nicht die Reaktion, die sie erwartet haben. „Ja, was verdienen Sie damit?“ „Wo haben Sie da nachgefragt, haben Sie da auf der Handelskammer nachgefragt? Haben die Ihnen auch gesagt, dass der ruhend gemeldet ist, dass ich gar nichts mache?“ „Beweisen Sie uns das.“ Sag ich, „das könnten wir gleich tun“. „Nein, Sie bringen uns das!“ Da bin ich halt hingepilgert.“ **(Ursula)**

Mit der Zeit kehrt **Ursula** endgültig nach Wien zurück, arbeitet dann einige Jahre knapp über der geringfügigkeitsgrenze für eine gemeinnützige Einrichtung und bezieht ergänzend Mindestsicherung. Die berufliche Weiterbildung, in die sie viel Geld investiert hat, bleibt ungenützt. Die AMS-Maßnahmen, die sie besucht, empfindet sie als schlecht und sinnlos. Ihre Bewerbungsschreiben führen kein einziges Mal zu einem Vorstellungsgespräch. Ein Trainer erklärt ihr einmal, dass zu viel Qualifikation auch nach hinten losgehen kann: Welcher Chef nimmt schon eine Mitarbeiterin, die viel besser qualifiziert ist als er selbst? Sie solle doch mindestens die Hälfte ihrer Ausbildungen aus dem Lebenslauf streichen.

„Ich habe mein ganzes Leben und mein ganzes Geld ausgegeben für Ausbildungen. Also ich bin bestens ausgebildet. Und was nutzt's?

Einmal hat einer was gesagt, wo ich glaube da liegt sehr viel daran. Der hat gesagt, „das müssen Sie einmal alles ausstreichen“. Sage ich, „wieso?“ Sagt der, „wenn Sie sich wo bewerben und der, der das liest, hat zehnmal weniger Ausbildungen als Sie, na glauben Sie allen Ernstes, dass der Sie anstellt?“ **(Ursula)**

Die Covid-19-Pandemie bringt insofern eine Veränderung, als die immunsupprimierte Pflgetochter, um eine Ansteckung zu verhindern, nicht mehr in der geschützten Werkstätte arbeitet. **Ursula** beschließt, sich vom AMS abzumelden und die Tochter zu betreuen. Die Pflegegeld-Regelung macht dies möglich. Sie ist 57 Jahre alt und meint, dass sie jetzt auf die Pension warte, dann werde es nämlich möglich sein, nebenbei selbstständig zu arbeiten und etwas dazuzuverdienen.

„Es ist nicht so, dass i gleich aufgeben hab. Aufgeben hab ich jetzt mit Corona. Weil ich sag, das wird-. Ich betreue jetzt die [xxx], und ja. Es geht ja Gott sei Dank nichts verloren, was man da oben drinnen hat. Also es ist ja nicht so, wer weiß was noch kommt. Für mich ist eigentlich das einzige, wo ich mir sage, ich könnte noch arbeiten und was verdienen, ist, wenn ich in Pension bin. Weil dann darf ich was dazuzuverdienen.“ **(Ursula)**

Karl begnügt sich auf Dauer nicht mit seiner Tätigkeit als Fahrer und Fahrlehrer, er möchte höher hinaus und gründet im Lauf der 1970er und 1980er Jahre drei Firmen, die jedoch alle drei scheitern: einen Großhandel für Plastikgeschirr, einen Botendienst und eine Modellagentur. Für jede der drei Geschäftsideen nimmt er bei der Bank hohe Kredite auf, nicht immer fließt das so gewonnene Geld vollständig in den Aufbau der Unternehmen, sondern auch in Karls private Geldbörse. Am Ende steht

Karl mit Bankschulden in der Höhe von 271.000 Euro da, aber ohne Firma. Es sei damals ein Kinderspiel gewesen, einen hohen Kredit zu bekommen: Ein A4-Blatt mit einem groben Investitionsplan habe gereicht, um binnen 24 Stunden das Geld zu bekommen. Die Zeiten hätten sich eben sehr geändert, erklärt Karl. Jede Selbstständigkeit bedeutet ein hohes Risiko, diese aber auf Basis von Krediten zu versuchen, die in keiner Weise abgesichert sind, ist einmal mehr ein Hasard-Spiel.

„I: Sie haben’s versucht mit selbstständig, oder wie haben Sie das?“

Jo, versucht, jo, hab i’s versucht, sag ma’s so. I geb Ihnen recht, ich hab’s versucht.

I: Naja, und hat nicht klappt?“

Nein. Des kann i eindeutig mit Nein. Warum hat’s net klappt? I weiß schon, dass S’ was hören wolln aber ... Warum hat’s net klappt? Bleib ma bei der einen Milli, (...), na de de hob i am Konto ghobt, bin obegangen, hob ma a neichs Auto kauft und des und do und hin und her. (...) Also i war scho selber schuld aa.

I: Aber Sie haben das schon probiert mit die Firmen? Oder haben S’ das Geld gleich?“

Na, i hab des immer probiert. Also auch mit Partnern und so weiter, des hab i schon probiert. (...) Einmal hab i Plastiktrümmer verkauft, also in Großhandel, dann hab i, woart wos hob i no ghobt, Plastikfirma, Botendienst, die dritte war a Modellagentur. Na des woar so, des woarn Versuche. San halt schief gangen, kann scho, kann passiern.

Bin auf d’Bank gangen, hob gsogt i brauch a Million, der hot gsogt jo, hat mas gebn. Um neun Vormittag war i auf da Bank, um drei Nachmittog hob i’s ghobt. Des warn ja andere Zeitn, muss ma oiso dazuasogn, net. Oba des, jo, des. I hob ja keine Schuldn bei kleine Leut.

Also i hob Schuldn wie a Staboffizier. (...) Jo jo, des des san 271.000, die kann i vergessn, die kann i nia in mein Lebn zahln, na.

70er Jahr, 80er Jahr, 90er Jahr, des hab i überall mitzagt, net. Da hob i keins mehr ghabt, hob i’s aa mitzagt, net. Da is einmal im Jahr da Exekutor vor da Tür gstandn, hat gsagt, „Servas, was host?“, sog i, „Nix, Wiederschaun“. Der is wieder gangen, die Gschicht hat si erledigt.“ (Karl)

Höher hinaus möchte **Karl** auch noch auf eine andere Weise. Er beginnt, sich politisch zu engagieren, und arbeitet ab der ersten Hälfte der 1990er Jahre, unangepasst wie er nun einmal ist, für das eben gegründete Liberale Forum auf Bezirksebene. Karl wird Bezirksrat und erinnert sich gerne an die Besuche bei der Parteichefin in der Kantine des Parlaments, wo er Seite an Seite mit den Größen der damaligen politischen Landschaft gesessen ist. Karl kommt auf diese Weise in die Nähe der Macht und des guten Lebens, das er anstrebt. Und er kann auf institutionalisierte Art und Weise in Opposition zum System gehen, ohne dabei selbst Schaden zu nehmen.

Ab dem Jahr 2000 funktioniert **Karls** Lebensentwurf nicht mehr: Fahrer und Fahrlehrer werden mittlerweile sehr viel schlechter bezahlt als in seinen Anfangsjahren, und die Arbeitsbedingungen sind schlechter geworden (s. S. 70). Er lässt sich von seiner Frau eigentlich nur zum Schein scheiden, damit sie nicht von seinen hohen Schulden belastet wird, trotzdem verlässt er sie schließlich, um mit seiner Freundin zusammenzuziehen. Mit etwas über 50 Jahren steht er beruflich und privat vor dem Nichts. Er meldet sich beim AMS, aber die Aussicht, Kurse besuchen zu müssen, macht ihn unglücklich. Deshalb versucht er, in Frühpension zu gehen. Es folgen Ablehnung, neue Anträge und Einsprüche, also ein Kampf mit den Behörden, bis er 2006 schließlich aus gesundheitlichen Gründen – er hat starke Rückenprobleme – die Pension tatsächlich zugesprochen bekommt. Es ist nur die Mindestpension, denn in den 33 Jahren, in denen er gearbeitet hat, scheinen bei der Versicherung gerade einmal 17 Jahre auf. Alles andere war Schwarzarbeit: „*Schall und Rauch*“, wie Karl es selbst ausdrückt. Von MA 40 und MA 50 erhält er zusätzlich Miet- bzw. Wohnbeihilfe.

„[Betreiber der Fahrschule] hot eh zu mia gsogt, „No wos is Karl, wüst net komma?“ Sog i, „Na, wos wos wüst ma zoihn? Nur wennst ma an Tausender am [Tag] gibst“, sog i, „und des verdienst net“. Er hot 18 Auto und drei Foahrschuin, ok, des stimmt. Sogt er, „an Tausender wüst?“. Sog i, „jo an Tausender wü i“, war eh für mich klar, dass das nicht mehr möglich ist, net.

I bin 2000 komplett arbeitlos wurdn. Also, de Foahrschul, do is ois aus gwesn, und woar i beim Arbeitsamt, hot der gsogt, „Na miassn S' in an Kurs“, sog i „Na, ich reich de Pension ein“. I hob mi wirklich mit da Pension umegspült. De Bescheide hob i goar nimma mehr oba des woar alles mit da Pension. Und 2006 hob i dann klogt, und guat, da woar i mim Kreuz, mei Kreuz is kaputt, da hob i so a Gstell ghobt, da hob i fiachtalich ausgschaut, und, naja, aufegongan, und der hot gsogt, „jo passt, gengans“, und die Gschicht woar erledigt, net. (...) Mit 56 bin i eigentlich gongan. (...) Mit da Mindestpension, kloar. Des is logisch. Schaun Sie, i hob zammbrocht 17 Joahr in mein gonzn Lebn. Und des san net sehr vü für d' Pension, net. Der Rest, des is ois Schall und Rauch.

Die meisten sogn, „Bist deppat, host eh Dei gonzes Lebn gorbeitet“, sog i, „Na, oba ogmeldet woar i net.“ Sog i, „des ändert jo nix. I bring nur 17 Joahr und a paar zernepfte zsohm.“ **(Karl)**

Das Leben mit der Mindestpension bedeutet einen sozialen Abstieg im Vergleich zu seinem frühen Leben, der sich am besten in einer Gemeindewohnung festmachen lässt, die Karl kurz nach der Pensionierung bekommt: 19 m² im 10. Bezirk in der Nähe des Reumannplatzes, nur mit einer teuren Elektroheizung zu erwärmen. Fernwärme möchte man in die Wohnung nicht einleiten. **Karl** beginnt zu kämpfen: Er schickt die Geschichte des Mindestpensionisten in der winzigen Gemeindewohnung ohne Fernwärme an eine Konsumenten-Fernsehsendung, die sie tatsächlich im Hauptabendprogramm bringt. 14 Tage später ist die Fernwärme eingeleitet. Bis heute ist er stolz darauf, dass er die obersten Vertreter*innen von Wiener Wohnen und Wien Energie zum Einlenken zwingen konnte. Inzwischen ist Karl in seinen Heimatbezirk jenseits der Donau gezogen, wo er eine moderne und größere Gemeindewohnung bekommen hat.

„De hot jo nur ghobt 19 m² de Wohnung. (...) 19 m² is a Wohnsinn, net.

[Fernsehsendung] angeschriebn, Mindestpensionist, blah blah. 14 Tog, glaub i, hot's dauert. Donn kriag i an Onruf von an Redakteur von [Fernsehsendung], „wir tätén uns des gern oschaun“. „Jo, jo, kummts her“. San herkomma, hobn des ois gfülm. (...) Mia hot sogoar da Chef von da 50er, da domolige, ich nehm o dass da domolige woar, mi ogruafn, „Nein, Sie bekommen das herein. Das war a Irrtum von uns“. Sog i, „jo, bei Eich is imma ois a Irrtum“. (...) Na kloar, wannst im Hauptabendprogramm im Fernseh'n bist, zuckn s' aus. Weil die Chefin von da Fernwärme woar damois no a junge. Sogt s' „Jo wos bistn net zu mia kumma?“ Sog i „Na wos glaubst, wann i zu dia kumma war, hättst gsogt, wos wüstn, schleich di“. War net amoi ins Büro kumma. Sog i „Jetzt dazöhst mas, wie d'Kamera do is?“ (...) Leida es is wirklich so, net.“ **(Karl)**

2019 wird dann schließlich auch das Problem mit den Schulden durch einen Privatkonkurs gelöst, den erst eine Änderung der Gesetze überhaupt ermöglichte. **Karl** hat seither ein betreutes Konto und muss monatlich 20 Euro auf fünf Jahre zurückzahlen, ein symbolischer Beitrag, wie er selbst weiß. Trotzdem hat ihn der Privatkonkurs tief getroffen, offenbar hat ihm die Gerichtsverhandlung vor Augen geführt, was alles in seinem Leben schiefgegangen ist. Jedenfalls verschlechtert sich gerade in der Zeit rund um die Konkursverhandlung sein Gesundheitszustand so merklich, dass es auch seinem Freundeskreis auffällt. Wieder einmal spiegelt der Körper eine psychische Belastung.

„I: Irgendwie hätt i ma erwartet, dass (...) Sie den Privatkonkurs früher hätten machen müssen. (...) I hab ihn net machen können, weil erstens war ma die Summe zu hoch. Und zweitens habn s' gsagt „Jo, da musst fünf Jahr und des kost und do und“, und do hob i gsogt, „lasst's es bleibn“. Und

dann habn s' das Gesetz gändert, aa fünf Jahr, ober alles pomali, nicht sonderlich anstrengend, no dann hab i's gmacht. Und d'Gschicht hat sich erledigt.

20 Euro zahl i im Monat Konkurs auf fünf Jahr. Des is, hab i gsagt, des is a Heckl, des is ja nur a Tropfn am heißn Stein, net. (...) Aber woar eh a Kampf genug, aber wurscht. 20 Euro, des kann i verkraften, net. (...) Hab's eigreicht, eh über die Schuldnerberatung, und de habn mir des gmacht und bin hingangn [zu Gericht], der hot se des Kappl aufgesetzt, hot gsagt 20 Euro im Monat, auf Wiedaschaun. Und da san zwölf Rechtsanwälte gessen, de san zsombbrochn. Der hot gsagt „Sie kennen ruhig nein sogn, er kriegts trotzdem“, der Richter.

Ob an gewissen Alter, i muss Ihnen ehrlich zuagebn, i hob wirklich obbaut. Jetzt werd i 71, mit 69 hob i SO obbaut. Des sehen sogoar meine Freund, de hobn gsogt, „Wos is mit dir?“. Wonn ma in a Lokal gehn und i siach a Frau, no siach i's hoit, is ma wuarscht. Vor drei, vier Joahr wär i no, oba jetzt da, na, na, muss i Eahna ehrlich sogn, freilich hob i Freundinnen, oiso Bekannte, aber do spielt sich nix o. Und wonn i sog nix, man i wirklich nix.“ (Karl)

Als **Georg** seinen Abschied vom Bundesheer nehmen muss, kommt ihm die Familie seines Vaters, die bis dahin in der Lebensgeschichte nicht aufgetaucht ist, großzügig zu Hilfe. Sein Onkel finanziert ihm eine Segelyacht in der Ägäis über ein Offshore-Konto.

„Mein Onkel hot (...) gsogt, „ (...) Moch di selbstständig. Geh ins Ausland. Moch wos. Schau da die Welt an. Tua wos“. Und er hat mir dann die Möglichkeit, einen Start ermöglicht. Der hat mir a Schiff gekauft, a Segelschiff mit zwa Mostn, drum sog i, es is a sehr komplexe Geschichte. Und i hob donn in Griechenland begonnen mit mein Segelschiff. Also, zuerst hob i als Honorarskipper gearbeitet für a Firma und donn während dieser Zeit, also woar diese Ankaufsgeschichte, die gonze Firma, offshore Firma. Also, i kenn mi do sehr gut aus mittlerweile, wie des in Jersey abrennt. (...) In Griechenland hob i donn begonnen mit mein Schiff, mit Kunden, mit deutschen Kunden, mit ana Münchner Agentur, Charter zu fahren. Des woar recht spannend, muass i sogn, und recht lehrreich und sehr... und des woar a ganz a andere Welt.“ (Georg)

Auch privat vollzieht **Georg** einen Bruch und lässt sich scheiden. Nun könnte er sich mit dem Schiff in der Insellandschaft ein schönes Leben machen, Touristen und Touristinnen herumfahren sowie Tauchtrips anbieten. Das macht er auch, aber das reicht ihm nicht. Er hat zwar keine depressiven Verstimmungen nach dem wenig angenehmen Herausschmiss aus dem Bundesheer, aber das Bedürfnis, seinen erfolgreichen Weg fortzusetzen: diesmal mit den Mitteln seiner Familie väterlicherseits, der erfolgreichen Unternehmer*innen. Er möchte auf einer der Inseln ein Rettungshubschraubersystem ins Leben rufen, finanziert durch eine Seilbahn, die vom Hafen in das am Berg liegende Städtchen führt. Er bleibt also sozusagen ein „Retter“, bleibt in einem Feld, in dem er zu Hause ist. Die Pläne sind hochfliegend, die Partner windig, die Verflechtungen von Politik, Wirtschaft und – so nimmt es Georg wahr – Geheimdiensten undurchsichtig und das Interesse für eine Weile sehr hoch. Aber eben nur für eine Weile, das Projekt fällt in sich zusammen, und Georg findet sich mit kaum Geld in der Tasche am Flughafen Schwechat wieder. Ohne Wohnung, aber mit einem Haufen Schulden, denn während der Zeit in Griechenland ist er seinen finanziellen Verpflichtungen in Österreich nicht nachgekommen: hat keine Rechnungen bezahlt, und auch nicht den Unterhalt für seine beiden Kinder. Beides sei nicht seine Schuld, erklärt er: Die Rechnungen seien manipuliert worden, den Unterhalt habe der Onkel zu zahlen versprochen.

„I hob ma einbildet, i mecht in Griechenland a Rettungshubschraubersystem aufstellen. Und i hob a Aktiengesellschaft in Griechenland gegründet, ja. Weil i wollte meinem Onkel beweisen, ich kann auch eine AG gründen.“

*Jetzt ist die Firma [Seilbahnhersteller] aufgewacht, nur um zu wissen, was alles möglich ist. De san afoch kumma. I hob mei Stammkapital investiert ghobt, jo. I hob mei Firma gegründet ghobt. un-
ter anderm war mein Schiff ein Teil des Stammkapitals. Und die Firma [Seilbahnhersteller]: „Is alls
ka Problem, mia mochn a Exportfinanzierung 25 Millionen, wennst a Seilbahn bauen willst“, ohne
dass i ihnen a Sicherheit hob beibringen können, 25 Millionen aufgestellt woardn. Schilling.*

*Da Amerikaner (...) hot gsogt, „Ihr seids Genies, Ihr zwa“. Mia san gesessn auf da Insel und hobn
herumphilosophiert, was kennt ma nit alls erfinden. (...) . Der [XXX] woar, wie gsogt, IT-mäßig ein
unglaublich begabter, fast autistischer Mann. Des haßt, I woar so da philosophische Führer und er
woar so da Is-des-mochboar, vor allem von da IT-Seitn.*

*Dann auf einmal, von aner Sekunden auf die andere, jegliche Unterstützung is uns entzogen
wordn. Ich weiß bis heute nicht ganz, was es war.*

*Sag i „Jo, uns geht die Kohle aus. Wir verhungern auf ausgestreckter Hand. Wir haben die Zusagen
alle, aber es geht nix weita. Es steht auf einmal momentan alls“. Sogt er „Jo, na des is irgendwie
des Problem dieser Platz hier, schauns amoi do is da Hang, der is gor net anfliegbar“. Sog i „Jo,
aber des is mit EU-Mittel baut wordn“. Des hot jo irgendjemand genehmigt.“ **(Georg)***

Georg setzt den Beginn seines Weges in WMS mit der Ankunft am Flughafen an und sagt uns damit, dass er davor alle Chancen gehabt hätte, erfolgreich zu sein, danach aber nicht mehr. Tatsächlich nimmt der Weg aber wohl mit dem Wunsch, einen „Skandal“ aufzudecken, seinen Ausgang, mit der Selbstüberschätzung, dass sein Widerstand gegen ein hierarchisches System, das Gegenrede nicht zulässt, erfolgreich sein könnte. Und Georg setzt den Weg mit einem schwindelerregenden Unternehmensprojekt fort, das in keiner Weise abgesichert ist, statt die sichere Variante als Yacht-Kapitän für Touristen-Ausflüge zu wählen.

*„Ich war dann wieder in Österreich. Und plötzlich komplett mei gonzes Geld alles war weg. I hob
alls investiert ghobt. Mei Schiff is in Griechenland ghängt. Mei Firma is in da Luft ghängt und i bin
auf einmal obdachlos in Wien gestanden. Ausm Flieger ausgstiegn mit genau 100 Schilling umge-
rechnet. (...) I woar de facto a Sozialfoll. Von ana Sekunden auf die ondare. So, und des woar ei-
gentlich der Beginn, muass i sogn, meiner Karriere Richtung Sozialhilfeempfänger, Mindestsiche-
rungsempfänger.“ **(Georg)***

In Wien bewegt sich **Georg** noch eine Weile im Umfeld der „großen“ und erfolgreichen Welt, wenn auch an deren Rand. Eine Weile nützen ein Freund, der aus dem Hochadel stammt, und er die nach wie vor bestehende Firma in Griechenland, um in Österreich Geschäfte zu machen. Aber Georg ist nur mehr der gewerberechtliche Geschäftsführer und bekommt dafür einen monatlichen Betrag, der ungefähr der Mindestsicherung entspricht.

*„Mit mein langjähriger Tauchpartner [XXX], mein langjähriger Freund (...) hom in Österreich eine
Tochterfirma gegründet zu der Aktiengesellschaft. Eine Kommanditerwerbsgesellschaft. Do
homma donn vor allem seine Immobilien saniert damit, mit dieser KEG gonz normal an guaten
Umsatz gmocht. (...) Hob bei eam gwohnt im 1. Bezirk, jo und do bin i so in die aristokratische Wödd
eingetaucht, hob i de Leit kennangelernt, woar sehr interessant für mi.“ **(Georg)***

Schließlich verkauft **Georg** die Yacht und nimmt mit 35 Jahren noch einmal Anlauf, um beruflich Fuß zu fassen: Er macht eine zweijährige, professionelle und kostspielige Ausbildung zum Piloten, möchte (bildlich gesprochen) doch noch alle überfliegen. Gleichzeitig wählt er wieder einen Beruf, bei dem man eine Uniform trägt und im Katastrophen- oder Militärdienst tätig sein kann. Wie bis dahin immer, absolviert er 2002 auch diese Ausbildung mit hervorragenden Bewertungen, sowohl seiner Leistung als auch seines Gesundheitszustands, und trotzdem findet er keinen Job. Er hat zum Zeitpunkt

des Interviews kein einziges Mal als Pilot gearbeitet, obwohl er seine Zulassungspapiere fast durchgehend aktuell gehalten hat. Seine paranoide Prägung lässt ihn eine Verschwörung des ehemaligen Arbeitgebers im Hintergrund vermuten. Tatsächlich finden sich Hinweise, dass der schlechte Ruf, den er sich beim Bundesheer erworben hat, für eine Arbeit gerade als Pilot hinderlich gewesen sein könnte. Auf Anraten der Arbeiterkammer lässt er zum Beispiel nach einigen Jahren seinen alten Personalakt ausheben, in dem sich auffällige Fehler finden: Qualifikationen, die er sich in der Zeit beim Bundesheer erworben hat, scheinen nicht auf, und sein Privatleben ist auch noch für die Zeit nach seinem Abschied dokumentiert, und zwar falsch. Sollte ein potentieller Arbeitgeber also beim Bundesheer überprüft haben, ob alle Angaben in den Bewerbungsunterlagen richtig sind, muss der Eindruck entstanden sein, Georg sei ein Hochstapler. Und genau das geschieht, als er sich als Pilot bei einer russischen Fluglinie bewirbt: Er bekommt die empörte Rückmeldung, dass er laut Luftfahrtbehörde keine der von ihm angegebenen Qualifikationen habe. Georg lässt solche Angelegenheiten nicht auf sich beruhen, sondern erhebt Protest, kontaktiert Behörden und geht vor Gericht. Das Bundesheer zum Beispiel lenkt schließlich widerwillig ein und berichtigt die Angaben im Personalakt, und die Luftfahrtbehörde bestätigt offiziell, dass alle nötigen Unterlagen vorhanden und in Ordnung seien. Georg hat einen schlechten Ruf, das bestätigt ein drittes Beispiel, aber ob er diesen schon seit seinen ersten Versuchen, als Pilot zu arbeiten hatte – also in Folge der Affäre beim Bundesheer –, oder ob er sich diesen im Lauf der Zeit mit den ständigen Protesten, Einsprüchen und Klagen erworben hat, kann nicht gesagt werden. Jedenfalls bekommt der Betreiber eines kleinen Privatflughafens, bei dem er sich bewirbt, bei mehreren öffentlichen Stellen die Auskunft, man müsse sich vor Georg in Acht nehmen.

„I hob mei Schiff verkauft und hob ma docht, ok, Oida, wennst jetzt scho do bist, moch irgendwos Gscheids. Werd Pilot, fliag söwa a Flugzeig. Verdienst dei Göd, host a Ruah, brauchst ka Ding mehr. Leg die Firma stü.

2000 hob i begonnen, die Ausbildung zu machen. 2002 woar i fertiger Verkehrspilot, ausgebildet, Kursbester – und hob keinen Job mehr gfundn. Also i hob mi überall beworbn. I bin net amoi zu Interviews inglodn wordn. Mittlerweile hab i 873 Bewerbungen ollgemein gschriebn, net nuar Fliegerei, und bin genau zu drei Interviews inglodn wordn. I hob zig Kurse gmocht beim AMS. Meine Bewerbungen, Unterlagen, alle san einmolig, aber es ist niemals was weitergegangen. Wie wonn i gegen Wände renn.

I hob donn zwischenzeitlich im 14er Joahr auf Anraten der Arbeiterkammer, (...) der hot gsogt, „hol da amoi an Datenauszug vom Bundesheer, was do drinsteht. Na, ich stell an Antrag beim österreichischen Bundesheer, Heerespersonalakte und bekomme meine Heerespersonalakte. Na, was steht do drin? Acht komplett falsche Sachen. (...) Des haßt, de hom acht meine Qualifikationen sehr runterdrückende Einträge gemacht in dieser Heerespersonalakte. Des hob i donn versucht, des richtig zu stellen. Hom se sich stur gstöllt, des Bundesheer. Na, moch ma net. (...) Also zuerst hob i mitm Justizministerium telefoniert. Sog i, hearns, was kann i da machn. Do steht lauta Bledsinn drin, aber des is für mich eine Erklärung, dass nix weitageht, dass ka Bewerbung funktioniert. (...) Der hot zu mir gsogt im Justizministerium. Wenn a Behörde sowas einschreibt, man kann se amal irren. Aber man ko se net achtmal irren? (...) Jetzt hob i a Anzeige gmocht bei da Staatsanwaltschaft. Die Staatsanwaltschaft hat das auch untersucht. (...) Auf jeden Fall hot der mir donn gsogt, Herr Georg, uns san die Hände gebunden. Die reden sich darum aus. Bedauerlicher Irrtum. Wir woarn z' deppat. Wir hobn falsch des eintrogn. Und gegens Deppatsein kann ma strafrechtlich nix mochn. Jetzt hob i dann den Antrag auf Berichtigung geschriebn, hab's aber dann bekommen. Des hot aber nix geändert an meiner Lebenssituation, weil meine Bewerbungen no imma net funktioniert hom.

I foar durt hi zu denen. Vorstellungsgespräch. Es war wie ein Verhör. Stöll mi durt hi, Motorradl. Kum hi, jo, „Griass Gott sche“. „Ja, setz ma se ins Freie, mia müssen jetzt mit Ihnen reden“. Denk i ma, jo, wir müssen jetzt mit ihnen reden, I bin da, doss i mi bewirb, hob meine Untalogn. „Ja, des is alls sehr beeindruckend. Alles sehr schön, aber jetzt Herr Georg, jetzt sogn S´ ma ans, hot a gsogt, da [XXX], warum, egal, wo wir anrufen, ob jetzta bei der Flugbehörde, egal, wo wir uns erkundigen über Sie, jeder sogt, jo, wir wissen net, wos los is mit eahm, aber seids vorsichtig bei eahm. Was ist da in ihrem Leben?“ (Georg)

Zurück ins Jahr 2002: **Georg** hat eine abgeschlossene Ausbildung, aber keinen Job. Er nimmt deshalb das Angebot eines befreundeten Arztes an, in dessen Praxis schwarz als Ordinationshilfe zu arbeiten. Zusätzlich betreut er Wohnung und Hund einer Bekannten, ebenfalls ohne offizielles Arbeitsverhältnis. Nebenbei bewirbt er sich ständig in der Luftfahrtbranche. Ähnlich wie Karl hat auch Georg ein angenehmes und sorgenfreies Leben, weil sein Einkommen ausreichend hoch ist, und zwar für insgesamt mehr als zehn Jahre. Dann wird sichtbar, wie sehr er sich in eine persönliche Abhängigkeit von seinen beiden Bekannten begeben hat. Sie erwarten zunehmend Leistungen, die in einem normalen Arbeitsverhältnis nicht denkbar wären. Gleichzeitig kommt es zu Eifersüchteleien und Konflikten.

2004 geht **Georg** in den Privatkonkurs. Die Schulden aus den nicht bezahlten Rechnungen und Unterhaltszahlungen belaufen sich auf 150.000 Euro. Das Gericht legt eine Quote von 2,3 Prozent fest, Georg muss also kaum etwas zurückzahlen. Aber auch hier sieht er eine Art Verschwörung, zuerst der Gläubiger*innen, die ihm die Schulden angehängt haben, dann des Gerichts, das die Gläubiger*innen zu seinen Gunsten von der Verhandlung nicht informiert.

„I hob an Privatkonkurs positiv absolviert (...), vor allem Unterhaltsforderungen, die wos überhaupt net berechtigt woarn. (...) Ein Militäranwalt, mit dem ein Honorar vereinbart war, (...) 10.000 Schilling Honorar, und später, während i in Griechenland woar, hot a 100 000 draus gmocht. Und des is in Rechtskraft erwachsen. Also lauter so Geschichten. Des hot aber der Verfahrensrichter (...) mitkriagt. (...) Der hot des dann sehr guat gmocht, indem er gonz still und stad die Gläubigerliste aufgehängt hat. Jetz hat kaner Bescheid gwusst oder halt, da muasst hingehen und muasst schau, ob ding is. Er hot niemandn ogschriebn. Und somit ist die Tagsatzung durchgongen, und da KSV war do und hot gsogt, jo wir stimmen der Quote zua von 2,3 Prozent. Jetz hob i von meine 150.000, glaub i, 6.000 oda wos in sieben Jahr zruckzohlt, also nichts.“ (Georg)

In all diesen Jahren bezieht **Georg** kein AMS-Geld und keine Mindestsicherung. Als aber die irreguläre Arbeit ein Ende findet, meldet er sich beim AMS und bekommt von seiner Beraterin den Tipp, die WMS zu beantragen. Er sagt ausdrücklich, dass ihm die Mindestsicherung Unabhängigkeit gegeben hat.

„Donn bin i eigentlich in Richtung Mindestsicherung gongan. Donn hob i nämlich a nette Beraterin beim AMS ghobt, donn woar die neiche Wohnung beim [XXX]. Des woar donn alls so 2011, 2012. Und do hot donn eine wirkliche, eigenständige Stabilisierung begonnen von meinem Leben unabhängig von irgendwelche Zuwendungen, sondern do hob i donn quasi meine Autonomie erlangen können.“ (Georg)

Die **Hasardeure und Hasardeurinnen** befinden sich **beim Antrag auf WMS** in einer Zwickmühle. Sie sind davor (zum Teil sehr) lange Zeit ohne Sozialleistungen ausgekommen und wehren sich tendenziell gegen die Abhängigkeit von staatlichen Zuwendungen. Eine für sie aussichtslose Situation bringt sie aber dazu, dann doch einen Antrag auf Unterstützung zu stellen. Das heißt aber auch, dass sie teilweise zu lange versucht haben, ihre Probleme ohne professionelle Hilfe zu meistern, also häufig sehr spät oder zu spät kommen. So haben viele zB zu diesem Zeitpunkt schon hohe Schulden.

Auch die AMS-Maßnahmen und -Vermittlungsversuche haben keinen nachhaltigen Erfolg. **Georg** bekommt einmal ein Praktikum und soll bei einer Agrarflugfirma als Pilot arbeiten, doch gegen die Vereinbarungen wird er nur am Boden, zB als Tankwart eingesetzt. Er macht also eine ähnliche Erfahrung wie Ursula bei der Marketing-Firma: Man möchte ihn unter seiner Qualifikation einsetzen, und ebenso wie Ursula ist er nicht bereit, das zu akzeptieren. Auch ein Job als Wochenend-Betriebsleiter auf einem Sportflugplatz hält nicht lange. Die Begründung für die Kündigung lautet, Georg habe zu viel gearbeitet. Das erfährt er durch die Intervention der Arbeiterkammer: Wieder einmal hat sich Georg gewehrt und damit seinen Ruf als Querulant wohl bestätigt. Die Begründung des Flughafens weist auf ein anderes Problem hin, das Georg bei seiner Jobsuche wohl hat: Wie er am Anfang erzählt hat, rutscht er überall ganz automatisch in die Rolle der Führungsperson. Möglicherweise ist das aber nicht in allen Arbeitsumfeldern und schon gar nicht in allen Jobs gewünscht, bei denen man zB mehr eine Einordnung in ein Team erwartet. Seine narzisstische Neigung, die ihm bei der Karriere im Bundesheer so sehr geholfen hat, könnte jetzt ein Hindernis geworden sein.

„I hob donn kurz bei ana Agrarflugfirma georbeitet, aber aa als Mädchen für alles. Des woar a Praktikum, aber es is mir jeder Job, und des klingt jetzt paranoid: Der Fluglehrer sogt am Vortog no zu mir „Super, du konnst auf jeden Fall in Einsatz gehen. Die Session heit woar wieder exzellent“. Jo, und (...) der Chef am nächsten Tog „Na, du, Fliegen is net, i brauch Di als Tankwart“. Sog i „Na Oida, i bin aber net ogstöllt wordn als Tankwart“. (Georg)

Georg ist in einen erbitterten Kampf mit den Flugbehörden verwickelt. Nach einem seiner wütenden Protest-Mails wurde er zu einer psychiatrischen Abklärung geschickt und bekam die Diagnose, dass er eine paranoide Prägung habe, nicht in einem krankhaften Ausmaß, aber immerhin so ausgeprägt, dass er ein Flugzeug nur gemeinsam mit einer anderen Person fliegen dürfe und sich jährlich – auf eigene Kosten – begutachten lassen müsse. Das ist das Ende des Traums vom Pilotenberuf und bedeutet für einen Mindestsicherungsbezieher kaum leistbare Ausgaben für die teuren Gutachten. Deshalb läuft Georg gegen diese Diagnose Sturm: mit Hilfe von anderslautenden ärztlichen Befunden und jeder Einspruchsmöglichkeit, die er findet.

„Jetzt hob i donn ein leider unglückliches Mail formuliert an die Luftfahrtsbehörde. (...) Hobn s´ ma bestätigt, jo, Herr G, Ihre Lizenzen san olle in Ordnung. (...) Am Tog später kommt ein sogenannter Mandatsbescheid, Herr Georg, sofort, das Medical is weggenommen, gstrichn. Sie gehen zum Psychiater, weil es hot irgendjemand des Mail glesn, (...) Es kann sein, dass Sie Wahnvorstellungen hobn und paranoid san. Es muss Sie ein Arzt ansehen.

Das Gutachten: Ich bin definitiv psychiatrisch nicht krank. Ich bin auch neurologisch nicht krank. Aber ich habe eine Persönlichkeitsakzentuierung. Es kann sein, dass ich leicht gekränkt bin und dass ich mit Konflikten und Problemen nicht umgehen kann. Und deswegen will er haben, doss i olle holbs Joahr zu eahm kumm, bevor mei Medicalzeugnis ausgestellt wird, und ich darf nur zu zweit fliegen. Geld verdienen, Gutachten kost 4.000. Jetzt kenan S´ ihna vuastölln. So, des woar wie für mi ein Schock. I hob natürlich die Behörde, alls ogschriebn.“ (Georg)

Georg ist 56 Jahre alt, diszipliniert, sportlich und körperlich gesund. Er kann mit seinen knappen Finanzen perfekt umgehen, führt einen sparsamen, geradezu altmodischen Haushalt und leistet sich nur die Hobbys einer Sauna-Saisonkarte sowie eines alten Motorrads. Sein adeliger Freund, der einst mit ihm Geschäfte gemacht hat, ist ihm treu geblieben, stellt ihm eine günstige Wohnung sowie einen kostenlosen Abstellplatz für das Bike zur Verfügung. Als Gegenleistung übernimmt Georg Wartungsarbeiten im Haus. Aber er hatte seit mehr als 20 Jahren keinen einzigen regulären Job.

Mit dem WMS-Bezug treten die *Hasardeure und Hasardeurinnen* in der Regel zum ersten Mal in einen engeren Kontakt mit dem öffentlichen Hilfesystem. Es ist ein Kontakt, der einerseits vom Widerwillen geprägt ist, in ein Abhängigkeitsverhältnis geraten zu sein, andererseits aber von der Erwartung, dass das System jetzt alles tun wird, um sie schnell und unkompliziert zu unterstützen. Bürokratische Abläufe sind den *Hasardeuren und Hasardeurinnen* fremd und wenig sympathisch. Sie sind selbst schnell und initiativ, genau das erwarten sie auch vom öffentlichen Unterstützungswesen, das sie deshalb ständig enttäuscht. Sie neigen zu unkomplizierten und nicht immer legalen Lösungen, was in Behörden undenkbar ist. Sie fühlen sich anderen überlegen, sind auch wirklich scharfsinnig und scharfzünftig, was ihnen nicht unbedingt Freunde und Freundinnen in der Verwaltung beschert und außerdem als unpassendes Verhalten wahrgenommen wird. Sind sie es doch, die Hilfe suchen. Genau das wissen die *Hasardeure und Hasardeurinnen* aber sehr genau und versuchen es zu überspielen, was die Spirale weiter vorantreibt. Im Ergebnis bleibt das öffentliche Hilfesystem bei den *Hasardeuren und Hasardeurinnen* hilflos, obwohl diese Bezieher*innen der WMS auf dem Papier die besten Voraussetzungen haben, um sehr rasch in Arbeit zu kommen.

Eine Forschungslücke, die bleibt – schutzbedürftig und vielfältig: Geflüchtete

Die Mindestsicherung ist nicht nur das letzte soziale Netz, das Menschen auffängt, die in eine finanzielle Notlage geraten sind. Sie hat auch die Funktion eines Sprungbretts für Flüchtlinge, die in Österreich Schutz suchen und einen positiven Asylbescheid erhalten. Ihnen dient die WMS als Überbrückung bis zu einer Erwerbstätigkeit, die ihnen den Lebensunterhalt sichert. Für unser Projekt haben wir mit insgesamt 18 Beziehern und Bezieherinnen der WMS ein Interview geführt, drei davon sind selbst geflüchtet, zwei weitere von ihren Eltern auf die Flucht mitgenommen worden. Den Weg in die WMS der beiden *Fluchtkinder* Rohat und Kamila, die beide ihre Kindheit und Jugend teilweise in Österreich verbracht haben und hier in die Schule gegangen sind, haben wir gesondert beschrieben. *Fluchtkinder* beschreiten einen spezifischen Weg in die WMS, der sich von allen anderen von uns empirisch ermittelten Wegen unterscheidet. Aber es gibt ein Zusammenspiel zwischen den Strategien und Möglichkeiten, die die geflüchteten Eltern haben, um in Österreich Fuß zu fassen, und den Biographien ihrer Kinder, die natürlich keineswegs mehrheitlich *Fluchtkinder* sind, also WMS beziehen, wenn sie erwachsen werden.

Fluchtkinder haben einen Teil ihrer Sozialisation und Ausbildung in Österreich hinter sich gebracht, sind also alle in den gleichen institutionellen Rahmenbedingungen aufgewachsen, und ihre Eltern haben hier nach der Flucht sehr ähnliche Problemlagen, die sich gerade auch auf ihre Rolle als Eltern auswirken. Die erwachsenen Flüchtlinge hingegen werden einander erst nach ihrer Ankunft in Österreich – und auch nur was die Lebenssituation anlangt – „ähnlich“. Davor sind ihre Lebensgeschichten unendlich vielfältig: Sie kommen zum Beispiel aus den unterschiedlichsten Weltgegenden, haben die verschiedensten Bildungsabschlüsse erlangt und Berufe ausgeübt, tragen Traditionen in sich, die nichts miteinander zu tun haben, waren in ihren Herkunftsländern mehr oder weniger sozial eingebunden und anerkannt, waren bei der Flucht unterschiedlich alt und haben schließlich im Detail unterschiedliche Fluchtgründe sowie rund um die Flucht unterschiedliche (häufig traumatisierende) Erlebnisse. Diese Vielfalt spiegelt sich auch in den Lebensgeschichten unserer drei geflüchteten Interviewpartner*innen wider, ebenso in ihren Versuchen, aus der WMS herauszukommen. Denn die Biographien vor der Flucht entscheiden mit darüber, welche Ressourcen Geflüchtete haben, um im Ziel-land wirklich anzukommen und ihren Platz zu finden.

Drei Interviews sind nicht ausreichend, um empirisch abgesichert etwas darüber zu sagen, wie nach Wien geflüchtete Menschen aus der Mindestsicherung herauskommen können. Hätten wir weniger

Gespräche mit den anderen Beziehenden geführt, zB nur mit der leisen Systemsprengerin Zora, dem Fluchtkind Kamila und der Hasardeurin Doris, hätten wir die Wege 1, 2 und 5 nicht identifizieren können. Um die Muster in den Lebensgeschichten festzustellen, müssen immer mehrere Personen das gleiche Muster aufweisen, und dieses Muster muss sich wiederum deutlich von anderen unterscheiden.

Bei den Flüchtlingen kann es nur um die Wege aus der WMS gehen, denn der Weg in die WMS ist durch den positiven Asylstatus ja vorgegeben. Unsere Auswertungen weisen darauf hin, dass es für Flüchtlinge mehrere mögliche Wege aus der WMS gibt. *Wir konnten einige Gemeinsamkeiten in den „österreichischen“ Lebensabschnitten unserer asylberechtigten Gesprächspartner*innen feststellen, die Hinweise darauf geben, was für diese Zielgruppe wichtig wäre, um ihr den Weg aus der WMS zu erleichtern.*

Unsere Gesprächspartner*innen, *Ali*, *Marianne* und *Nadira*, kommen alle drei aus sozial gut abgesicherten Verhältnissen, haben in ihren Herkunftsländern mindestens eine höhere Schule abgeschlossen, sprechen mehrere Sprachen fließend und waren vor ihrer Flucht erwerbstätig. Sie waren in ihren Herkunftsländern weder von Armut betroffen noch bedroht. Sie sind 49, 72 und 39 Jahre alt.

Ali betrieb in Somalia, nachdem er die Schule mit Matura abgeschlossen hatte, ein eigenes Unternehmen: Er handelte mit Kleidung. Er gehörte damit eindeutig einer Oberschicht an. Wir haben in keinem der Interviews explizit nach den Fluchtgründen gefragt, um Wunden nicht unnötig aufzureißen. Die beiden Frauen haben uns trotzdem davon erzählt, *Ali* jedoch nicht. Er kommt 2007 mit seiner Frau und fünf Kindern nach Österreich, in Somalia tobt damals ein Bürgerkrieg. Er ist damals 35 Jahre alt, sein ältestes Kind, ein Mädchen, sieben Jahre. Nach knapp drei Jahren erhält die Familie Ende 2009 Asyl. In Österreich kommen noch zwei weitere Kinder auf die Welt.

„Ich habe Großfamilie, ja. Ich habe sieben Kinder. (...) Obwohl ich sieben Kinder habe, aber ich versuche das meine Beste, arbeiten und auch die Kinder unterstützen.“ (Ali)

Schon im Flüchtlingsheim macht *Ali* die ersten Deutschkurse und beginnt, unmittelbar nachdem er den positiven Bescheid in Händen hält, mit der Suche nach Arbeit. Es entsteht das Bild eines initiativen Mannes, der es nicht gewohnt ist, abhängig zu sein und nichts zu tun zu haben. Vielleicht treibt ihn auch das Gefühl, seine große Familie selbst erhalten zu wollen. Schon nach einer Woche kann er den ersten Job antreten: bei einem Botendienst im Verpackungsbereich. Der Arbeitsplatz bleibt ihm nicht lange erhalten, wie die anderen auch, die er in den nächsten acht Jahren bekommen wird. Unter anderem ist er immer wieder als Lagerarbeiter beschäftigt. Wir finden hier jene Tätigkeitsfelder wieder, in denen *Karl* und *Poldi* tätig gewesen sind: die beiden älteren Interviewpartner, die die „Prekarisierung“ ihrer Berufe selbst miterlebt haben (s. S. 70 und 64). Bis 2017 arbeitet *Ali* in diesem prekären Arbeitsumfeld, wird beschäftigt, wenn man ihn braucht, und wieder gekündigt, wenn weniger zu tun ist. Es sei einerseits schwer, einen Job zu finden, wenn man keine Erwerbsbiographie in Österreich habe, so *Alis* Eindruck, aber auch seine Großfamilie habe abschreckend gewirkt. Er vermute, dass die Arbeitgeber*innen längere Abwesenheiten wegen der Kinderbetreuung befürchtet hätten – auch bei ihm als Mann. Nach acht Jahren beschließt er, einen Beruf zu erlernen, und geht mit einem Vorschlag für eine Weiterbildung zum AMS: Er ist in der somalischen Community in Wien sehr aktiv und hilft anderen, die weniger gut Deutsch können als er. So kommt er auf die Idee, professionell als Integrationsberater zu arbeiten. Die AMS-Beraterin tendiert zum Abwinken, immerhin ist *Ali* schon 45 Jahre alt, ist aber dann doch bereit nachzufragen, ob ihre Vorgesetzten zustimmen. Und tatsächlich bekommt *Ali* die dreimonatige Ausbildung bewilligt. Damit ist ein Wendepunkt erreicht. Aus einem Praktikum bei einer Beratungsstelle wird der gut bezahlte 28-Stunden-Job, den er zum Zeitpunkt des Interviews noch ausübt.

„Nachdem ich Asyl bekommen habe, nach drei oder, na, na, nach einer Woche habe ich eine Stelle bekommen. [XXX], Verpackung.

Nach drei Jahr habe ich Asyl bekommen und ich suche immer Arbeit. Und Problem ist, wenn ich vorstellen gehe wegen Arbeit, sie fragen mich, ob ich vorher gearbeitet habe. Keine Erfahrung. Mit großer Familie auch manchmal ist es schwer, Arbeit zu finden. Ich weiß nicht warum, wenn jemand keine Familie hat, ist es einfach, Arbeit zu finden. Vielleicht sie denken, (...) kommt nicht oft und sowas, ja. Ich weiß es nicht. (...) Aber lange Zeit habe ich auch mit AMS gebeten, dass ich eine Stelle bekomme. Und sie sagen einfach so, „gehen Sie dort“. Obwohl ich mehrmals verschiedene Firma gegangen bin, aber das nicht laufen.

Ich habe Lagerarbeit gearbeitet. Aber es dauert immer nicht lang. Wenn ich zum Beispiel zwei Monate arbeite, Chef hat eh nix mehr, dann: „Wir rufen Sie an“, und bekomme ich nicht mehr, und gehe andere Platz so, ja. Kurze Arbeiten, ja.

Aber nach dem ich habe entschieden, dass ich versuche, eine Beruf zu haben oder eine Ausbildung zu machen. Und ich liebe, mit die Menschen arbeiten. Ich war drei oder damals vier Jahre freiwillig im somalischer Turn- und Sportverein gearbeitet und ich habe AMS gebeten, dass sie eine Ausbildung mir gibt. Und Sie haben mir gefragt, „Du bist 45 Jahre alt, (...) wenn wir investieren viel Geld, das geht nicht.“ Ich habe gesagt, ich arbeite als Freiwilliger für somalische Kunden, wenn zum Beispiel Caritas, brauchen auch somalischer Berater. Weil es gibt viele Leute die schon ... Später sie haben mir gesagt, „ok, ich frage meine Chefin“. Sie hat sie gefragt, und sie sagte, „ok, ich habe diese Chance. Ich habe gesagt auch, dass ich selber suche Arbeit.“ (Ali)

Aufgrund seiner Großfamilie und weil er im Haushalt als einziger arbeitet, bezieht **Ali** die WMS noch immer als Aufstockung. Alle sieben Kinder sind in Ausbildung. Die älteste Tochter ist 21 Jahre alt und steht kurz davor, ihre Lehre als Bürokauffrau abzuschließen. Die beiden älteren Söhne gehen in die HTL, eine Tochter in die HAK, eine andere absolviert eine Ausbildung für den Pflegebereich. Die Ehefrau möchte nun auch arbeiten gehen und sucht einen Job in einem Restaurant oder als Reinigungskraft. Ali wartet ungeduldig darauf, von der WMS unabhängig zu werden – das kann gelingen, wenn ein weiteres Familienmitglied in den Arbeitsmarkt einsteigt.

Ali kennt die WMS aus eigener Erfahrung (auf die sich das Interview konzentrierte), aber auch aus seiner Tätigkeit als Flüchtlingsberater. Deshalb hat er sich Gedanken darüber gemacht, was aus seiner Sicht in der Betreuung von Flüchtlingen in Österreich verbessert werden könnte, die WMS ist dabei nur ein Element. Sein Ideal ist ein Modell, das er von Verwandten kennt, die in Schweden leben: eine zweijährige intensive Betreuung, die unter anderem dazu genutzt werde, sehr gute Sprachkenntnisse zu vermitteln und die Qualifikation der Geflüchteten an den Arbeitsmarkt anzupassen. Außerdem werde bei den ersten Jobs ein Teil der Personalkosten von der öffentlichen Hand übernommen, was den Einstieg ins Erwerbsleben erleichtere. Damit nimmt er drei Punkte auf, die in seiner eigenen Lebensgeschichte eine ebenso wichtige Rolle gespielt haben wie bei den beiden befragten geflüchteten Frauen: **gut (!) Deutsch zu lernen, eine neue Qualifikation zu erwerben bzw. eine alte so anzupassen, dass man in Österreich Arbeit findet, und den Einstieg in den Arbeitsmarkt durch gezielte Förderungen zu finanzieren.**

„Ich habe dreimal oder viermal Deutschkurs bekommen. Ich habe selber bis A2 im Heim gemacht. Aber nach dem Heim, nachdem ich Asyl bekommen habe, ich habe zwei- oder dreimal Deutschkurs bekommen. Ein Jahr [nach dem ersten Kurs] habe ich noch einen bekommen, und noch sechs Monate habe ich noch einen Kurs bekommen. Es dauert dieser Kurs maximum drei Monate. Ja. Aber (...) in Schweden, in Norwegen, in Deutschland die Leute, wenn sie Asyl bekommen, bekommen sie dort Sprachkurs zwei Jahre lang, und danach ist es einfach, dass die Leute arbeiten.

In andere europäische Länder ist ganz anders als Österreich. Die Leute gehen arbeiten und die Sozialamt zum Beispiel vorbereitet einen Job für diese Leute: Sie zahlen noch diese Job. Und die Leute arbeiten, anstatt nur Mindestsicherung zu kriegen. Sie sagen, es gibt viele Firma, die geben Arbeit, und Leute sind zufrieden. Auch wegen Deutschkurs bekommen sie zwei Jahre automatisch Geld, damit sie in diese Zeit dort lernen können. Und sie bekommen auch Mindestsicherung. Aber hier ganz anders: Die Leute bekommen drei Monate Deutschkurs. Und vielleicht nach diesen drei Monate müssen sie noch drei oder sechs Monate warten und bekommen noch eine Kurs. Der dauert auch drei, vier Monate. Die Leute haben keine Chance, Deutsch zu lernen, damit sie verstehen, was, ja MA 40 verlangt und sowas.“ (Ali)

Marianne wird 1949 im Gebiet der heutigen Demokratischen Republik Kongo geboren, damals noch belgische Kolonie. Sie spricht neben Lingala Französisch als zweite Muttersprache. Nach der Matura zieht sie nach Kinshasa und absolviert dort eine Ausbildung zur Kranken- und Operationsschwester. 37 Jahre lang wird sie in der Stadt bleiben und dort in einem Krankenhaus arbeiten. Ihr Mann und sie sind in der politischen Opposition tätig. Er wird 1996 ermordet. Sie taucht danach für eine Weile unter und lässt den zweijährigen Sohn in der Obhut einer Freundin, kann dann aber doch unbehelligt weiterarbeiten, bis sie sehr viel später eine oppositionelle Frauengruppe aufbaut, die nach einer Weile zerschlagen wird. Sie wird in den Busch verschleppt und rechnet damit, das Schicksal ihres Mannes zu teilen. Doch einer ihrer Bewacher erkennt in ihr die Krankenschwester, die seinem kleinen Sohn vor einiger Zeit eine Behandlung im Krankenhaus organisiert hat, und lässt sie frei. Sie schlägt sich zu einem anderen ehemaligen Patienten durch, der die Mittel hat, ihr eine Flucht zu organisieren und zu bezahlen. Ihren 16-jährigen Sohn muss sie zurücklassen, sieht ihn vor dem Abflug kein einziges Mal wieder.

„J'ai travaillé dans un camp hôpital de Kinshasa (...). Là-bas j'ai travaillé pendant, je crois bien, 37 ans.

J'ai eu des problèmes avec notre gouvernement, parce que là-bas il y a souvent des problèmes, des problèmes, des problèmes. Alors nous on était un groupe de femmes. On était mécontentes avec ce régime-là. Et il y avait (...) quelques associations de femmes qui sont contre le pouvoir en place. Donc moi j'étais comme leur présidente avec d'autres dames aussi. Et on faisait des réunions avec des gens du gouvernant, et le gouvernement ont appris que nous sommes des gens-là qui sont contre le pouvoir. Ils avaient commencé à nous chercher et les autres se sont enfuis. On a attrapé quelques-uns et on me cherchait aussi. Un jour-là en revenant du travail ils m'ont saisie, ils sont partis avec moi dans la brousse là.

Parmi ces gens qui nous ont attrapés là, il y avait quelqu'un qui me connaissait. Parce que j'avais aidé son enfant à l'hôpital. (...). Comme ils me cherchaient pour me tuer là, le monsieur m'avait reconnue. Il m'a regardé, il avait de la peine. Ils sont partis, tous. Et le monsieur est revenu : « Vite ! » Il m'a dit que : « Il faut que tu partes d'ici. FUIS ! » Il m'a ouvert la [case]. « FUIS ! PARS ! Faut pas aller dans ta maison, faut chercher quelque part. »

Je sais qu'est-ce que je peux faire. En pleine brousse comme ça j'ai couru, j'ai couru, j'ai couru. J'ai dit : « Ah, je connais un homme-là qui est, qui est assez riche. Lui, il était à l'orthopédie. Il était accidenté. » (...) Alors ils ont dit : « Mais qu'est-ce que nous allons faire maintenant ? Il faut que tu quittes ici. Il faut que tu ailles en dehors, en dehors de Kinshasa. Parce que si on t'attrape, on va t'égorger. Moi, je vais m'en charger pour toi. » Là où on m'a attrapé là, les enfants à la maison ne savaient pas que j'étais disparue. Alors il a dit : « Moi, je vais charger quelqu'un qui va t'emmener en Europe. Ok ? » Et il a fait des démarches et je ne sais comment il a fait. Il m'a donné quelqu'un et nous sommes arrivés, moi je ne savais pas que ici c'est l'Autriche.“ (Marianne)

Marianne ist 61 Jahre alt, als sie 2010 in Wien Schwechat nach der ersten „Reise“ ihres Lebens aus dem Flugzeug steigt. Ihr Asylverfahren wird in nur fünf Monaten – so eindeutig ist ihr Fall – in Salzburg abgewickelt. Marianne ist eine gut ausgebildete, selbstbewusste Frau und war in Kinshasa hoch angesehen, wie man auch an der Fluchtgeschichte ablesen kann. Sie hat dort so gut verdient, dass sie es sich leisten konnte, nach dem Tod ihrer Schwester und ihres Schwagers deren vier Kinder zu adoptieren, und noch zusätzlich die Straßenkinder der Stadt zu unterstützen. All das verliert sie mit einem Mal und steht in Österreich allein und ohne Verständigungsmöglichkeiten da. Die Flucht macht sie vom ersten Tag an krank. Schon im Erstaufnahmelager Traiskirchen bekommt sie sehr hohes Fieber: Sie selbst, immerhin eine medizinische Fachkraft mit Jahrzehnte langer Berufserfahrung, führt das auf die eben überstandene Anspannung zurück und spricht von Depression. Ihr Gefühl der Verlorenheit angesichts dessen, sich plötzlich in einer völlig fremden Welt wiederzufinden, drückt sie sehr ähnlich aus wie Naila, die sich nach den Jahren der vom gewalttätigen Ehemann erzwungenen Isolation ähnlich fremd in Wien fühlte (s. S. 29) wie die geflüchtete Marianne.

„Et comme j’avais beaucoup de stress, beaucoup, je suis entrée directement dans la dépression. Je suis devenue malade sérieusement, j’étais sérieusement malade. Oui, je n’allais plus au restaurant, je ne savais pas me laver. J’étais là, perdue. (...) J’avais de la fièvre.” (Marianne)

„Weil ich wie verloren da. Alleine. Wenn ich gehe in die Straße, ich bin in Europa ganz alleine, (...) ich anfang zu weinen. Ich bin alleine. Ich hab Angst.“ (Naila)

Nachdem sie Asyl erhalten hat, bleibt **Marianne** in Salzburg, fühlt sich dort aber einsam und unglücklich. Als sie zufällig auf eine Gruppe von in Wien ansässigen Kongolesen und Kongolesinnen trifft, die gerade einen Ausflug nach Salzburg macht, nimmt sie deren Angebot, mit nach Wien zu kommen, gerne an. Ganz kurz flackert das soziale Leben wieder auf, so wie sie es aus ihrem Herkunftsland kennt. Dass sie ihre Muttersprache Lingala, an der sie die Landsleute auf der Straße übrigens erkannt hatte, wieder einmal einsetzen kann, spielt eine wichtige Rolle. Marianne „funktioniert“ nur richtig, wenn sie kommunizieren kann. Ihre schlechten Deutsch-Kenntnisse sind und bleiben ein ständiges Hindernis.

“Je suis restée là à Salzbourg. Un jour, des gens de notre communauté, qui habitent ici à Vienne, leur église, ils étaient venus prier là-bas à Salzbourg. Moi je les ai vus. J’ai dit : « Eh. » On parlait en lingala. « Maman, tu es ici ? » J’ai dit « Oui. » (...) « Si tu étais là-bas chez nous, là-bas ce serait bien, parce que nous sommes nombreux, notre église est là-bas, on prie tous les dimanches. » (...) Je suis allée chez les Berater, j’ai dit « Pardon, je voudrais aller avec ces gens à Vienne, je ne veux pas rester ici seule. (...) » Et les Berater ont donc accepté et moi je suis venue avec la communauté ici.” (Marianne)

In Wien übernimmt eine Beratungsstelle ihre Betreuung und sorgt dafür, dass **Marianne** Schritte setzt, um die Kinder nachzuholen. Das gelingt aber nur teilweise. Gerade beim eigenen Sohn macht sie widersprüchliche Angaben zum Geburtsdatum. Ruth Kronsteiner, die seit vielen Jahren für *Hemayat*¹⁵ Geflüchtete psychotherapeutisch betreut, kennt solche Irrtümer, die regelmäßig zu Schwierigkeiten mit den Asylbehörden führen: Das Geburtsdatum sei in Afrika weitgehend unbedeutend. Außerdem seien die Flüchtlinge in der Interviewsituation bei der Behörde sehr aufgeregt, sodass sie manchmal falsche Daten nennen, die aber für sie sehr wohl eine Bedeutung hätten: an denen sie zB schwere Traumatisierungen erlebt hätten und die nun unbewusst hochkämen. Es sei wohl kein zufälliges Datum, das Marianne da genannt habe. Das legt auch die konkrete Formulierung nahe, die Marianne wählt: „j’ai donné l’autre date (Ich gab das andere Datum an)“ – so als ob es ein bestimmtes Datum gewesen sei, möglicherweise eines, das mit den Ereignissen rund um die Ermordung ihres

¹⁵ Siehe: www.hemayat.org (abgerufen 30.3.2020).

Mannes zu tun hat, wo sie schon einmal den Sohn zurücklassen hatte müssen. Außerdem hat Marianne kurz vor dem Gespräch mit den Asylbehörden einen Unfall, kommt also auf Krücken zum Termin. Mit geborgtem Geld für die teuren Flugtickets holt sie die vier Adoptivkinder nach Österreich. Der eigene Sohn lebt bis heute in Kinshasa, die Schulden für die Flugtickets zahlt sie nach wie vor ab.

„Quand j’ai commencé à faire des démarches pour les faire venir, que mon enfant avait eu la malchance, je pourrais dire. Parce que, au moment où je suis allée pour l’interview pour avoir le positif, j’étais d’abord accidentée. (...) On m’a mis dans l’ambulance, nous sommes allés à l’hôpital et malgré ça, même quand on m’a appelé pour aller faire l’interview, ma jambe était toujours gonflée. Je faisais comme ça avec des béquilles le jour où je suis allée faire l’interview. On me posait des questions-là et pour savoir si j’ai des enfants. J’ai dit « J’ai cinq enfants. J’ai quatre enfants adoptifs. Ce sont des enfants, leur maman et leur papa sont morts. » (...) Quand on me disait de donner des dates là, j’ai oublié la date de mon enfant. J’ai fait la confusion, j’ai donné l’autre date. Alors (...) l’ambassadeur, qui est à Kenya, me disait que « Tous les quatre peuvent venir, mais l’autre là, [XXX], peut pas venir. Parce que vous avez donné deux dates. » (...) Et jusqu’à ce jour j’ai toujours des pensées, des pensées, je fais toujours des insomnies. Il y a des jours si je pense « C’est quoi, mon fils est resté, c’est quoi. »

Au début je faisais des économies, parce que je savais qu’un jour j’allais faire venir les enfants. Mais l’argent était toujours insuffisant. C’est ça qui m’a fait que j’avais beaucoup de dettes, des dettes, des dettes et comme ils étaient quatre, ils devaient prendre l’avion jusqu’à Nairobi. Il faut payer Kinshasa – Nairobi et Nairobi – Vienne. Et c’est ça jusqu’à présent ce qui m’a retardé ... (...) Je n’avais pas assez de moyens. J’étais obligée d’emprunter l’argent par ci, par là. Les Caritas m’ont donné l’argent. Mon amie là, l’autrichienne, ...” (Marianne)

Für **Marianne** ist es völlig selbstverständlich, dass sie in Österreich weiterarbeiten wird. Dass sie mit ihren mangelhaften Sprachkenntnissen nicht im Spital arbeiten kann, weiß sie. Ihr schwebt ein Job in der Altenbetreuung vor. Doch beim AMS will man nichts davon wissen. Marianne fühlt sich richtiggehend verjagt und entwertet, weil ihr Wunsch, eine Beitrag in ihrer neuen Heimat zu leisten (statt Sozialleistungen zu beziehen), nicht gewürdigt wird. Die Beratungsstelle, bei der sie in Betreuung ist, stellt mit ihr einen Antrag auf Mindestsicherung.

„Je suis allée à AMS. On m’a accompagné par une femme là. Nous sommes allées, j’ai dit : « Comment est-ce qu’on a fait pour trouver l’emploi ? » Moi j’ai pensé que moi je peux aussi travailler. (...) Et la dame a regardé: « Va, tu peux pas travailler. » Moi je ne comprenais pas, je regardais : « Pourquoi ? Pourquoi, comment est-ce que je vais vivre ? Je dois travailler ! » Elle a dit : « Non, tu ne peux pas travailler. Ton âge est déjà avancé. » Ah ! J’ai dit à la dame : « Je vais vivre comment ? » Moi, mon souhait était d’aller travailler là [avec] des vieilles. Comme moi je suis infirmière, aller travailler là-bas c’est bien pour moi. C’est ça que j’ai pensé dans ma tête, j’ai dit : « Moi je vais travailler, je vais travailler, je vais aider les autres, je vais aider les gens. » J’étais très contente. Comme je suis allée à AMS, j’avais dit que moi j’étais Krankenschwester. (...). J’étais tellement triste. Moi je devais travailler, je devais travailler ici à Vienne. Pourquoi je ne travaille pas ? Ça m’a donné des soucis.” (Marianne)

Die Flucht, der Verlust ihrer sozialen Stellung, die Untätigkeit, die Angst vor der Einsamkeit, vor allem aber die Tatsache, dass ihr Sohn noch immer im unsicheren Kinshasa lebt, machen **Marianne** psychisch und körperlich krank. Sie leidet darunter, dass sie dem Sohn keine Ausbildung bezahlen konnte und daher in ökonomischer Unsicherheit gelassen hat und darunter, dass ihn wohl nie wiedersehen wird. Eine dreijährige Psychotherapie hilft ein wenig, aber die Anti-Depressiva hat sie noch

immer stets griffbereit. Sie leidet an Bluthochdruck, der sich durch Medikamente nicht senken lässt, was sie auf ihre schlechte psychische Verfassung zurückführt.

« J'ai des traumatismes, vous n'avez pas idée. Ça arrive comme ça brusquement comme ça.

Maintenant je suis séparée de mon enfant pour toujours, pour toute ma vie. Je le verrai plus ! Et c'est ça qui me fait toujours de la peine et des fois il m'appelle, des fois il me dit « Je suis malade », je suis obligé d'envoyer quelque chose pour prendre des soins. C'est ça. À cause de ça que j'ai attrapé la tension artérielle, tension artérielle toujours, toujours. Même si je prends des médicaments. Mon médecin a déjà posé des questions « Qu'est-ce qui ne va pas ? » Même si je prends des médicament la tension reste toujours : hop, hop, hop, hop !

C'est difficile. Ça passe à l'intérieur, y'a pas moyen de dire ça. C'est ça. C'est pénible pour moi. Je ne sais pas, si ça va partir, parce que je pense toujours : mon fils, mon fils, mon fils, mon fils, mon fils. Je ne verrai plus jamais mon fils. Je cherche partout les moyens, mais ça ne va pas. J'ai fait des démarches, ça ne va pas. J'ai fait tout ce que je pouvais, ça ne va pas. Alors, ça reste comme ça.

Il y a toujours des fuites de mémoire. Avec ça, j'ai suivi un long traitement chez un psychologue, (...). Il m'a beaucoup, beaucoup, beaucoup aidé. J'allais en consultation, chaque fois il me donnait, me prescrivait des médicaments, des hypnotiques pour dormir. J'ai suivi ce long traitement pendant je crois bien trois ans. Oui. Et pour le moment, je les prends de temps en temps, si je vois que ça ne va pas, je prends quelques comprimés.” (Marianne)

Die beiden älteren Adoptivkinder sind schon außer Haus, die beiden jüngeren besuchen noch die Schule. **Marianne** setzt ihre Arbeit für die Straßenkinder von Kinshasa fort. Immer wenn sie sich das Porto für ein Paket leisten kann, schickt sie Kinderkleidung, die sie bei karitativen Einrichtungen sammelt, an ihren Sohn, der sie dann weitergibt. Sie selbst sei arm, sagt sie, aber sie könne Menschen helfen, die noch ärmer seien. Marianne erhält inzwischen eine Pensionsersatzleistung von der MA 40, die im Gegensatz zur WMS 14-mal jährlich ausbezahlt wird. Sie würde gerne die österreichische Staatsbürgerschaft annehmen, was ihr aber verwehrt ist, weil sie ihr Einkommen von der MA 40 bezieht – ein Hinderungsgrund, der dem *Fluchtkind* Rohat und seinen Eltern ebenfalls beträchtliches Kopfzerbrechen bereitet (s. S. 59).

“Il faut envoyer aux pauvres. C'est ça que je fais. C'est pour me distraire et pour ne pas rester toujours comme ça à vieillir. (...) Ça me fait du bien. Quand mon fils il dit que : « Oh, ils ont reçu les habits », j'ai dit « Oh ! Je suis contente. » (...) Je fais ça, parce que rester comme ça à la maison sans rien faire on s'accumule des soucis. (...) J'ai fait ça, malgré moi-même je suis pauvre. Mais il faut aussi penser à d'autres pauvres.

I: Vous avez pris la nationalité autrichienne ?

La nationalité ma chère, je ne sais pas. (...) Quand je me suis retrouvée devant cette femme-là [bei der MA 35], elle me demandait : « D'où vient l'argent avec lequel tu vis ? » J'ai dit : « C'est le social qui me donne. » Elle m'a dit que : « Tu n'as pas droit à la nationalité. » J'ai dit : « Pourquoi pas ? » Elle dit : « Non, tu dois travailler. » J'ai dit : « Tu n'as pas regardé mon passeport ? Avec cet âge ? »

L'Autriche est devenue mon pays, parce qu'aucun jour je ne vais pas songer de rentrer là-bas au Congo. (...) Alors ici c'est devenu mon deuxième pays.” (Marianne)

Wir finden in Mariannes Geschichte die Problemfelder **Sprache** und **Qualifikation** (resp. Nostrifizierung) wieder. Sie spricht schlecht Deutsch. Wie bei allen anderen zugewanderten Interviewpartner*innen sind auch ihre Kinder nicht bereit, die Sprachtrainer*innen für die Eltern zu machen. Sie hätte mit besseren Deutschkenntnissen und einer Anerkennung ihres Zeugnisses – sie hatte

ihr Diplom bei der Flucht bei sich – in der Altenpflege arbeiten wollen und können, und damit Jahre des WMS-Bezugs vermieden. Bei ihr kommen noch massive **psychische und auch gesundheitliche Probleme** sowie eine **eingeschränkte soziale Einbindung** hinzu – beides Erfahrungen, von denen Ali nicht berichtet. Ganz im Gegenteil ist er in der somalischen Community in Wien gut verankert und erhält sich so eine gesunde Bindung zum Herkunftsland. Er hat außerdem auch über seine Arbeit soziale Kontakte. Nicht immer ist die Anbindung an die ethnischen Communitys einfach, insbesondere für politisch Verfolgte, das geht auch aus Mariannes Wortmeldungen klar hervor. Unter den Afrikanern und Afrikanerinnen, die in Wien leben, können auch Anhänger*innen der Verfolger*innen oder andere traditionelle „Feinde und Feindinnen“ sein. Daraus entsteht ein gewisses Misstrauen. Marianne erwähnt es jedenfalls ausdrücklich, wenn sie in Österreich eine gute Beziehung zu Menschen aufbauen konnte, mit denen das im Herkunftsland kaum möglich wäre, etwa einer Frau aus Ruanda und einer anderen aus der Republik Kongo (Congo Brazzaville).

„I: Et les enfants, ils parlent toujours en allemand avec vous ?

Moi je leur dis, parlez aussi allemand avec moi. Si vous me parlez en allemand, moi aussi je vais me forcer. Ils disent : « Ha... toi, ton allemand on comprend pas bien. » J'ai dit « Nein, ich kann. Ich kann. Ich bitte euch, mit mir auf Deutsch sprechen. Ok ? » J'essaie un peu, un peu, un peu. Parce que souvent, quand je reste à la maison, je lis. Je lis les livres Deutsch, oui.

On est allé me montrer une chambre là. Dans la chambre il y avait une jeune femme. Cette femme-là c'était une noire. C'était une Rwandaise. Nous les Congolais avec les Rwandais, on ne s'entend pas. Je ne sais pas si vous suivez les histoires qui se passent là-bas ? Parce que les Rwandais, ce sont eux qui nous tuent. (...) Je vous assure, c'est horrible. S'ils viennent dans un village comme ça, ils commencent à égorger les gens. Ils commencent à tuer les gens. Si tu es enceinte, on te prend le bébé. Alors nous, on a peur des Rwandais. Et quand je suis venue là-bas, j'ai rencontré cette jeune femme rwandaise. Elle m'a dit : « Maman, tu viens d'où ? » J'ai dit : « Je viens du Congo-Kinshasa. » La femme a répondu ceci : « Maman, ce sont des politiques là, ça ne nous regarde pas. (...) Toi tu es comme ma maman. Moi aussi j'avais des problèmes là-bas à Rwanda c'est pour cela que j'ai fui. Comme toi tu es ici n'ai pas peur de moi. Je suis comme ta fille, on va rester ensemble. »

Parfois on part avec une dame là, elle est de Brazzaville. Elle est de Congo-Brazzaville. Moi je suis de Congo-Kinshasa. Mais on a fait connaissance au Deutschkurs et nous sommes devenues maintenant des amies.” (Marianne)

Auch **Nadira** sind alle vier Problemfelder gut vertraut: Die Syrerin ist 36 Jahre alt, als sie im Herbst 2017 mit ihrem achtjährigen Sohn in Wien ankommt. Ihr Mann war schon Jahre zuvor nach Österreich geflohen, hat inzwischen Asyl bekommen und holte jetzt Frau und Kind nach. Nadira war ebenfalls nicht im kriegsgebeutelten Syrien geblieben, wo sie zudem kein Geld verdienen konnte, sondern nach Dubai gegangen, wo sie einen Job in der Immobilien-Branche gefunden hat. Doch nicht anders als bei Marianne machten sich Angst, Stress und die belastende Lebenssituation als Flüchtling sehr bald in Form einer Erkrankung bemerkbar, und zwar schon in Dubai: Die erst 35-Jährige erlitt 2014 einen so schweren Bandscheibenvorfall, dass sie nur mit einer Notoperation vor einer dauerhaften Lähmung bewahrt werden konnte. Diffuse Rückenschmerzen, aber auch Bandscheibenprobleme sind besonders weit verbreitete psychosomatische Beschwerden.¹⁶ Ruth Kronsteiner erklärt dazu, dass viele ihrer Patienten und Patientinnen, gerade Geflüchtete, massive Probleme mit den Bandscheiben hätten. Wenn einem oder einer – symbolisch – das Rückgrat gebrochen werde, zeige sich das auch körperlich. In Wien wartet dann nicht nur ihr Mann auf Nadira, sondern auch große Teile ihrer Familie: ihre Mutter, zwei Brüder und eine Schwester.

¹⁶ Siehe auch Fußnote 8.

„Ich hab das plötzlich gehabt. Ich gewusst vorher nie, dass ich hab diese Disk-Scheiben. Ja. Plötzlich auf Ambulanz und nach zwei Tage zu Operation. Weil ich könnte diese Beine verlieren, paralyzed. Das Nerv war sehr gepresst, und es gibt kein Blut mehr, der Nerv eigentlich gestorben ist. (...) Es war Notruf.“ (Nadira)

Doch ihr Start in Wien steht unter keinem guten Stern. Die Einschulung ihres Sohnes führt **Nadira** sogleich vor Augen, mit welchen Klischees sie und das Kind bedacht werden (s. S. 44). Die Familie ist zwar wieder vereint, aber Nadiras Ehe überlebt die lange Trennung nicht. Acht Monate nach ihrer Ankunft in Wien ist Nadira bereits geschieden, zieht zu ihrer Mutter und bezieht erstmalig WMS. Und hier beginnt ein regelrechter Kampf: um eine leistbare Wohnung, um den Erwerb der deutschen Sprache und um eine qualifizierte Arbeit. Schwierig, aber noch immer am einfachsten lässt sich das Problem mit der Wohnung lösen. Nach neun Monaten findet sie eine dunkle, feuchte und kalte Erdgeschosswohnung in einem Altbau. Die MA 40 trägt widerwillig – so schildert es Nadira – einige der Möbel bei: zwei Betten, einen Tisch, vier Sessel und einen Kasten. Dafür muss sie detailliert Auskunft über ihre gescheiterte Ehe geben, was sie als „*embarassing*“ empfindet – immer wenn sie im Interview besonders emotional wird, wechselt sie vom Deutschen ins Englische, das ihr nach wie vor sehr viel leichter von der Zunge geht.

„Ich bin hiergekommen, dann natürlich war ich verheiratet. Und wie ich hergekommen bin, war ein bisschen Problem mit mir und mein Ex. Wir sind jetzt geschieden nach weniger als einem Jahr, das is passiert. Ja. (...) Nach acht Monate. Das war unmöglich, nicht mehr.

Ich hab auch für diese Wohnung für Hilfe nachgefragt für die Möbel. (...) Mehr als einen Monat dauert bis zum Besuch hier. Und die Wohnung war leer. Ich hab die Kühlschrank eingekauft und diese Waschmaschine. Und das war alles, ja. So. Sie haben gesagt: Sie brauchen keine Teppiche, wir fördern keine Teppich. Wir fördern keine Sofa. Wir fordern nur Tisch mit vier Sessel und zwei Betten, Single-Betten und diesen Schrank. Das ist alles. Wir fördern nur das. Und ich sagte, „okay“. Das dauert auch zwei oder drei Termine mit so vielen Rechnungen zu geben und so. Sie hat gesagt, „Warum haben Sie nicht von Deine Ex die Möbel genommen?“ (...) Da war Zeitraum von geschieden, bis ich diese Wohnung [hatte], zu viel Zeit. Wo soll ich diese Möbel [lagern]? Er hat überhaupt nur diese Einbau-, Assemble Möbel. Ich kann nicht was nehmen. Es gibt nix zu nehmen überhaupt. Ja. So sie war ein bisschen persönlich gegangen. Sie hat zu meine Geschichte und warum habe ich getrennt und und warum habe ich und war er Gewalt mit mir und so, und dann so Details, es, es war nicht wichtig, und ein bisschen embarrassing to me, für mich.“ (Nadira)

In Syrien hat **Nadira** einige Jahre als Handy-Verkäuferin gearbeitet und dann mit ihrem Mann gemeinsam ein Fotostudio betrieben. Sie würde in Wien gerne ins Erwerbsleben einsteigen, muss aber feststellen, dass ihr für die Büroberufe, die ihr vorschweben, der passende formale Bildungsabschluss fehlt. Zum AMS geht sie mit der Erwartung, dort eine Beratung zu bekommen, was für Möglichkeiten sie jetzt hat, vor allem für eine Weiterbildung. Ein Irrtum, wie sich rasch erweist. Ihre Beraterin schlägt ihr Jobs als Reinigungskraft oder im Einzelhandel vor, da Nadira nicht gut Deutsch spricht. Doch Nadira ist, anders als Ali, nicht bereit, unter dem Niveau zu arbeiten, das sie gewohnt ist. Zum dritten Mal erzählt sie nun schon von einer Entwertung durch die österreichischen Institutionen: nach der Schule des Sohnes (s. S. 44) und der Sozialarbeit der MA 40 (rund um die Hilfe in besonderen Lebenslagen) agiert nun auch das AMS in einer Form, die Nadira als Demütigung wahrnimmt.

„Ich habe gearbeitet als Handyverkäuferin für drei Jahre. Und ich hatte dann nachher meine eigene, das war mit meinem Mann, wir hatten unsere eigene Studio. Photograph-Studio. Ja. Ja dann kommt die Krieg und, ja, alles war geschlossen. (...) Und dann habe ich nach Dubai gereist. Und

habe ich dort nur ein Jahr gearbeitet. Immobilien-Gebiet. (...) Danach habe ich diese Rücken[operation] und konnte nicht mehr mit einem kleinen Kind und so, das geht nicht.

Wissen Sie, hier habe ich gesucht, [aber] jede Job braucht eine Ausbildung. Das hängt von der Art von dem Job ab, oder? Jeder braucht Ausbildung, kaufmännische Ich-weiß-nicht-was, sie alle verlangen eine Ausbildung. Eine abgeschlossene Ausbildung.

Man kann nicht wissen, welche Ausbildung kann man machen. Welche Möglichkeiten habe ich. Niemand hat mir gesagt, „Sie haben diese Möglichkeiten als, ich weiß nicht, als X zu arbeiten, als das. Wir haben hier und hier und hier. Sie können hier arbeiten. (...) Suchen Sie und das, das, das Sie können. Und Sie können zum Beispiel diese Ausbildung machen, das hilft Dir, oder diese und das oder das.“ Nein. Niemand hat das gesagt. Ich muss auswählen und ich habe keine Ahnung, welche Möglichkeiten hab ich. Das Ziel Zukunft, das Foto ist nicht klar. Und niemand erklärt das.

Startet ein bisschen Probleme mit dem AMS. Erste Termin für mich war mit meine Beraterin. (...) Das war das erste Mal, [dass wir] uns getroffen dort. Meine B1 Kurs war abgeschlossen, ich wollte ein B2 weiterzumachen. Und sie hat mir erzählt, dass sie findet, dass ich keine gute Deutsch kann. Damals war ich, und auch jetzt ich lerne jeden Tag, das ist normal. Sie hat mir gesagt, „Ich glaube, Sie können nicht so gut Deutsch, und ich bin nicht sicher, dass Sie verstehen mich“. Ich hab nicht alles verstanden. Das ist ehrlich zu sein. Aber die großen Punkte habe ich verstanden. Wir haben über die Arbeit äh gesprochen. Und ich hab gesagt, „natürlich will ich arbeiten, aber kann ich nicht weil, weil ich muss ein bisschen noch Deutsch lernen und ich kann nicht so gut, wenn ich höre, verstehen. Ist okay mit lesen, okay mit schreiben, aber mit zuhören habe ich ein bisschen Problem.

Wenn ich hab gesagt, im Büro, sie hat gesagt, „Sie können das nicht. Es wäre sehr schwer für dich. Es ist wie eine Uni. Und acht Stunden pro Tag. (...) Es ist keine gute Idee“. Okay, dann, „was soll ich machen?“ Sie hat gesagt, „Sie können vielleicht putzen oder in Einzelhandel“ (...) und ja, wissen Sie, mit dieser unfreundliche attitude. Nicht mit freundliche attitude.

*Ich hab ein Operation mit meinem Rücken gehabt. In 2014. Das war Disk-Scheibe. Okay. Und seitdem habe ich Probleme, wenn ich lange sitze oder lange stehe oder lange laufe. (...) Habe ich gesagt, „ich kann arbeiten, aber nicht so lange Zeit, Teilzeit, und nicht mit schwere Sache. Wie Einzelhandel oder Putzen oder so“. (...) Sie hat gefragt nach Befunde und so, und ich hab gesagt, „okay, ich bringe mit von meinem Orthopäde, nicht vom Hausarzt“. Aber sie hat gesagt, „ich will keine Fotos. Ich will keine Befunde, diese normalen Befunde. (...) Ich will ein Befund, dass Arzt sagt: Sie können zum Beispiel nicht heben, Sie können nicht laufen.“ **(Nadira)***

Ihre Rückenprobleme bewahren **Nadira** schließlich vor der prekären Arbeit, das Verhalten der AMS-Beraterin empfindet sie aber weiterhin als schikanös und bedrohlich. Bei ihrem zweiten AMS-Termin bringt Nadira die Befunde mit, aber die explizite Bestätigung, dass sie körperlich nicht schwer arbeiten könne, fehlt. Das bestärkt den Eindruck der Beraterin, dass Nadiras Deutschkenntnisse – ihr Sprachniveau ist mittlerweile B1 – sehr schlecht sind. Sie setzt einen neuerlichen Termin drei Tage später an, zu dem Nadira mit jemanden kommen sollte, der dolmetschen könne. In Wahrheit hatte Nadira sehr wohl alles verstanden, konnte sich aber nicht vorstellen, dass die Befunde allein nicht reichen. Dass ihr unterstellt wird, nicht verstanden zu haben, „frustriert“ sie. Doch dabei bleibt es nicht: Die AMS-Beraterin weigert sich, erstens einen B2-Kurs zu bewilligen, und versucht zweitens Nadira von der Idee eine Ausbildung zur Bürokauffrau abzubringen. Resigniert wiederholt Nadira den B1-Kurs.

„... habe ich die Befunde mit mir, aber nicht diese genaue Befunde. Ja. Deswegen hat sie gesagt, „ich will nächste Mal ein Dolmetscher zu bringen.“ Und sie war sehr nervös. Weil ja: „Ich kann Sie nicht bewerten und ich weiß nicht, ob Sie B1 oder A1. Ich kann nicht. Ich bin keine Lehrerin, aber

Sie können nicht verstehen und so.“ Und trotzdem sie will mich nicht B2 geben. Okay. Ich hab nächste Mal nach drei Tage eine neuen Termin mit ihr. (...) Ich hab ein Person, die kann gut Deutsch, mit mir gebracht. Sie hat die gleiche Sache erzählt, die gleiche Sache wie erste Mal. Das war sehr frustrierend. Es ist nur mühsam und anstrengend, wenn meine Beraterin mich frustriert.

Ich hab gesagt beim ersten Termin, dass Bürokauffrau ist mein Wunsch zu lernen.

Sie hat gesagt, dass ich kann das nicht. Das ist zu schwer für mich. Meine Sprachen helfen mir nicht. (...) Es ist Wahrheit, das war vor zwei Jahre ungefähr. „Ja, aber ich will das und ich [will es] versuchen.“ Sie hat gesagt, "nein, Sie haben ein Kind und Sie brauchen lange Zeit. Und Sie können das nicht, einfach.“ Ich hab gesagt, „okay, ich weiß nicht.“ Das war den Hauptgrund von der Frustration eigentlich.“ (Nadira)

Ab dem Frühjahr 2021 überschlagen sich dann die Ereignisse: **Nadira** bekommt von einem Institut eine Einladung zu einem Info-Tag über eine Ausbildung zur Bürokauffrau, die demnächst beginnen soll. Sie ist überrascht und nicht darauf eingestellt, eine ganztägige Ausbildung zu machen. Die Allein-erzieherin hat keine Betreuung für ihren Sohn: nicht nach der Schule und schon gar nicht für die Ferien, in denen die Ausbildung weiterlaufen würde. Sie lehnt deshalb ab. Das bringt die AMS-Beraterin wieder auf den Plan, die wissen möchte, wie Nadiras Kinderbetreuung zeitlich abläuft. Der Bub sei von acht bis zwölf Uhr in der Schule und dann zu Hause, antwortet Nadira. Auf die Rückfrage, ob sie eine Nachmittagsbetreuung organisieren könne, antwortet sie, dass das so kurzfristig nicht möglich sei. Sie hat – nicht anders übrigens als die *Hasardeurin* Doris (s. S. 86) – ausschließlich das städtische Betreuungsangebot im Blick. Daraufhin wird ihr der AMS-Bezug gestrichen, mit der Begründung, sie stehe dem Arbeitsmarkt nur von 8:30 Uhr bis 11:45 Uhr zur Verfügung, und das sei zu kurz.

„Sie haben mich angerufen (...), haben mir gesagt, dass es gibt ein Info-Tag für die Bürokauffrau-Ausbildung, aber niemand before hat mir erzählt, dass es gibt eine Ausbildung und dass sie mich nehmen und dass es zu diese Zeitraum ist. (...) Ich hab gesagt, „es ich okay, aber im Sommer kann ich nicht diese Ausbildung machen, weil mein Sohn ist zu Hause. In der Schule ist okay. Er kann nach der Schule zum Beispiel zu Oma gehen, aber im Sommer ist es sehr schwer, acht oder neun Stunden.“ (...) Ich war überrascht, ich bin nicht vorbereitet [worden] vorher. Mein Sohn hat keine Nachmittagsbetreuung. Und es kommt Sommer gleich, nach ein oder zwei Monate. Und (...) ich habe das nicht geordnet [=organisiert]. Ich hab das gesagt, und er hat gesagt, „ich rede mit Ihrer Beraterin.“ Die gleiche Beraterin, so. Sie hat mir sofort nach zwei, drei Tagen ein E-Mail geschickt (...): „Erzählen Sie mir bitte, wie ordnen Sie die Zeit mit Ihre Sohn oder so?“ Ich hab gesagt, „er ist in der Schule von acht bis zwölf. Und nachher er ist hier in meiner Betreuung, und von Samstag bis Sonntag er ist beim Vater.“ Ja. Das ist alles. Sie hat gesagt, „Sie haben einen Kurs nicht gemacht, weil Sie haben Ihren Sohn nicht in Ordnung gemacht.“ Aber ich habe vorher nicht gewusst, dass es gibt eine Ausbildung in diese Zeit. (...) Wissen Sie, wenn mein Sohn in die Betreuung will, dass muss sein vor der Semester. Ich muss registrieren mit die Magistrat und so, es kann nicht in die gleiche Zeit sein. Sie hat gefragt, „können Sie den Sohn in Betreuung geben?“ Ich hab gesagt, „nein, ich kann nicht.“ (...) Die Antwort war die Abmeldung von der AMS.“ (Nadira)

Was aus dieser Folge von Ereignissen klar hervorgeht: Die AMS-Beraterin zeigt nach der Wahrnehmung von Nadira keinerlei Verständnis, Empathie oder Entgegenkommen, sondern agiert starr und „nach Vorschrift“. Ihr Anliegen scheint nicht zu sein, eine gute Lösung für die Klientin zu finden, sondern sie kurzfristig aus dem Bezug zu bekommen. Gegen nachhaltige Lösungsansätze opponiert sie nach Ansicht von Nadira geradezu. Man ahnt eine Überforderung. Auf der anderen Seite weiß Nadira zu wenig, um mit den österreichischen Behörden umgehen zu können, und ist klar überfordert. Ihre Erwartungen sind einerseits überzogen und andererseits falsch. Ihre AMS-Beraterin ist nicht auf Flüchtlinge spezialisiert und kann daher keine punktgenaue Betreuung anbieten. Nadira weiß nicht,

dass sie dem Arbeitsmarkt zu Verfügung stehen und daher kurzfristig abrufbar sein muss. Die Idee, dass man sie erst fragen müsse, ob die Ausbildung für sie zum richtigen Zeitpunkt komme und ob sie bis dahin eine Kinderbetreuung aufstellen könne, wirkt für „gelernte Österreicher*innen“ eher weltfremd. Das heißt aber, Nadira **fehlt eine Einführung, wie man sich in Österreich erfolgreich bewegt**. Darauf weist auch die Wohnungssuche hin: Sie landet in einer Sub-Standard-Wohnung, statt bei Wiener Wohnen vorstellig zu werden.

„Ich war sehr überrascht, warum hat sie mich abgemeldet von AMS. Ich hab das nicht verstanden. Okay. Dann habe ich verstanden, dass sie hat den Zeitraum gegrenzen von 8:30 bis 11:45. (...) Aber ich hab das nicht gesagt, dass ich bin nicht verfügbar. Nur drei Stunden. Ich hab das nicht gesagt. Aber sie hat das gesagt. Okay. Deswegen hat sie mich abgemeldet. Dann habe ich noch andere E-Mail geschrieben, dass ich bin verfügbar von 8 bis 12. Mein Sohn in der Zeit in der Schule. Wenn eine oder zwei Stunden mehr verlangt ist, ich kann auch mein Sohn zu Oma schicken, trotz Corona. Trotz alles. Ja, das war sehr gestresst. Dann hat sie geantwortet, dass wir Sie wieder angemeldet [haben].“ (Nadira)

Nachdem das Missverständnis geklärt und **Nadira** wieder beim AMS gemeldet ist, wird die Beraterin dreifach aktiv: Nadira wird bei einer gemeinnützigen Jobvermittlung angemeldet, bekommt gleichzeitig einen Deutschkurs (jetzt doch B2) bewilligt und erhält noch eine Gelegenheit für eine Ausbildung zur Bürokauffrau. Angesichts dieser gleichzeitig eintreffenden Angebote, aber auch Herausforderungen ist Nadira bis heute überwältigt. Ihre Überforderung ist mit Händen zu greifen. Der Deutschkurs und die Berufsausbildung sind zeitlich nicht vereinbar, also kontaktiert sie das AMS an und fragt nach, was sie machen soll: wohlgermerkt bei der allgemeinen Information und nicht bei ihrer Beraterin. Die Antwort lautet, sie könne den Sprachkurs absagen. Nadira ist der Meinung, dass dies die falsche Reihenfolge ist, fügt sich aber. Nach einiger Zeit in der vermeintlichen Ausbildung zur Bürokauffrau stellt sich heraus, dass dies nur eine Vorqualifizierung ist und nicht die eigentliche Ausbildung, was keine*r der Teilnehmer*innen wusste. Rund sechs Wochen nach Beginn wird ein Test angesetzt, die nervösen Teilnehmer*innen werden beruhigt: Man wolle nur ihre Stärken und Schwächen herausfinden, das Ergebnis werde keine Konsequenzen haben. Eine weitere Halbwahrheit, denn tatsächlich darf nur ein Teil der Teilnehmer*innen in die endgültige Ausbildung wechseln. Welche Kriterien dafür angelegt worden sind, wird nicht kommuniziert. Nadira meint aber, dass die erfolgreichen Kollegen und Kolleginnen alle besser Deutsch konnten. Jene, die den Test nicht bestanden hatten, bleiben in der Maßnahme, ohne dass es dort etwas zu tun gäbe. Sie verbringt sechs Wochen lang jeden Tag von acht bis zwölf Uhr dort und plaudert. Das erinnert frappant an Rohats Bericht über die überbetriebliche Lehre, die er unter anderem genau wegen der stundenlangen Untätigkeit ständig geschwänzt hat (s. S. 51).

„[Ich] habe auch B2 gekriegt. Aber gleichzeitig sie hat mir in Bürokauffrau-Ausbildung auch gemeldet. Drei Sache miteinander. Habe ich gesagt, ist okay. Das war auch im Sommer, wo es gibt kein Schule. Und es gibt Corona. Und es gibt alles. (...) Es war ein bisschen Stress mit der [Jobvermittlungs] Firma, weil okay, ich muss mich bewerben. (...) Nach einer Woche war dieser Informationstag von der Ausbildung. Okay. Ich bin dort gegangen, und wir haben einen einfachen Test gemacht für zweieinhalb Stunden. Wir haben keine Information gekriegen, wann und wo und wie lange und so [der Kurs sein wird]. Habe ich drei oder vier Tage nach diesem Test ein E-Mail bekommen, dass es startet nächsten Montag. Okay. Und ich bin gleichzeitig in dem Deutschkurs. Dann habe ich eine E-Mail zu AMS geschickt, nicht zu meiner Beraterin, sondern in Allgemein, dass ich habe gleichzeitig eine Ausbildung und Deutschkurs und ich kann nicht beides. (...) Er hat gesagt, „Ja, Sie können den Deutschkurs verlassen und Sie können die Ausbildung beginnen.“ So habe ich das gemacht und mit der Ausbildung angefangen. Wir haben gedacht, dass ist eine Bürokauffrau-Aus[bildung]. Okay. Dann sie haben uns erzählt, das ist eine Vorqualifizierung. (...) Nach zwei Wochen sie haben ein Test gemacht. Vorher haben sie gesagt, „wir machen einen Test, haben Sie keine Sorgen, wir bewerten

niemand hier. Wir wollen nur die Schwächen von Ihnen zu wissen, um es zu bearbeiten und so und zu stärken. Es ist keine Bewertung.“ Wir haben das gemacht, und danach haben sie eine Gruppe von uns genommen, vier Leute oder fünf Leute, ich weiß nicht. Und niemand weiß, warum haben sie diese Gruppe genommen und die anderen [nicht]. Wir haben nicht verstanden. Niemand von uns hat es verstanden. (...) Aber sie haben sehr gute Deutschkenntnisse. Ja, das war offensichtlich, ja. Dann haben wir gesagt, was machen wir dann hier? Sie haben uns gesagt, „jetzt sitzen Sie, hören zu, und wir schauen, wie Sie [sich] entwickeln“. (...) Ich hab dort geblieben für sechs Wochen. Und ich weiß nicht, was ich dort mache. Jeden Tag kommt ein Trainer, und wir verbringen diese vier Stunden von 8 bis 12 mit keinem Ziel. Nein, es gibt nix zu machen. Nur wir plaudern und so.“ (Nadira)

Nadira bleibt, anders als Rohat, der Maßnahme treu. Schließlich wird ihr mitgeteilt, dass sie nun eine Ausbildung zur Versicherungskauffrau machen werde. Sie kann sich weder unter der Ausbildung noch unter ihrem zukünftigen Tätigkeitsfeld etwas vorstellen. Informationen erhält sie vom Trainer erst auf ausdrückliche Nachfrage. Niemand hat sich jemals erkundigt, ob sie gerne als Versicherungskauffrau arbeiten möchte. Sie konnte die Tränen kaum unterdrücken, als sie im Interview darüber erzählte.

„Dann sie haben mir einen Stundenplan gegeben, dass sie haben mich in Versicherungskauffrauausbildung angemeldet. Ich hab gesagt, ich habe keine Ahnung, was ist eine Versicherungskauffrau, was macht sie? Der Trainer hat gesagt, es ist 80 Prozent Bürokauffrau und das andere ist Spezifizierung: „Wenn Sie wollen, wenn Sie das schaffen, können Sie noch kurze Ausbildung machen für Bürokauffrau. Es dauert 18 Monate, diese Ausbildung.“ Aber der Punkt ist, niemand hat mich gefragt.“ (Nadira)

In der Ausbildung machen **Nadira** die Inhalte nicht zu schaffen, aber sie versteht die Lernunterlagen aus sprachlichen Gründen nur sehr schwer. Der Deutschkurs B2 fehlt ihr. Sie hat nach all diesen Erfahrungen, die sie als entwertend und entmündigend empfindet, Angst vor den österreichischen Behörden und Institutionen: vor der AMS-Beraterin („Ich hab Angst vor her.“), vor der Polizei, die ihren Sohn bedroht hat, ohne etwas Greifbares in der Hand zu haben (s. S. 47), oder vor vagen Gefahren für den Sohn, die im Park oder im Jugendzentrum lauern könnten. Immerhin haben Polizei und Schule solche Gefahren angedeutet, die sie im sicheren Wien eigentlich nicht vermutet hätte. Weinend sagt sie am Ende des Interviews, dass sie unendlich viel Angst im Krieg in Syrien gehabt habe und jetzt eigentlich keine Angst mehr haben wolle. Ihre Erfahrungen mit den österreichischen Institutionen erinnern sie also an ihre Fluchtgründe und lassen so eventuelle traumatische Erlebnisse virulent werden. Psychische Probleme werden so verfestigt statt geheilt.

„I: Und die Ausbildung, die Sie jetzt machen, ist das jetzt für Sie interessant? Diese Versicherungskauffrau-Ausbildung? (...) Es ist interessant, aber ich habe Schwierigkeiten mit Deutsch, so viele Schwierigkeiten. Wir haben diese Bücher, und wir sollen auf Deutsch verstehen, es ist nicht einfach. Ich hab Schwierigkeiten eigentlich mit Deutsch, nicht mit die Prospekte von die Versicherungsthema, sondern mit die deutsche Sprache.“ (Nadira)

Die Erfahrungen Nadiras mit den österreichischen Institutionen machen nicht nur klar, wo es zu einem Versagen beim Auffangen von Flüchtlingen kommen kann, sondern sie **enthüllen auch den prinzipiell entwertenden Zugang, den diese Institutionen Klienten und Klientinnen gegenüber an den Tag legen können** – deshalb haben wir diese drei Jahre genau nachgezeichnet und lange Zitate eingebunden. Nadira ist nicht in Österreich sozialisiert, verhält sich also ständig „falsch“, das heißt anders als jene, die mit dem System vertraut sind und daher wissen, was von ihnen erwartet wird. So gelingt der „Fremden“ quasi eine Entlarvung. Sie erhält keinerlei Beratung oder Unterstützung und erfährt immer wieder Demütigungen. Sie wird nicht nach ihren Wünschen und Bedürfnissen gefragt, hinter

Licht geführt und offen belogen. Indem man eine ständige und kurzfristige Verfügbarkeit voraussetzt, nimmt man ihr die Verfügungsmacht über das eigene Leben. Zeigt sie sich nicht hinreichend unterwürfig, wird sie bestraft.

Dass all dies so ungeschönt ans Licht kommt, liegt zu einem beträchtlichen Teil an **Nadira** selbst, denn sie ist für alle ersichtlich überdurchschnittlich verwundbar: eine durch Krieg und Flucht traumatisierte sowie durch die ungewohnte Umgebung und Sprachlosigkeit verunsicherte Frau, die sehr viel vom dem verloren hat, was ihr Leben ausgemacht hat: vom Lebensstandard bis zum privaten Glück. Sie zeigt also eine Schwäche, die geradezu einlädt, ausgenutzt zu werden – wehrt sich aber gleichzeitig, weil sie in ihrer Vergangenheit deutlich stärker war und diese Stärke wiedergewinnen möchte. Gerade damit ruft sie den Widerstand des „Systems“ hervor. Sie steht im Kampf gegen die Institutionen genauso auf verlorenem Posten wie die beiden widerständigen *Hasardeurinnen* Doris und Ursula, aber ohne deren Freude an der Gegenrede. Sie ist weitaus weniger geschickt als Ali, der sich zuerst den klischeehaften Erwartungen an einen Asylberechtigten aus Afrika unterwirft, also systemkonform verhält (indem er zB prekäre Arbeiten annimmt), dann aber – nachdem er die neuen Rahmenbedingungen ausreichend kennengelernt hat – gezielt seine Interessen durchzusetzen weiß. Sie ist auch weniger geschickt als Marianne, die ja auch vielfach scheitert, sich aber zumindest eine Psychotherapie organisieren kann, die ihr weiterhilft. Nadira fehlt Mariannes medizinisches Fachwissen, deshalb versteht sie nicht, dass ihr eine therapeutische Betreuung beim Umgang mit den praktischen Problemen helfen würde.

Und so leidet **Nadira** nach wie vor unter sehr starken Rückenschmerzen und ist in regelmäßiger medizinischer Behandlung. Sie fürchtet, mitten in ihrer Ausbildung einen Job annehmen zu müssen, den ihr die gemeinnützige Jobvermittlung beschaffen könnte, bei der sie auf Anweisung der AMS-Beraterin noch immer gemeldet ist. Ihr Sohn geht inzwischen in die Mittelschule und ist stark übergewichtig. Ihre Angst schränkt auch sein Leben ein, isoliert sie ihn doch in der Freizeit fast völlig.

„Jedes Jahr brauch ich eine Therapie. Ich erreiche diese Punkte, dass ich habe so viel jetzt Schmerzen. Und so viel Nerv-Schmerzen mit Beine. Ich kann nicht so gut laufen. Ich kann nicht mein Körper bedienen, meine Bedürfnisse machen: (...) einkaufen oder putzen oder etwas kochen. Wenn ich diese Punkte erreiche, dann ich gehe zum Arzt, und er verschreibt diese Physiomassage und Elektro[behandlung] und er gibt mir immer Tablette. Ich war letzte Woche beim Arzt. Und er hat diese Spritze zu mir gegeben in den Rücken und auch diese Massage verschrieben.

[Mein Sohn] hat Übergewicht. Und ich versuche hier Diät zu machen. Ich habe ihn im Sportstudio gemeldet. Aber es ist, es, es nimmt so lange Zeit, weil er ist ein Kind. Und er kann nicht verstehen, nicht zu essen so viel. Oder nicht zu essen.

*In der Ausbildung ich spreche Deutsch auch. Es gibt keine arabische Leute, nur eine. Das macht mich Deutsch sprechen. Es ist gute Sache. Es ist okay für mich, ich bin glücklich da. Ja. Und mit meinem Sohn, mein Sohn will mit mir nicht Deutsch sprechen. Weil er: „nein, Mama, bitte sprechen Sie kein Deutsch. Weil es ist ein bisschen lächerlich, wenn Sie Deutsch sprechen. Sie können kein Deutsch“. Sagt er ja, aber ich sage, „Bitte hilf mir, okay, lern es mir ein bisschen, ich brauche dir.“ Sagt er, „ja, okay“. Er hilft mir zwei, drei Worte, dann es ist genug.“ (**Nadira**)*

Die Erfahrungsberichte von Ali, Marianne und Nadira machen klar, dass gute **Deutschkenntnisse** eine zentrale Voraussetzung für ein erfolgreiches Leben von Flüchtlingen in Wien sind, aber auch nicht mehr. Sie allein sind nicht ausreichend. Ali, Marianne und Nadira fehlt eine **profunde Einführung in die praktischen Belange des Alltagslebens in Österreich und in die Möglichkeiten, die sie hier haben**: Ali ist viel zu lang in prekären Berufen tätig. Marianne weiß nichts von der Sozialhilfe und schafft es nicht, im Pflegebereich unterzukommen. Nadira verirrt sich ständig im bürokratischen Dschungel.

Eine **Qualifizierung** und damit einen Anschluss an das Leben vor der Flucht zu erreichen, ist ein Kraftakt. Ressourcen, die mitgebracht werden, finden keine Anerkennung, werden nicht als solche wahrgenommen. So als ob Menschen, die vor Verfolgung und Flucht geflohen sind, alle „Armutsfüchtlinge“ ohne Ausbildung seien. Es wirkt fast so, als ob eine wohl unbewusste Gleichstellung erfolgt mit jenen, die als „Gastarbeiter*innen“ im kollektiven österreichischen Gedächtnis geblieben sind: Alle werden undifferenziert als „Ausländer*innen“ wahrgenommen. Dass das **AMS keine individuelle Beratung und Begleitung** anbietet, wird auch in anderen Interviews kritisch angesprochen, doch bei keiner anderen Gruppe werden die negativen Folgen so offensichtlich wie bei den drei befragten Flüchtlingen. Aus ihren mangelhaften Deutschkenntnissen wird geschlossen, dass ihre anderen Fähigkeiten und ihr Wissen ebenso defizitär sind. Das gilt übrigens nicht nur für Flüchtlinge, sondern für Zugewanderte überhaupt.¹⁷ Dass bei psychischen Problemen öfter weg- als hin geschaut wird, trifft Flüchtlinge ebenso wie andere, die psychisch tief beeinträchtigende Erlebnisse hinter sich haben. Dass Marianne eine **Therapie** bekommen hat, weist darauf hin, dass es für Geflüchtete vielleicht sogar leichter ist, eine Behandlung zu erhalten als für andere, denn dass Verfolgung, Krieg und Flucht traumatisieren, ist gesellschaftlich allgemein anerkannt, andere psychische Verletzungen weit weniger.

Ein langes Fazit – und noch mehr

Um die Wirkung der Wiener Mindestsicherung (WMS) auf Bezieherinnen und Bezieher festzumachen, haben wir die Lebensgeschichten von 18 Menschen analysiert, die aktuell eine Leistung der WMS beziehen oder bis vor ganz kurzer Zeit bezogen haben. Darunter waren drei Asylberechtigte und zwei Menschen mit schwerer Behinderung, für die die WMS eine garantierte Leistung ist: bei den einen, bis sie in Österreich ihren Lebensunterhalt selbst verdienen können, bei den anderen als fixes Einkommen für ihr ganzes Leben. Die restlichen 13 Personen haben einen mehr oder minder langen Weg hinter sich, der schließlich in das letzte soziale Netz der Stadt Wien geführt hat, aber auch während des WMS-Bezugs noch nachwirkt und so dazu beiträgt, dass viele Befragte über lange Zeit hinweg von der Mindestsicherung abhängig bleiben: das Maximum lag bei 14 Jahren, das Minimum bei zwei Monaten.

Ziel unserer qualitativen Studie (für den methodischen Zugang s. S. 4) war eine ganzheitliche Betrachtung der Bezieherinnen und Bezieher, und das spiegelt sich in den Ergebnissen wieder. Fünf Wege in die WMS konnten wir empirisch abgesichert ermitteln: Sie beginnen teilweise in der frühen Kindheit und reichen bis in die Gegenwart, also über den ersten Bezug der WMS heraus, der in die Lebensgeschichte eingebettet ist, manchmal etwas an ihr verändert und manchmal auch nicht. Wir haben die Wege in die WMS ebenso nachgezeichnet wie das Leben mit einem WMS-Bezug. Und wir haben danach gefragt, wie erfolgreiche Wege aus der WMS aussehen bzw. aussehen könnten.

¹⁷ Das folgende Zitat stammt aus einer Studie über Armut in der Corona-Krise. Eine Opernsängerin aus Ungarn fand sich in einem Lockdown plötzlich in der Betreuung des AMS wieder: „Dann kam ich dann so plötzlich zu einer ganz normalen Betreuerin, das war für mich total neu. Und die Anrufe, also wenn man sowieso verunsichert ist und man sich ein bisschen so angeschlagen fühlt – es hat geheißen wirklich: Jetzt schicken wir Sie putzen. Mit diesen Wörtern. Und natürlich das spielt auch eine Rolle, dass ich einen Akzent habe und so, da haben sie es nicht eingeschätzt. Aber ich habe kämpfen müssen, also ich habe dann die Vorgesetzte anrufen müssen und gesagt: (...) Wir waren bei den Festspielen beschäftigt (...) Schauen sie mal hin. Dann habe ich meine zwei Diplome hingeschickt, ja. Und dann wollte sie noch immer nicht begreifen. (...) Da fühlt man sich so wirklich so total entmachtet.“ (Dawid, E. (2021). Armutsbetroffene und die Corona-Krise 2.0, BMSGPK, S. 20).

Wir unterscheiden die folgenden fünf Wege in die WMS und darüber hinaus:

- Weg 1: *leise und laute Systemsprengerinnen und -sprenger* (s. S. 7)
- Weg 2: *Opfer von Beziehungsgewalt* (s. S. 24)
- Weg 3: *Fluchtkinder* (s. S. 41)
- Weg 4: *Downsized* (s. S. 41)
- Weg 5: *Hasardeurinnen und Hasardeure* (s. S. 76)

Dies ist keine Kurzfassung der von uns ermittelten Wege in die WMS, sondern tatsächlich ein Fazit, also eine Präsentation der Schlussfolgerungen, die man aus den zentralen Ergebnissen ziehen kann. Wer nur das Fazit liest, verzichtet auf die Informationen über die enge Verkettung der einzelnen Faktoren, die die Stationen auf den fünf Wegen in die WMS bilden, und damit auf einen – wie wir finden – besonders erhellenden Teil unserer Erkenntnisse.

Um es Eiligen trotzdem leichter zu machen, haben wir die Kapitel über die einzelnen Wege jeweils mit einer kurzen Zusammenfassung und einer schematischen Darstellung begonnen. Im Text finden sich noch zusätzlich zwei gelb unterlegte Kästen, die auf die Situation der Bezieher und Bezieherinnen bei der Erstantragsstellung sowie zum Zeitpunkt der Interviews Bezug nehmen. So kann man sich schnell einen ersten Überblick verschaffen.

In das Fazit haben wir einige Details eingeflochten, die im Hauptteil des Berichts keinen Platz fanden, ebenso wie Erkenntnisse aus den Interviews mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aus NGO-Beratungsstellen bzw. aus den Sozialzentren der MA 40, die als Vorbereitung für die Befragung der Bezieher*innen durchgeführt worden sind.

Was die fünf Wege in die WMS verbindet

Die 13 Lebensgeschichten, die den fünf von uns ermittelten Wegen zugrunde liegen, weichen von dem ab, was wir unter „normal“ verstehen – auch von dem, was die Befragten selbst als „normal“ wahrnehmen, wie einige von ihnen in den Interviews ausdrücklich sagten. Dass jemand vom letzten sozialen Netz aufgefangen werden muss, setzt voraus, dass davor etwas vorgefallen ist, das aus dem Rahmen der Normalität fällt. De facto ist es nicht ein Ereignis, sondern es sind immer mehrere Faktoren, die in einen WMS-Bezug führen, und diese Faktoren sind je nach Weg unterschiedlich und zudem auf eine spezifische Weise miteinander verbunden. Wir wollen diese Verknüpfungen nicht brechen, weil sie ebenso fixe Bestandteile der Wege sind wie die einzelnen Stationen, greifen hier aber trotzdem ein paar Gemeinsamkeiten heraus, die ins Auge fallen. Sie allein reichen jedoch nicht aus, um die Wege in die WMS zu verstehen.

Mit überraschender und bestürzender Klarheit spielt häusliche *Gewalt* gegen Kinder und Frauen eine prägende Rolle im Leben vieler Menschen, die WMS erhalten. Die Erfahrung von *Vernachlässigung* und Gewalt im Kindesalter – sei es gegen eine*n selbst, sei es gegen die Mutter – in einem Umfeld, das Geborgenheit geben sollte, wirkt unterschiedlich stark nach, je nachdem wie gut es dem sozialen Umfeld – zB der Familie oder professionellen Helfern bzw. Helferinnen – gelingt, die psychischen Folgen aufzufangen. Je mehr das missglückt, desto näher ist ein WMS-Bezug. Selbst wenn es in der Kindheit und Jugend fürs erste gelingt, die Folgen der Gewalt zu bewältigen, bleibt eine hohe Verwundbarkeit zurück, die im Zusammenspiel mit anderen Faktoren später im Leben ebenfalls in einen WMS-Bezug führen kann. Frauen (und Männer), die über lange Zeit Beziehungsgewalt erlebt haben, tragen schwere psychische Beeinträchtigungen davon, die sie nach der Trennung vom Gewalttäter

(der Gewalttäterin) in einen WMS-Bezug führen können, wenn sie keine anderen finanziellen Ressourcen haben. Das „normale“ Leben zu meistern, ist ihnen nämlich häufig für eine geraume Weile kaum möglich.

Ebenfalls Gewalterfahrungen, wenn auch anderer Art, machen Kinder, die mit ihrer Familie vor Verfolgung und Krieg flüchten müssen. Auch ihre (häufig traumatisierten) Eltern sind oft nicht in der Lage, ihre Rolle in der Familie voll auszufüllen. Das ist zwar nicht mit einer schweren Vernachlässigung gleichzusetzen, trotzdem blicken die *Fluchtkinder* auf ähnliche Erfahrungen wie die Opfer häuslicher Gewalt zurück – mit ähnlichen Folgen, die in die WMS führen können, wenn die Folgen vom sozialen und institutionellen Umfeld nicht ausreichend aufgefangen werden.

*„Ich denke einfach, dass es, wie gesagt, generationenübergreifend ist und es natürlich Kinder gibt aus Familien, die sagen, he, so will ich nicht leben. Ich will nicht vom Staat abhängig sein. [...] Aber ich denke, die Regel bestätigt, dass: wie die Eltern so die Kinder.“ (MA 40 Referent*in)*

Sowohl die Mitarbeiter*innen der gemeinnützigen Beratungsstellen als auch jene der MA 40, die wir im Vorfeld befragt haben, beobachten, dass der *WMS-Bezug in manchen Familien von Generation zu Generation übertragen* zu werden scheint. Eine Erklärung dafür hatte keine*r, aber manche der Experten und Expertinnen aus den Sozialzentren waren davon deutlich irritiert und vermuteten einen gewollten und bewussten Schritt in ein arbeitsfreies und finanziell abgesichertes Leben mit WMS. Auch die von uns ermittelten Wege zeigen, dass der WMS-Bezug quasi vererbt werden kann, allerdings liegt dem nicht die vermutete Freiwilligkeit zugrunde, sondern Verhaltensmuster, die trotz des massiven Schadens, den sie anrichten, weitergegeben werden. Wer als Kind zB Gewalt und Vernachlässigung erlitten hat und danach nicht aufgefangen wurde, ist häufig nicht fähig, sich um die eigenen Kinder zu kümmern. Und so können zB Alkoholismus und Drogensucht über die Generationen weitergegeben werden, stets als Mittel, den nicht bewältigten psychischen Schmerz zu betäuben. Oder es gibt auch jene, die als Kinder von den ausgewanderten Eltern bei Verwandten im Herkunftsland zurückgelassen wurden und darunter litten, später aber mit ihren Kindern genau das Gleiche machen – auch wenn sie es als Eltern dann kaum ertragen. Wenn es der Familie oder dem Hilfesystem nicht gelingt, psychische Wunden zu versorgen und so die schädlichen Verhaltensmuster zu durchbrechen, kann der WMS-Bezug tatsächlich weitergegeben werden: als Folge eines schweren Erbes.

Von den 13 Befragten, deren Weg in WMS wir verfolgen konnten, haben sich nach Abschluss der Schulpflicht zehn für eine *Lehre* entschieden, aber nur eine Frau arbeitete zum Zeitpunkt der Interviews in ihrem erlernten Beruf. Die anderen haben die Lehre erfolgreich abgeschlossen, sich dann aber für ein anderes Tätigkeitsfeld entschieden, oder die Lehrzeit vollständig hinter sich gebracht, aber auf die Abschlussprüfung verzichtet, oder sie haben die Lehre schon früher abgebrochen. Nur ein einziger von diesen neun Personen hat unmittelbar an die Lehre eine andere Ausbildung abgeschlossen und dann in dem neuen Beruf gearbeitet. Viel häufiger fiel die Wahl auf einen Arbeitsbereich, für den keine Ausbildung nötig ist, was am Arbeitsmarkt einem Verzicht auf die Vorteile einer Qualifikation gleichkommt. Warum es zu den Abbrüchen oder Berufswechseln kommt, ist individuell verschieden, die Lehre birgt jedoch – wenn sie mit anderen Faktoren zusammenkommt – ein erhöhtes Risiko, zu einer Bruchstelle in der Lebensgeschichte zu werden, die sich in weiterer Folge äußerst negativ auswirken kann.

Was es bedeutet, prekär zu arbeiten, ist der Mehrheit der Interviewpartner*innen aus eigener Anschauung bekannt. Hinter dieser Gemeinsamkeit verschwindet, dass einige der aktuell prekären Tätigkeitsfelder vor einigen Jahrzehnten noch anders ausgesehen haben, damals nämlich, als ältere Bezieher*innen sich für sie (und damit für eine höhere Bezahlung und auch bessere Arbeitsbedingungen) entschieden haben. Mangelhafte berufliche Qualifikation (das bedeutet in unserer Studie vor

allem eine abgebrochene oder nicht genutzte Lehre), aber auch lange Pausen in der offiziellen Berufsbiographie oder schlechte Deutschkenntnisse führen fast zwangsläufig in *prekäre Arbeit*. Diese Kette scheint von den Weiterbildungs- oder Vermittlungsangeboten des AMS nur unzureichend durchbrochen zu werden, ganz im Gegenteil haben die befragten Flüchtlinge zB den Eindruck, vom AMS geradezu in prekäre Arbeitsfelder gedrängt zu werden.

Unter den Befragten sind auffallend viele Singles. Nur fünf haben eine Partnerschaft, davon leben wiederum nur zwei mit dem Partner bzw. der Partnerin in einer gemeinsamen Wohnung. Die Suche nach *Bindung* im Privaten, aber auch in Betreuungseinrichtungen, Schule oder Arbeit zieht sich durch alle fünf Wege in die WMS. Es geht um die emotionale Nähe zu Menschen genauso wie zB um die Identifikation mit der Ausbildung, den arbeitgebenden Unternehmen oder dem Beruf. Ein Blick auf das Fehlen bzw. Vorhandensein von Bindungen und Bindungsfähigkeit ist essentiell, um die Wege in die WMS zu verstehen, vor allem aber ist das Herstellen von Bindung ein Schlüssel, um Wege aus der Mindestsicherung anbieten zu können: für Behörden sowie gemeinnützige Beratungs- und Betreuungsinstitutionen gleichermaßen (s. S. 131).

Das *private soziale Netz* – also jene Menschen, zu denen eine Bindung besteht – spielt eine wichtige Rolle. Erstens weil die Beziehenden der WMS regelmäßig sehr schnelle und unkomplizierte Hilfe benötigen (s. S. 147), zweitens weil viele von ihnen mit der Bürokratie nicht gut umgehen können bzw. die Bürokratie nicht mit ihnen. So fällt zB auf, dass Jobs sehr viel eher über private Kontakte gefunden werden als über das AMS, das fast durchgehend bei der Arbeitsvermittlung scheitert und von unseren Interviewpartnern und -partnerinnen tendenziell als sinnlos wahrgenommen wird (s. S. 126).

Betreuungspflichten, aber auch der Wunsch, auf jeden Fall selbst zu betreuen, finden sich bei vielen befragten (alleinerziehenden) Frauen auf ihrem Weg in die Mindestsicherung. Sie scheitern regelmäßig an der Suche nach einem qualifizierten Teilzeitarbeitsplatz und nach einem Kindergartenplatz der Stadt Wien. Die Grenzen zwischen Nichtkönnen und Nichtwollen sind häufig nur schwer auszumachen und wohl auch den Betroffenen selbst nicht immer bewusst: Wieso zahlen manche Frauen einen privaten Betreuungsplatz und bringen die Kinder erst im öffentlichen Kindergarten unter, sobald sie Ausbildung oder Job gefunden haben, während andere Frauen nur die Kindergärten der Stadt Wien als Option wahrnehmen? Wieso betonen sie ihre zeitliche Flexibilität, können dann aber bei konkreten Teilzeit-Jobangeboten doch nie zusagen? Kinder sind auch eine Möglichkeit, auf gesellschaftlich akzeptierte Art den Einstieg in den Arbeitsmarkt zu verzögern, zB auch indem die Frauen mehrmals hintereinander schwanger werden oder eine*n Nachzügler*in bekommen, wenn der Wiedereinstieg unaufschiebbar ist. Wir finden in den von ermittelten Wegen einige Hinweise auf die Gründe dafür, warum manche Mütter die Kinder unbedingt selbst betreuen wollen, oder auch dafür, warum sie selbst die Versorgung durch das öffentliche Hilfesystem nötig haben.

„Wo ich gnommen worden wär, so Öffentlichkeitsarbeit für [XXX], für das Nachhilfe-Institut, aber da wären wieder, es wär zwar Teilzeit gwesen aber jedes Wochenende. Jedes Wochenende beide Tage. Und das geht halt mit meinem Sohn nicht. Also beim allerbesten Willen wär das halt nicht gangen.“ (Doris, Hasardeurin)

Die *Sehnsucht nach einem besseren Leben* durchzieht viele der Lebensgeschichten, die den von uns ermittelten Wegen in die WMS zugrunde liegen. Es geht zwar auch um finanzielle Aspekte, aber vor allem um den sozialen Status. Dieser wird gehoben, wenn man für ein Unternehmen mit gutem Image bzw. in einem Geschäft in guter Lage arbeitet, aber auch durch den persönlichen Kontakt mit bekannten Personen des öffentlichen Lebens. Manche versuchen den sozialen Aufstieg mit rationalen Mitteln (zB durch höhere Bildung) zu erreichen, auch wenn es sie die letzte Kraft kostet. Andere bauen in Ermangelung von realen Perspektiven auf Luftschlösser: die jungen Burschen auf eine Karriere als Fußballstar, die Erwachsenen auf hochfliegende Geschäftsideen, die sie auf selbstständiger

Basis zu verwirklichen versuchen. Doch all das kann schief gehen und birgt dann die Gefahr eines WMS-Bezugs: wenn die Gesundheit unter der Kraftanstrengung zusammenbricht, wenn man die Schule wegen des Fußballtraums vernachlässigt oder wenn man sich für die eigene Firma in Schulden stürzt.

Flucht und Asyl führen sehr oft zumindest für eine gewisse Zeit in einen WMS-Bezug, weil Asylberechtigte nach ihrem positiven Bescheid einen Anspruch auf Mindestsicherung haben. Wir haben den Flüchtlingen ein eigenes Kapitel gewidmet (s. S. 101), obwohl wir für sie keine empirisch abgesicherten Wege aus der WMS ermitteln konnten. Sie sind WMS-Bezieher*innen mit besonderen Bedürfnissen, an denen das öffentliche Hilfesystem regelmäßig scheitert – und umgekehrt können Geflüchtete mit dem Hilfesystem häufig nicht gut umgehen. Dieses aneinander Vorbeigieren macht nicht nur den Unterstützungsbedarf der Flüchtlinge sichtbar, sondern vor allem auch die Schwächen des Hilfesystems, die bei weitem nicht nur jene zu spüren bekommen, die als Asylberechtigte in Wien leben. Schlüsselworte sind hier Respekt und Betreuungsqualität.

Wir haben noch eine zweite Gruppe mit besonderen Bedürfnissen in unsere Studie aufgenommen und zwei Interviews mit geistig *behinderten Menschen* bzw. deren Erwachsenenvertreterinnen geführt: Julia ist 25 Jahre alt, lebt in ihrer eigenen Wohnung, bekommt Pflegegeld der Stufe 3 und war bis zur Covid-19-Pandemie in einer Behindertenwerkstatt aktiv. Sie kam mit ihrer Erwachsenenvertreterin zum Interview, die alles Administrative für sie erledigt. Was ihr im Zusammenhang mit der WMS einfällt, ist der plötzlicher Ausfall des Einkommens, als ein Verlängerungsantrag bei der Behörde einmal in Verstoß gerät. Sie kann die laufenden Kosten nicht mehr bezahlen und ist darauf angewiesen, sich im Freundeskreis Geld auszuborgen, was für sie eine eindeutig unangenehme Erinnerung ist. Hier wird klar, dass sie keinerlei Rücklagen hat und beim Wegfall der WMS auf private Hilfe angewiesen ist, wie übrigens auch im Falle von höheren Sonderausgaben wie die der Neuanschaffung von Geräten. Das weist auf ein Leben in der Nähe von Armut hin. Lily hingegen lebt in der Wohnung ihrer alleinerziehenden Mutter. Sie ist 22 Jahre alt, bezieht Pflegegeld der Stufe 4 und arbeitet in einer Behindertenwerkstatt. Ihre Mutter, mit der wir das Gespräch führten, ist gleichzeitig ihre Erwachsenenvertreterin und hat einen hoch qualifizierten 25-Stunden-Job. Die finanzielle Situation in Lilys Haushalt ist deutlich entspannter als bei Julia.

Menschen mit Behinderung werden in der Diskussion über Armut häufig übersehen. Dass sie von der Sozialhilfe leben müssen, macht klarer, dass sie in Österreich zu den potentiell Armutsgefährdeten gehören. Andererseits haben sie im System der WMS eine Sonderstellung, die einen Vergleich mit den anderen Beziehern und Bezieherinnen sehr erschwert. Sie erhalten (derzeit in Form des monatlichen Behindertenzuschlags) nicht 12 Auszahlungen pro Jahr (wie alle anderen), sondern in Summe 14. Dazu kommen andere Vergünstigungen, wie die Befreiung von der motorbezogenen Versicherungssteuer und der Kurzparkzonengebühr für Autos, die ihnen zur Verfügung stehen. Andererseits sind sie, sofern sie mit ihren Eltern zusammenleben, bei diesen mitversichert, was sie die Befreiung von der Rezeptgebühr kostet, was wiederum dadurch mehr als aufgewogen wird, dass die volljährigen behinderten Kinder den Status einer eigenen Bedarfsgemeinschaft bekommen, auch wenn sie in der elterlichen Wohnung leben. Diese vielen Besonderheiten schaffen Unklarheit und in weiterer Folge auch Unzufriedenheit. Auf jeden Fall haben die beiden Erwachsenenvertreterinnen das Gefühl, dass die beiden jungen Frauen nicht gut im System der Sozialhilfe aufgehoben sind. Was für Lilys Mutter ebenfalls eine Rolle spielt: Sie möchte ihre Tochter, die ja nicht arbeiten könne, nicht in einen Topf geworfen sehen mit jenen, die vermeintlich nicht arbeiten wollen.

„Ich würde mir schon auch wünschen, das Wording ein bisschen anders zu gestalten. Als jemand der nicht arbeiten kann, nicht weil er nicht will. Weil halt manche das Sozialsystem ausnutzen, (...) also diese Gleichstellung von..., ja.“ (Lilys Mutter, Menschen mit Behinderung)

Es gibt also Erwachsenenvertreterinnen, die finden, dass der Bezug der Sozialleistung WMS Menschen mit Behinderung entwertet. Dieses Gefühl teilen sie mit vielen WMS-Bezieher*innen und -Beziehern. Auf die Mindestsicherung angewiesen zu sein, ist für sie aber nur eine von vielen entwertenden Erfahrungen, die sie im Lauf ihres Lebens machen. Diese beginnen zB mit Gewalt und Vernachlässigung in der Familie oder mit der Tatsache, als *Fluchtkind* in der Schule auf die eigenen Defizite reduziert zu werden, können eine Fortsetzung in gescheiterten Betreuungsbeziehungen in Jugend-WGs finden oder im ständigen Scheitern an den Aufgaben des Alltags: der Schule, dem Wohnen, der Verwaltung des eigenen Geldes oder der Partnerschaft. Die zermürend erfolglose Suche nach einem Job, prekäre Arbeit, die Notwendigkeit, ständig zu sparen oder Geld auszuborgen, der Verzicht auf Dinge, die man gerne hätte, und schließlich der Umgang mit den öffentlichen Institutionen, der in den Interviews vielfach als unangenehm, bevormundend und herablassend beschrieben wurde – all das lässt das Bild einer *Spirale der Entwertungen* entstehen, die mit dem Bezug der WMS nicht endet, sondern eine Fortsetzung findet.

Bei allen fünf Wegen in die WMS treten sie irgendwann in den Vordergrund und bestimmen die Möglichkeiten und das Handeln der Betroffenen: *psychische Dispositionen und Beeinträchtigungen*. In den Interviews war immer wieder vage die Rede von psychischem Unwohlsein, aber auch konkret von Burnout, Borderline-Syndrom, narzisstischer Störung, paranoider Prägung und am häufigsten von Depressionen, die in den Gesprächen manchmal mit Händen zu greifen waren. Am deutlichsten vermitteln sich die psychischen Probleme, die so viele Gesprächspartner*innen hatten oder haben, wenn sie beschreiben, wie schwer es ihnen immer wieder fällt, aktiv zu werden, die Tagesstruktur aufrecht zu erhalten und außer Haus zu gehen. Diese Passivität findet sich auch in den Lebensläufen wieder, die bei vielen Befragten mit langen Phasen von Untätigkeit durchsetzt sind, für die es keine Erklärung zu geben scheint. Diese Passivität hinterlässt manche Mitarbeiter*innen in den Sozialzentren ratlos, wie die Interviews mit ihnen zeigten: Wie kann es nur kommen, dass die Bezieher*innen immer wieder Fristen verstreichen lassen oder bis zum letzten Moment warten, bis sie aktiv werden, wo sie doch das Geld so dringend benötigen würden? Die Tatenlosigkeit macht aber auch die Betroffenen selbst ratlos, wenn sie auf ihr eigenes Leben zurückblicken.

Sehr viele der nicht mehr ganz jungen Befragten – gemeint sind jene, die älter als 35 Jahre alt sind – klagen über *chronische Schmerzen* oder *Krankheiten*, die eine Erwerbstätigkeit schwer oder sogar unmöglich machten. Manchmal sind diese Krankheiten altersbedingte Abnutzungserscheinungen, manchmal können sie medizinisch diagnostiziert und eine (teilweise) Arbeitsunfähigkeit festgestellt werden, manchmal aber auch nicht. Die detaillierten Analysen der Lebensgeschichten legen nahe, dass bei vielen körperlichen Beschwerden der psychische Anteil hoch ist. Einige Interviewpartner*innen stellen aufgrund ihrer eigenen Beobachtung den Zusammenhang von psychischem Unwohlsein und körperlichen Schmerz ganz selbstverständlich selbst her, andere jedoch nicht und konzentrieren sich auf den Körper und dessen Behandlung. Diesen Zugang teilen sie in der Regel mit den Behörden und dem Hilfesystem, was zweifellos auch daran liegt, dass psychische Probleme gesellschaftlich noch immer geächtet sind: Wer schickt die an Rückenschmerzen leidenden Klienten und Klientinnen schon gerne zur psychotherapeutischen Abklärung? Doch gerade das legen unsere Analysen nahe, nämlich bei nachhaltigen und auffallenden körperlichen Erkrankungen auch die psychische Gesundheit zu untersuchen, selbst wenn das auch bei den Betroffenen ganz sicher nicht immer auf Gegenliebe stößt.

Was in der WMS festhält

Einen Antrag auf WMS zu stellen, ist nicht so selbstverständlich wie im Fall einer Arbeitslosigkeit der Gang aufs Arbeitsamt. *Manche unserer Gesprächspartner*innen wussten ursprünglich nicht, dass es*

die WMS gibt bzw. dass sie eine Chance auf sie haben könnten, andere wollten nicht zu „Sozialfällen“ werden oder mit „Schmarotzern“ in einen Topf geworfen werden. Schulen, Sozialberatungsstellen, betreute Wohneinrichtungen, Jugendamt, Wien Energie, AMS oder das private Umfeld haben die Befragten über die WMS informiert und teilweise mehr oder minder sanften Druck ausgeübt, tatsächlich einen Antrag zu stellen.

„I: Hast du vorher gewusst, dass es das gibt? Die Mindestsicherung?

Ja. (...) Das hat man gelernt in der Schule. Da lernst du über AMS und Sozialamt und Bank.“ (Zora, laute Systemsprengerin)

„I: Und wer hat Ihnen gesagt, dass Sie das machen können? Können Sie sich da erinnern?

Das ist die Frau [XXX] von Jugendamt (...). Sie hat das gemacht nach der Scheidung. (...) Sie hat gesagt, „Frau Jovanka, wir machen Mindestsicherung. Du bekommst weniger Geld, als Du brauchst“. Dann nachdem ist angefangen mit Mindestsicherung.“ (Jovanka, Opfer von Beziehungsgewalt)

„I: Wie Sie damals in Pension gegangen sind, haben Sie gewusst, dass Sie a Geld von da MA 40 kriegen können?

Na. (...) I waß sämtliche Begünstigungen von die Türken. Mir haben des alles die Türken gsogt. Der hot gsogt, „Karl, musst aufpassn, musst Du dahingehn.“ Sog i, „Wos muass i?“ „Do musst hingehn, dort musst hingehn.“ (...) I hob ma des alles aufgschriebn, hob dann alles wirklich eigreicht. (...) Na des san najo Bekonnte vom Bau.“ (Karl, Hasardeur)

Die WMS wird keineswegs bei der ersten Gelegenheit beantragt. So vergehen zwischen dem Zeitpunkt, zu dem ein WMS-Bezug theoretisch möglich wäre und dem tatsächlichen Einstieg in das System der Wiener Mindestsicherung meist Wochen oder Monate, hin und wieder sogar Jahre. Der eigentliche Anlass liegt sehr oft nicht in zeitlicher Nähe des ersten Bezugs. Die Annahme, die Bezieher*innen hätten es auf die WMS sozusagen abgesehen, würden gezielt auf sie zusteuern, findet in unserer Erhebung keine Bestätigung.

„Da ham s´ mir mal öftere Male zwar gsagt, dass man MA 40 auch beziehen kann, und ja, ich hab mir dacht, ich probier´s halt einmal aus. (...) Das war vom Mutter-Kind Heim noch. Gut, das ham s´ ma eh so Flugblätter gegeben, wo das alles oben steht.“ (Petra, leise Systemsprengerin)

Viele der Faktoren, die in die WMS geführt haben, bleiben nach dem ersten Bezug unverändert bestehen und halten die Bezieher*innen in weiterer Folge im WMS-System, bis es gelingt, die dahinter liegenden Probleme zu lösen. Manche Probleme werden durch den nunmehr unübersehbaren sozialen Abstieg noch weiter verschlimmert, andere könnten (zumindest theoretisch) durch die finanzielle Basisabsicherung (s. S. 139) in Angriff genommen werden. Von unseren Interviewpartnern und -partnerinnen fand aber nur ein einziger bald nach dem ersten WMS-Bezug ins reguläre Erwerbsleben – und das war ein Flüchtling, für den die Mindestsicherung nicht das letzte soziale Netz darstellt, sondern den Anfang eines selbstbestimmten Lebens in Österreich, also idealerweise ein Sprungbrett. Alle anderen waren, selbst wenn sie zum Zeitpunkt des Gesprächs gute Chancen hatten, das WMS-System dauerhaft zu verlassen, bis dahin Jahre im Bezug geblieben.

Dass manche Menschen lange im WMS-Bezug bleiben, liegt einerseits an ihnen selbst, andererseits aber auch am Versagen der Institutionen, die auf dem Weg aus der Mindestsicherung beraten und begleiten sollten, sowie an den wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen. Die folgende Aufzählung berücksichtigt die wichtigsten Faktoren, die sich aus den Interviews mit den Beziehern und Bezieherinnen ergeben. Auch Erkenntnisse aus den Gesprächen mit den Experten und Expertinnen aus den NGOs sowie den Sozialzentren fließen im Hintergrund ein.

Angegriffene Gesundheit: das komplexe Zusammenspiel von Körper und Psyche

Viele Interviewpartner*innen klagen über gesundheitliche Beeinträchtigungen, aber die meisten gelten für den Arbeitsmarkt als voll arbeitsfähig. Diese **Diskrepanz zwischen dem subjektiven Gefühl der Betroffenen und den Diagnosen der Ärzte und Ärztinnen** ist auch aus repräsentativen Befragungen bekannt: Die EU-SILC-Erhebung zB weist deutlich mehr Menschen aus, die sich krank fühlen, als die AMS-Statistik Arbeitslose mit gesundheitlichen Vermittlungseinschränkungen. Was aus EU-SILC auch hervorgeht: je größer die Armuts- und Ausgrenzungsgefährdung, desto eher schätzen die Betroffenen ihren eigenen Gesundheitszustand als (sehr) schlecht ein.¹⁸

Das Gefühl, für einen Job nicht ausreichend fit zu sein, ist ein Hindernis für den Einstieg in den Arbeitsmarkt und damit für den Ausstieg aus der WMS, weitgehend unabhängig davon, ob es ein bestätigendes medizinisches Gutachten gibt oder nicht. **Solange sich die Betroffenen nicht gesund fühlen, kommen sie nicht in den Arbeitsprozess bzw. bleiben nicht dort.**

Krankheiten haben auch einen psychischen Anteil, und da die meisten unserer Interviewpartner*innen auf psychische Probleme zurückschauen oder diese nach wie vor haben, scheint dieser psychische Anteil bei den Beziehern und Bezieherinnen der WMS groß zu sein: Die *Hasardeurin* Doris zB ist schon seit ihrer Jugend chronisch krank, was mit großer Wahrscheinlichkeit auf die massive Vernachlässigung durch ihre Mutter zurückzuführen ist. Solange ihr Leben nach Plan verläuft, hat sie diese Krankheit im Griff. Als ihr jedoch die Kontrolle zunehmend entgleitet und sie nicht mehr selbstbestimmt agieren kann, sondern zB auf die WMS zurückgreifen muss, um finanziell zu überleben, verschlechtert sich auch die Krankheit, und zwar so sehr, dass sie nach ihrem Wiedereinstieg ihren Job aus gesundheitlichen Gründen nicht halten kann. Naila hingegen, die nach einer langjährigen Gewaltbeziehung nur langsam wieder in ein normales Leben findet, gesundet richtiggehend, als sie einen Job findet, in dem sie sich wohlfühlt. Ihr gibt die Arbeit ein Stück Selbstbestimmung und damit auch Selbstbewusstsein zurück: Die Schmerzen, die ihr das Gehen schwer und das Tragen unmöglich gemacht hatten, verschwinden, der Blutdruck sinkt auf ein normales Niveau. Es gibt vieles, was die beiden Frauen unterscheidet, unter anderem, dass Naila eine langjährige Psychotherapie hinter sich hat und so die Folgen der Gewalterfahrung verarbeiten konnte. Doris hingegen hat die psychischen Wunden nie beachtet, sondern sich auf die körperlichen Symptome konzentriert. Ihr scheint also die Basis zu fehlen, die es Naila ermöglicht, aus dem Beruf Kraft zu schöpfen.

Um Missverständnisse zu vermeiden: **Die Schmerzen und Krankheiten sind nicht „eingebildet“, sondern tatsächlich vorhanden:** Nadira hatte nach ihrer Flucht aus Syrien tatsächlich einen schweren Bandscheibenvorfall, Leopold nach seinen entwertenden Erlebnissen am Arbeitsmarkt tatsächlich mehrere Herzinfarkte und Mariannes Blutdruck ist tatsächlich viel zu hoch. Doch wenn die Beschwerden zu lange schwer bleiben, wenn sich zB der Blutdruck auch mit Medikamenten nicht senken lässt, dann ist ein ergänzender Blick auf die psychische Gesundheit angebracht, wie die ehemalige Krankenschwester Marianne selbst weiß, die ihren unveränderbar hohen Blutdruck auf die wohl dauerhafte Trennung von ihrem Sohn zurückführt, den sie in Kinshasa zurücklassen musste und aus eigener Ungeschicklichkeit nicht nachholen konnte.

Was in der WMS festhält, sind körperliche Beschwerden und psychische Beeinträchtigungen – vor allem aber auch, dass deren enge Verbindung allzu oft übersehen wird.

¹⁸ Statistik Austria (2021). Tabellenband EU-SILC 2020 und Bundesländertabellen mit Dreijahresdurchschnitt EU-SILC 2018 bis 2020. Einkommen, Armut und Lebensbedingungen, Wien, S. 67-73 (https://www.statistik.at/web_de/frageboegen/private_haushalte/eu_silc/index.html, abgerufen 9.4.2022) und monatlich abrufbar: AMS. Arbeitsmarktdaten online (<https://iambweb.ams.or.at/ambweb/>, abgerufen 9.4.2022).

Schwache Position am Arbeitsmarkt: hunderte Bewerbungen, eine Handvoll Antworten

Ihre schwache Position am Arbeitsmarkt macht es unseren Gesprächspartnern und -partnerinnen schwer, einen guten und nachhaltigen Job zu finden. Ihre **Qualifikation** ist meist **niedrig**: Dass sie ihre Lehre nicht abgeschlossen bzw. nicht im erlernten Beruf gearbeitet haben, rächt sich. Die teils langen **Lücken im offiziellen Lebenslauf** wirken abschreckend: Ausgedehnte Phasen der Kinderbetreuung, gescheiterte Selbstständigkeit, Alkohol- und Drogensucht oder Schwarzarbeit wirken hier nach. Wenn man dann im Job-Coaching lernt, wie man den Lebenslauf am besten schön, weil das eigene wahre Leben für den Arbeitsmarkt nicht gut genug ist, reiht sich eine weitere Entwertung in die lange Reihe gleichartiger Erfahrungen.

„Ich habe ja viele, viele, viele Bewerbungen und Bewerbungsschreiben, und alles haben sie mir wieder umgestellt. Kaum bist du zu einem Neuen gekommen, hat der gesagt: Das geht ganz anders, das müssen Sie ganz anders machen. (...) Dann habe ich teilweise Bewerbungsschreiben zurückgekriegt, also Lebensläufe zurückgekriegt von mir selber. Wo ich gesagt habe, was ist das, das ist ja nicht mein Lebenslauf. „Ja, da müssten Sie ein bisschen.“ „Nein, ich will nicht meinen Lebenslauf vorher auswendig lernen, bevor ich wohin geh“, sage ich, „ich stehe dazu, weil ich habe vorher auch geschrieben, dass meine Tochter transplantiert wurde, dass ich als Privatier gelebt hab.“ „Ja“, sagen sie, „das können Sie doch nicht reinschreiben“. Sage ich, „wieso? Das ist das, was ich getan hab zu der Zeit“. (...) Aber vielleicht habe ich da ein anderes Denken. Ja. Also ich finde, das sagt ja auch etwas über einen Menschen aus, dass er das reinschreibt und dazu steht und nicht irgendwas zusammenschummelt.“ (Ursula, Hasardeurin)

Je **länger** man **nicht gearbeitet** hat, desto schwieriger ist es, einen Arbeitsplatz zu finden. Wenn man **noch nie einen regulären Job** (in Österreich) hatte, ist es noch einmal schwerer. Das mussten die jüngsten Befragten nach ihrer unsteten Jugend erfahren, aber auch die Asylberechtigten, denn am Arbeitsmarkt gilt Erfahrung als hoher Wert, allerdings nur, wenn man nicht gleichzeitig **zu alt** ist. Denn dann wiegen die vielen Lebensjahre schwerer als die gesammelte Erfahrung.

*„I: Und Sie haben sich nicht bewerben gehen müssen?
Ja, schon ein paar Mal. Aber da haben sie mich dort und dort hingeschickt mit so einem Zettel. Und dann, wie ich gesagt habe, wie alt ich bin und hin und her, haben sie gleich gesagt, na danke.“ (Eva, Downsized)*

*„Ich bin ja alt! (...) Jetzt grad erst vor ein paar Tagen 57 geworden.
I: Da sind Sie nicht alt, sonst wäre ich ja auch alt.
Sind Sie ja. Sind Sie froh, dass sie einen Job haben. Sie kriegen ja nirgends mehr wo was. Tja. (...) Und da war ich ein paar Jahre jünger.“ (Ursula, Hasardeurin)*

Schwer haben es auch **Alleinerzieher*innen oder Eltern von ungewöhnlich vielen Kindern**, von denen mehr oder weniger offen angenommen wird, dass sie am Arbeitsplatz oft fehlen werden. Auch der **Wunsch nach einem Teilzeitjob**, wie ihn eben Alleinerzieher*innen oder auch die Eltern von Kindern mit Behinderungen bevorzugen, schwächt die Position am Arbeitsmarkt, da dies als Hinweis für Arbeitsunwilligkeit und mangelnde Flexibilität wahrgenommen wird.

„Ich habe nur ganz wenige Einschränkungen gehabt, ich habe gesagt zB, „schauen Sie, ich könnt sehr gut auch am Wochenende arbeiten“, können nicht viele. Die meisten sagen, ich will am Wochenende meine Ruh haben. Gar nicht. Für mich wäre es viel einfacher gewesen, die [XXX] am Wochenende betreuen zu lassen. Oder ich hab gesagt, „am Abend ist es für mich auch leichter, wo andere nicht arbeiten können. Ich könnte genau das abdecken, was die Kindergartenmütter nicht können. Weil die sagen, „ich kann nur Vormittag“. I kann erst später anfangen. Tschtschtsch. Das ist natürlich das absolute Kriterium, das gar nicht geht.“ (Ursula, Hasardeurin)

Das deutlichste Indiz für die schwache Position am Arbeitsmarkt sind die Berichte darüber, wie viele **Bewerbungsschreiben** abgeschickt wurden, die nicht einmal zu einer abschlägigen Antwort geführt haben. Viele wurden im Lauf der Jahre nicht ein einziges Mal zu einem Bewerbungsgespräch eingeladen. Diese unzähligen erfolglosen Versuche, in den Arbeitsmarkt einzusteigen, sind eine ständige Quelle von Frustration und führen außerdem dazu, dass das AMS – das diese Bewerbungen ja erzwingt – als wenig hilfreich wahrgenommen wird (s. auch unten).

„Ich habe mich beworben. Ich habe nie Antwort bekommen. Nie. Also ich meine, nur so viel zum Motivieren.“ (Ursula, Hasardeurin)

„I: Nachdem Sie bei dieser Bereitschaftsfirma aufgehört haben, haben Sie dann noch weiter einen Job gesucht?

Jo. Owa kan gfoundn mehr. Immer gsuacht Lagerarbeiter mit Staplerschein. (...) Lebenslauf hob i hingschickt, Bewerbungsschreiben hob i hingschickt. Nie a Antwort kriagt.“ (Leopold, Downsized)

Wir treffen hier wieder auf das Schlüsselwort **Entwertung**, das auf den Wegen in die WMS ständig präsent ist. Nicht nur die unbeantworteten Bewerbungen werden als Demütigung empfunden, sondern auch die Erfahrungen, die jene Jobs bereithalten, die man dann doch findet: Tätigkeiten in Leiharbeitsfirmen, wie sie Leopold verabscheut, oder weit unter der Qualifikation und niedrig bezahlt, wie sie Ursula und Georg ablehnen: Die ehemalige Chefsekretärin will nicht als kaufmännische Hilfskraft arbeiten, der Pilot nicht als Tankwart für Flugzeuge. Als Folge dieser fortgesetzten Entwertungen beenden viele WMS-Bezieher*innen der Generation 50^{plus} die aktive Suche nach Arbeit. Auch die Jüngeren reagieren mit Passivität und suchen Möglichkeiten, dies zu verschleiern: mit einer monatelangen Wartezeit auf den Beginn einer Ausbildung, wie die *laute Systemsprengerin* Zora, oder mit der Notwendigkeit, die Kinder zu betreuen, wie die *leise Systemsprengerin* Petra.

Dass neuerliche Entwertungen negativ auf die (häufig ohnehin beeinträchtigte) psychische Gesundheit wirken, versteht sich fast von selbst. Und so sorgen die Bemühungen, Arbeit zu finden, und der Druck des AMS in manchen Fällen nicht für eine Aktivierung, sondern fördern die Passivität. Die Arbeitslosen nehmen ihre Termine beim AMS nicht wahr, auch wenn sie wissen, dass sie damit ihr Einkommen aus AMS-Geld und WMS gefährden. Diese irrationale Passivität, die von außen oft so schwer zu verstehen ist, spiegelt also auch Resignation wieder.

„Ich bin eh hingegangen und habe es [die WMS] auch gekriegt. Und dann auf einmal bin ich nicht mehr hingegangen. (...) Dann war eine Zeitlang nichts. (...)“

I: Das heißt, Sie sind nicht hingegangen, obwohl Sie so viel weniger Geld gekriegt haben?

Genau. Ja legen wir das so aus. Ich wüsste sonst keine Antwort.“ (Eva, Downsized)

Kommunikationsprobleme und Konflikte mit Behörden: spannungsreicher Alltag

Menschen, die WMS beziehen, stehen in weit überdurchschnittlich intensivem Kontakt zu staatlichen und städtischen Einrichtungen bzw. Behörden. Das gilt nicht nur für den selbstverständlichen Austausch mit der MA 40 und meist auch mit dem AMS, sondern zB auch für Jugendamt, Polizei, Gerichte, Wiener Wohnen oder Wien Energie. Ob dieser Kontakt reibungslos abläuft oder nicht, ist mit dafür ausschlaggebend, ob bzw. wie schnell der Weg aus dem WMS-Bezug gelingen kann. Denn diese Institutionen sollen begleiten, unterstützen, schützen, stärken oder Möglichkeiten aufmachen.

Irgendwann in der Lebensgeschichte gibt es einen ersten Kontakt zu den Institutionen. Das kann sehr früh geschehen, bedingt durch Ereignisse in der Herkunftsfamilie, kann aber auch erst im Lauf des Erwachsenenlebens einsetzen, nämlich genau dann, wenn etwas schief läuft. Bei Jovanka zB setzen die Kontakte zu den Behörden erst ein, als die Gewalttätigkeit ihres Ehemannes ans Licht kommt,

dann aber massiv. Seit damals sind Vorsprachen bei AMS, MA 40, Jugendamt, Polizei, Wiener Wohnen und Wien Energie selbstverständlicher Teil ihres Lebens geworden. Ähnliches gilt für den *Hasardeur* Georg, der seit seinem erzwungenen Abschied vom Bundesheer in ständiger Auseinandersetzung mit verschiedenen Behörden steht und regelmäßig vor Gericht geht. Dass der Kontakt erhalten bleibt oder sich sogar verstärkt, liegt einerseits daran, dass die Situation der WMS-Bezieher*innen konstant schlecht bleibt oder sich sogar verschlimmert. Andererseits aber auch daran, dass die Leute sich gegen jene wehren, deren Verhalten sie als entwertend wahrnehmen und die sie außerdem dann für ihre Situation mit verantwortlich machen, wenn die Institutionen an der Lösung der Probleme scheitern. Dieser Widerstand bewirkt tendenziell eine Intensivierung der Kontakthäufigkeit: Die asylberechtigte Nadira zB bringt ihrer AMS-Beraterin nicht die geforderte ärztliche Bestätigung, woraufhin diese den nächsten Termin nur drei Tage später ansetzt. Je häufiger aber die Kontakte sind, desto größer wird die Wahrscheinlichkeit für Missverständnisse und Konflikte.

Man muss nicht Paul Watzlawick gelesen haben, um zu verstehen, dass Kommunikation keine einseitige Angelegenheit ist. Die Interviews zeigen sehr deutlich, dass die Bezieher*innen regelmäßig an den Behörden scheitern, weil sie den Zugang zu ihnen nicht finden: zB nicht nachvollziehen können, was zu welchem Zeitpunkt gefordert ist und warum, und nicht verstehen, wie sie die Behörden sozusagen knacken können. Genau das ist auch den Behörden vorzuwerfen: Sie scheitern nämlich regelmäßig daran, mit den Klientinnen und Klienten eine gewinnbringende Kommunikation aufzubauen. Die Gründe dafür sind in den jeweiligen Institutionen zu suchen. Die Interviews mit den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der Sozialzentren lassen darauf schließen, dass dort zB zu wenig Wissen vorhanden ist über die Lebenssituation und die Problemlagen der Klienten und Klientinnen. Hinzu kommen, das legen die Berichte der Befragten mit Migrationsgeschichte nahe, immer wieder festgefahrene Bilder von Menschen, die nicht in Österreich geboren sind. Sowohl das *Fluchtkind* Rohat als auch Jovanka erzählen, dass manche Mitarbeiter*innen der MA 40 schon bei der Nennung des Namens das Telefon aufgehängt hätten. Naila, *Opfer von Beziehungsgewalt* mit Migrationsgeschichte wie Jovanka, hat mit ihrer Referentin im Sozialzentrum hingegen Glück: Sie bekommt am Telefon Antworten auf all ihre Fragen und eine unkomplizierte Unterstützung beim Ausfüllen der Formulare. Die Bezieher*innen meinten genauso wie die befragten Berater*innen aus den NGOs, dass der Behördenkontakt je nach Ansprechpartner*in unterschiedlich angenehm und erfolgreich sei, was aber gleichzeitig heißt, dass in den Behörden recht große Handlungsspielräume bestehen und die Qualitätskontrolle immer wieder zu wünschen übrig lässt.

„Gibt gute Leute, die telefonisch nett und lieb und alles. Aber manchmal ist eine Katastrophe. Auch auf die Schalter.“

Ich rufe an, wenn ich sage meine Name, sie manchmal sofort abgelegt telefonisch.

I: Wirklich?

Ja, das oft passiert. (...) Ich sagen, ich bin die Frau Jovanka. Aha, zack. Tüt, tüt, tüt. Fertig. (...) Und dann ich rufen meine Freundin oder die Tante. Wenn sie anrufen und fragen, dann sie reden.“

(Jovanka, Opfer von Beziehungsgewalt)

„Manchmal haben sie einfach aufgehängt: „Ja, ich kann nicht hören, ich kann nicht hören.“ Und das hat mich richtig aufgeregt.“ **(Rohat, Fluchtkind)**

„Ich wollte mit meiner Referenten gleich reden, und immer nicht erreichbar. (...) Nach zwei Tage habe ich sie erwischt. Sie war sehr nett. Sie hat die Antrag fertig gemacht, und ich war beim Telefon. Sie hat gesagt, „wir machen das zusammen.“ (...) Es war nicht einfach, Kontakt mit meiner Referentin, aber wenn ich habe, sie macht das super.“ **(Naila, Opfer von Beziehungsgewalt)**

Dass ein schlechtes Verhältnis zwischen öffentlichen Institutionen und WMS-Beziehern bzw. -Bezieherinnen geradezu in die Mindestsicherung treiben kann, zeigt Doris: Sie möchte nach ihrer 14-monatigen Karenz wieder arbeiten gehen und ihr Studium fortsetzen. Die WMS sollte eigentlich nur eine kurze Überbrückung darstellen, bis sie für ihren Sohn einen Platz in einer städtischen Kinderbetreuungseinrichtung und eine leistbare Wohnung, möglichst von Wiener Wohnen, gefunden hat. Beides misslingt ihr, woraufhin eine Auseinandersetzung mit der MA 40 beginnt, die noch dadurch befeuert wird, dass sie mit ihrem Ex-Partner nach wie vor in einer gemeinsamen Wohnung lebt, da beide keine günstige kleine Wohnung finden. Der Kampf mit den Institutionen, der mehrmals (für Doris erfolgreich) bis zum Gericht geht bzw. das Bemühen, doch die formalen Voraussetzungen für WMS zu erfüllen, nehmen so viel Zeit und Kraft in Anspruch, dass Doris ihre eigentlichen Ziele – Arbeit und Studium – aus den Augen verliert. Und als es ihr dann gelingt, sich einen guten und interessanten Arbeitsplatz zu verschaffen, bricht die gleichzeitig starke und extrem verwundbare Doris gesundheitlich zusammen – und ihr knapp vier Jahre alter Sohn mit ihr. Bei Ursula hat das gespannte Verhältnis zu den Behörden großen Anteil daran, dass sie nach der Erkrankung und geistigen Behinderung ihrer Pflgetochter immer im WMS-Bezug geblieben ist, weil sie zB keine Informationen über die Unterstützungsmöglichkeiten für den Aufbau einer selbstständigen Tätigkeit bekommt (wie man sie etwa beim AMS erhält¹⁹): Diese werden Ursula nicht angeboten, und ihr gelingt es nicht, sie abzurufen. Und bei Nadira wurde der Verbleib in der Mindestsicherung durch einen Konflikt mit der AMS-Beraterin zumindest verlängert. Es fällt auf, dass es in allen drei Fällen selbstbewusste, kämpferische und höher gebildete Frauen sind, die mit den Behörden nicht umgehen können, und umgekehrt die Behörden nicht mit ihnen.

Unzureichende AMS-Angebote: keine fachliche Qualifizierung, erratische Jobangebote

In den Interviews wurde das AMS deutlich öfter als problematisch angesprochen als alle anderen öffentlichen Institutionen (s. auch S. 126). Je nach Temperament und psychischer Lage reagieren die Befragten auf das AMS unzufrieden, frustriert, verängstigt oder wütend. Von einer individuellen **Be-****ratung** war kaum die Rede, dafür aber häufig von der Zuweisung zu Maßnahmen, die dem Wissensstand und den Interessen der Betroffenen diametral entgegen stehen: einem Job-Coaching mit EDV- und Deutschkurs für eine gebürtige Österreicherin, die studiert, oder EDV-Schulungen für eine Frau, die nicht im Büro arbeiten möchte. Dass das AMS tendenziell die Perspektive der Arbeitgeberseite einzunehmen scheint, irritiert die Klienten und Klientinnen, zB wenn der Wunsch nach Teilzeitarbeit geradezu als ungehörig abgetan wird.

„Ich bin die Letzte, die nicht irgendwie eben arbeiten will. Ich brauch das für mich halt auch, dass ich das Gefühl hab, ich mach was, was mich zusätzlich erfüllt oder so. Und hab halt keinen Job gefunden und dann hat mich mein Berater, es war unabsichtlich muss ich im Nachhinein sagen, weil er nicht geschaut hat, wo er mich reinsteckt, (...) in einen Vollzeitkurs steckt, wo ich Deutschkurse ghabt hab und lernen wie man mit einem Computer und Word umgeht. Und dann hat er gemeint, wenn ich aber nicht hingeh, das ist das Problem, dann werd ich jetzt gesperrt.“ (Doris, Hasardeurin)

„Gerade dass sie mich nicht aus dem Arbeitsamt geschmissen haben, wenn du das sagst, solche Einschränkungen hast Du [gemeint ist Teilzeitarbeit].“

Ich bin dann nachher draufgekommen, dass es da gar nicht um Gesprächsführung oder um irgend sowas geht. Das ist ein Versicherungsjob. Hauptsächlich hämmerst du Zahlen in das Teil ein. Ja

¹⁹ siehe: <https://www.ams.at/arbeitsuchende/aus-und-weiterbildung/so-foerdern-wir-ihre-aus-und-weiterbildung-unternehmensgruendungs-programm#wien> (abgerufen 11.5.2022)

wirklich, das ist ein Versicherungsjob. Also Arbeitsamt, da geht es gar nicht so viel um Beraten, das ist mehr oder weniger, glaube ich, machen die das nur so nebenbei.“ (Ursula, Hasardeurin)

Fast alle haben **AMS-Maßnahmen** hinter sich, die für den Einstieg in den Arbeitsmarkt nichts gebracht haben. Die Qualifikationen beschränken sich in der Regel auf Job-Coaching, Bewerbungstraining und EDV-Kurse. Eine fachliche Ausbildung erhielten vor allem jene, die darum gekämpft hatten, wobei manche dann die Erfahrung machten, dass dort wochenlang bei Anwesenheitspflicht keinerlei Inhalt vermittelt wurde. Die Teilnehmenden kamen zusammen, plauderten oder spielten mit dem Handy. Es gibt Bezieher und Bezieherinnen, die Jahre damit zubringen, eine derartige Maßnahme nach der anderen zu absolvieren, teilweise den gleichen Kurs mehrmals. Junge, die noch nie einen regulären Job hatten, können auf diese Weise keine praktische Erfahrung sammeln. Ältere Menschen entfernen sich immer weiter von der Praxis. Die einen bleiben für den Arbeitsmarkt uninteressant, die anderen fallen immer mehr heraus.

„Dann wollt s´ mich ebn in an EDV-Kurs mal wieder stecken. Wo i ma denk: Das hab ich eh schon amal gmacht, und i werd eh nie mit dem Computer hackln.“

Dann bin ich auch nicht zum AMS gegangen. Hab gsagt, „na, wenn ihr wollts, dass ich hackln geh oder wollts mich in an Job reinzwängen, auf den ich keinen Bock hab, bevors ma sagts: na wir zahlen Sie nicht fürs Nichtstun, dann bleib i daham. Brauch eicha Göd a net. (...), weil ich will sicher kan EDV-Kurs wieder machen.“ (Anna, leise Systemsprengerin)

Einige erzählten von Vorstellungsgesprächen, bei denen sie genauso wie die potentiellen Arbeitgeber*innen ratlos gewesen seien, wieso das AMS sie zusammengeführt hatte, andere von AMS-finanzierten Einstiegsjobs, die von den Unternehmen nur genutzt worden seien, um Personalkosten zu sparen, und wieder andere davon, dass das AMS im Grunde eine **Vermittlung** gar nicht versucht habe. Manche kamen in Jobs, die sie definitiv nicht machen wollten und blieben dann (folgerichtig) nicht dort: Die beiden *Systemsprengerinnen* Zora und Petra zB arbeiteten in Gärtnereien, was weit an ihren Interessen vorbeiging, möchte die eine doch einen Sozialberuf ergreifen, die andere Tischlerin werden.

„I: Und was hat die dann mit ihnen gemacht dort?“

Gar nix. Die tun niemanden. An neien Termin, an neien Termin. Wir haben ka Arbeit. (Leopold, Downsized)

Menschen mit Migrationsgeschichte scheinen fast reflexartig in niedrig qualifizierte Jobs geschickt zu werden, unabhängig von den Ressourcen, die sie mitbringen. Der ehemalige Unternehmer Ali arbeitet nach der Flucht prekär, bis er eine Qualifikation erkämpft. Der an Büroarbeit gewohnten Syrerin Nadira gelingt es nur dank ihres Rückenleidens, einem Reinigungsjob zu entgehen und eine Weiterbildung zu bekommen, wenn auch nicht die gewünschte. Der Vorschlag der geflüchteten Krankenschwester Marianne, die 37 Jahre Berufserfahrung mitbringt, in der Altenpflege zu arbeiten, wird vom AMS brüsk zurückgewiesen. Auf das Wissen der ägyptischen Akademikerin und Volksschullehrerin Naila wird nicht zurückgegriffen, sie wird in einem Supermarkt zum Regaleinräumen eingesetzt. Und trotzdem hat Naila die einzige AMS-Erfolgsgeschichte zu erzählen, an der allerdings auch ihre Arbeitgeberin beträchtlichen Anteil hat: Sie wird im Zuge eines AMS-Trainings in ein Praktikum vermittelt und danach in ein reguläres Arbeitsverhältnis übernommen, wo sie sehr viel Zuspruch und Förderung braucht und auch erhält, um wirklich bleiben zu können.

Kostspielige Kinderbetreuung: private Kindergärten für Arbeitsuchende als einzige Option

Da viele Alleinerzieherinnen unter den Befragten waren, kam die Rede regelmäßig auf die Vereinbarkeit von Kindern und Beruf, und damit auch auf Kindergärten, Nachmittags- und Ferienbetreuung.

Schon die Beraterinnen und Berater aus den NGOs hatten in den vorab geführten Interviews darauf hingewiesen, dass die Anforderungen des AMS bzw. der MA 40 nicht gut mit dem Angebot der **städtischen Kindergärten** vereinbar seien, denn die günstigen, geförderten Kindergartenplätze bekommen nur jene, die in einer Ausbildung oder berufstätig sind, nicht aber Arbeitsuchende. Und so müssen jene, die gerade vom letzten sozialen Netz aufgefangen werden, einen privaten Kindergarten zahlen, um einen Job suchen zu können. Haben sie einen gefunden, stehen ihren Kindern die städtischen Kindergärten offen. Die Preisunterschiede sind beträchtlich, wie das *Fluchtkind* Kamila erzählt, die ihre beiden Kinder sofort mit dem Beginn ihrer Ausbildung aus dem privaten in den städtischen Kindergarten übersiedelte. Die *Hasardeurin* (und Kämpferin) Doris brachte ihren Sohn schließlich in einem Privatkindergarten unter, nachdem sie einen städtischen Kindergartenplatz Monate lang geradezu erzwingen wollte: Die rational denkende Frau konnte lange nicht akzeptieren, dass gerade ihr mit ihrem geringen Einkommen die städtischen Kindergärten verschlossen waren.

*„Wenn das Kind aber das dritte Lebensjahr schon vollendet hat, muss man dem AMS gegenüber einen Betreuungsplatz nachweisen, um der Vermittlung zur Verfügung zu stehen. Und die Wiener Mindestsicherung knüpft eben an diese Vermittlung, an diese Bedingungen. Das wird manchmal ein Problem, wenn man keinen Betreuungsplatz gefunden hat so schnell, weil man nicht weiß, okay, jetzt muss ich wirklich suchen.“ (NGO_Berater*in)*

Die geflüchtete Nadira hingegen stand vor dem Problem, mehr oder minder sofort eine **Nachmittags- und Ferienbetreuung** für ihren Sohn zu brauchen, um an einer AMS-Maßnahme teilnehmen zu können. Auch sie wollte die städtischen Angebote nutzen, die sie allerdings so kurzfristig nicht organisieren konnte. Für beide Frauen hatte dies negative Folgen: Nadira erklärte dem AMS, die Ausbildung nicht machen zu können, was das ohnehin schon gespannte Verhältnis zur ihre AMS-Betreuerin verschlechterte und schließlich zu einer (kurzfristigen) Abmeldung führte. Bei Doris waren die Konsequenzen deutlich schlimmer: Der fehlende Kinderbetreuungsplatz gemeinsam mit der Unmöglichkeit eine Gemeindewohnung zu bekommen, brachten sie in die WMS und hielten dort fest.

Wenn die kostengünstige öffentliche Kinderbetreuung nicht verfügbar ist, sind viele Alleinerzieher*innen gezwungen, auf ihr **privates Umfeld** zurückzugreifen. Häufig springen die Eltern und andere Verwandte gerne ein, das schafft aber persönliche Abhängigkeitsverhältnisse, die sich immer wieder negativ auswirken, weil die Helfenden häufig eine Art Gegenleistung erwarten, zB bei der Erziehung der Kinder mitreden wollen (s. S. 147), wie sich bei Jovanka in Form eines Dauerkonflikts mit den Eltern zeigt. Trotzdem ist die Alltagsorganisation für berufstätige Alleinerziehende, die auf die Mithilfe von Familie und Freundeskreis zählen können, leichter.

Defizite im WMS-System: systemimmanente Demotivation

Abgesehen davon, dass die Sozialzentren und ihre Klienten bzw. Klientinnen immer wieder aneinander vorbei agieren (s. oben), lassen sich aus den Interviews drei WMS-spezifische Faktoren herauslesen, die einen Bezug verlängern können. Nur der erste davon hat wohl für viele Beziehende Relevanz: Der **Abzug eines jeden Zuverdiensts** demotiviert. Mehrmals wurde erwähnt, dass sich die Situation verbessert habe, seit erwerbstätigen Beziehern und Bezieherinnen das 13. und 14. Gehalt sowie ein positives Ergebnis der Arbeitnehmerveranlagung erhalten bleibt. Insbesondere die älteren Interviewpartner*innen berichteten von stundenweiser oder geringfügiger Arbeit: Leopold war vor der Pandemie Streckenposten bei Rallyes, Ursula hat lange bei einer gemeinnützigen Einrichtung gearbeitet, Georg an den Wochenenden auf einem Sportflughafen. Sie alle haben schon seit einiger Zeit keine wirkliche Chance auf eine Vollzeitbeschäftigung, aber derartige kleine Jobs würden sie wohl doch noch finden. Dass sich das finanziell so gar nicht auszahlt, außerdem einen bürokratischen

Mehraufwand bedeutet und schließlich zu den stets frustrierenden Rückforderungen der MA 40 führt, nimmt solchen Arbeiten die Attraktivität.

„Da, bin ich der Meinung, scheitert das System. Weil wir Menschen, die in Ausbildung gehen, nicht unterstützen. Was ich persönlich absurd finde, weil das gerade die Möglichkeit wäre, sie nicht auf ewig zu unterstützen. (...) Wir unterstützen weder Studenten per se. (...) aber auch Leute, die jetzt sagen, sie sind jetzt dreißig und würden gerne eine neue Ausbildung machen, unterstützen wir nicht. Weil wir nach dem Prinzip arbeiten, der Klient, die Klientin muss dem Arbeitsmarkt voll zur Verfügung stehen. Was natürlich eine Studentin oder jemand, der eine zweijährige Ausbildung macht, nicht kann. Das heißt, wir verunmöglichen das eigentlich. Wir sagen, wir können Ihnen Geld geben, aber keine Ausbildung. Ausbildung ist nicht. Also sie müssen quasi arbeiten gehen beziehungsweise Arbeit suchen. Und da, muss ich sagen, scheitert es schon. (...) Es kommt schon noch vor, dass Studenten quasi am Ende ihres Studiums sind, vielleicht noch ihre dreißig ECTS brauchen, aber finanziell da nicht durchkommen. Und die müssen dann ihr Studium abbrechen, wenn sie Mindestsicherung beziehen wollen. Was meiner Meinung nach nicht zielführend sein kann.“ (MA 40 Referent)

Besser als dieser Referent der MA 40 kann man nicht ausdrücken, was ebenfalls in einem WMS-Bezug halten kann: dass **eine höhere Ausbildung**, etwa der Abschluss eines Studiums, nicht finanziert wird. Es klingt fast so, als würde er die *Hasardeurin* Doris kennen, der nicht einmal ein Semester (ohne Anwesenheitspflichten) fehlt, um einen Bachelor vorweisen zu können. Der formale Abschluss des Studiums würde ihre Chancen am Arbeitsmarkt deutlich verbessern. Statt ihr diese Qualifizierung zu ermöglichen, finanzierte man ihr eine unpassende AMS-Maßnahme (Deutsch- und EDV-Training).

Selbstständige hätten keinen Anspruch auf WMS, es gebe aber Ausnahmen, war in den Interviews mit den Referenten und Referentinnen aus den Sozialzentren zu hören. Insgesamt wurde klar, dass Selbstständige im System der WMS ein Fremdkörper sind, mit denen man nicht so recht umzugehen weiß. Das bekam auch Ursula zu spüren, als sie als freiberufliche Beraterin und Mediatorin zu arbeiten beginnen wollte. Ganz selbstverständlich ging sie davon aus, genauso wie unselbstständige Erwerbstätige, ihren Beruf ausüben und aufstocken zu können, bis das Einkommen reichen würde. Das ist im System der WMS aber nicht vorgesehen. Wer selbstständig arbeitet, verliert automatisch die Mindestsicherung. Da sie anfangs nicht genug verdienen konnte, um sich und ihre drei Kinder zu erhalten, blieb ihre Ausbildung ungenützt, der Gewerbeschein ruhend gestellt und Ursula im WMS-Bezug.

„Obwohl natürlich von Haus aus Selbstständige keinen Anspruch auf Mindestsicherung haben. Da kommt es immer auf bestimmte Kriterien halt darauf an. (...) Im Normalfall ist die Mindestsicherung halt nicht da, um Ausfälle von einer Selbstständigkeit auszugleichen. Das ist halt bei uns so die Regel. Also, es gibt schon gewisse Ausnahmen, wenn wirklich nachgewiesen werden kann, es gibt kein Einkommen, man kann nichts aus dieser Selbstständigkeit herausziehen, dann kann es in gewissen Fällen, wie gesagt, schon sein, dass die Mindestsicherung einspringt und für die Überbrückung da ist. Aber Selbstständige haben keinen Anspruch.“ (MA 40 Referentin)

*„I: Gäbe es keine Möglichkeit, dass Sie so viel verdienen damit, dass das...
Net von heute auf morgen. (...) Sobald die sehen, ich habe ihn aktiviert – das heißt noch gar nicht, dass ich was verdient habe – den Gewerbeschein, ja, sobald kriege ich kein Geld mehr. Ich kriege nicht ein bissl was, ich kriege kein Geld.“ (Ursula, Hasardeurin)*

Arbeitsmarkt: prekäre Jobs und konservative Tendenzen

Niedrige Bezahlung, schlechte Arbeitsbedingungen, Hire and Fire, Schwarzarbeit oder Leiharbeit halten auf zweifache Art in einem WMS-Bezug: erstens weil derartige Arbeitsplätze nicht langfristig sind, zweitens weil die Bezahlung immer wieder so niedrig ist, dass im Falle einer Arbeitslosigkeit das AMS-Geld unter der Mindestsicherung liegt und dann aufgestockt werden muss. Jovanka zB bekommt für einen Vollzeitjob als Reinigungskraft 900 bis 1.000 Euro netto. Mit vier Kindern im Haushalt kann sie nicht nur im Fall einer Arbeitslosigkeit mit der WMS aufstocken. Die Zunahme der prekären Arbeitsbedingungen ist übrigens genauso wie die niedrigen Sozialleistungen eine Entwicklung der letzten Jahrzehnte. Ersteres macht zB unsere Studie offensichtlich (s. Kapitel Weg 4 – gekränkt, krank und ausgebrannt: Downsized), letztes eine Berechnung des MOMENTUM-Instituts²⁰.

Bis zur Covid-19-Pandemie war Home-Office in aller Regel ein Privileg weniger Spitzenkräfte. Flexible Arbeitszeiten wurden zwar gefordert, aber immer nur im Interesse der Unternehmen. Für Alleinerziehende und andere Menschen mit Betreuungspflichten oder Beziehende mit gesundheitlichen Einschränkungen wäre das Erwerbsleben leichter zu bewältigen, wenn sie auch zu Hause arbeiten und dort von weitgehend flexiblen Arbeitszeiten profitieren könnten. Doris zB meinte, dass sie ihren Job wohl behalten hätte, wenn sie mehr im Home-Office arbeiten hätte können.

Was aus der WMS herausführen kann

Auf den ersten WMS-Bezug folgte für die überwiegende Mehrheit unserer Gesprächspartner*innen ein langer Weg, der manchmal, aber nicht in der Mehrzahl in ein selbstbestimmtes Leben führte. Auch im Erfolgsfall rückt ein WMS-Ausstieg keineswegs kontinuierlich immer näher. Es ist also nicht, als ob man einen Berg hinaufsteigen und dem Gipfel immer näherkommen würde. Ganz im Gegenteil geht lange Zeit scheinbar nichts weiter, und dann passiert plötzlich eine deutliche Verbesserung, als ob man sich lange auf einer Ebene bewegen und die Anstiege dabei umgehen würde, dann aber von einem Moment auf den anderen eine steile Felswand hinaufklettert und gleich auf dem Gipfel oder zumindest auf einem Hochplateau ist, von denen man übrigens auch wieder herunterfallen kann. Was uns interessierte, war vor allem das Hinaufklettern. Was gibt im Augenblick die Kraft, den Mut, die Energie und den Willen, die Felswand zu bewältigen? Und welches Rüstzeug muss man davor in der Ebene (um bei unserem Bild zu bleiben) erworben haben, um den Aufstieg tatsächlich zu schaffen?

Zieht man die zwei jungen Frauen ab, die aufgrund ihrer Behinderung im WMS-Bezug bleiben werden, hatten oder haben 16 Personen die die Chance, aus der WMS herauszufinden.

- *Zwei* (Karl, Marianne) haben es *definitiv nicht geschafft*. Sie sind über 70 Jahre alt und in Pension, wobei die geflüchtete Marianne schon im Rentenalter nach Österreich gekommen ist.
- *Vier* (Eva, Georg, Leopold, Ursula) haben aufgrund ihres Alters und langer *Erwerbspausen kaum eine Chance, in den Arbeitsmarkt einzusteigen*.
- *Fünf* (Doris, Nadira, Petra, Rohat, Zora) haben *nur vage Zukunftspläne*. Ein Ende des WMS-Bezugs scheint in naher Zukunft nicht sehr wahrscheinlich. Bei Doris ist nicht klar, ob sie Heilung für ihre gesundheitlichen Probleme finden und ihr Studium abschließen wird, bei Nadira nicht, ob sie die Ausbildung zu Ende bringen wird, bei Petra und Zora nicht, ob sie die geplante Ausbildung überhaupt beginnen werden. Rohat erhielt zum Zeitpunkt des Interviews zwar keine WMS, war aber

²⁰ Vgl. <https://www.moment.at/story/sozialleistungen-teuerung-inflation-ausgleich?mscl-kid=89378b3aba8311ecbec137424b78d6de> (abgerufen 12.4.2022)

in einer ähnlichen Situation: Ob er eine Lehrstelle finden bzw. halten wird, scheint ungewiss, es gibt aber Hinweise, dass der kurzzeitige Bezug die WMS zu einer attraktiven Option gemacht hat.

- **Zwei** (Jovanka, Kamila) sind **einer Erwerbstätigkeit nahe**: Kamila, weil sie ihre Ausbildung nahezu abgeschlossen hat und den Beruf unbedingt ausüben möchte; Jovanka, weil sie eine Jobzusage für die Zeit nach der Karenz erhalten hat.
- **Zwei** (Ali, Naila) haben **fixe Jobs, stocken aber (noch) auf**: Ali, weil er sieben Kinder hat und seine Frau (noch) nicht erwerbstätig ist; Naila, weil sie bis dato Teilzeit arbeitet.
- **Eine** (Anna) **hat es geschafft** und einen gut bezahlten Vollzeitjob in ihrem erlernten Beruf gefunden.

Am Beispiel der selbstkritischen, eloquenten und offenen **Anna** kann man einige essentielle Punkte für den Weg aus der WMS herausarbeiten. 26 Jahre lang war ihr Leben von Vernachlässigung, massiver Gewalterfahrung, Drogen und Alkohol geprägt gewesen. Bis dahin hatte sie keine Mindestsicherung bezogen, sondern von AMS-Geld, ihrer Großmutter, ein wenig Sex-Arbeit und ein wenig Schwarzarbeit als Putzfrau gelebt und dabei immer mehr Schulden angehäuft. Auf Drängen ihres gewalttätigen Freundes geht sie, die niemals ein „Sozialfall“ werden wollte und doch schon längst einer war, aufs Sozialamt und hat das Glück auf eine überaus kompetente Sozialarbeiterin zu treffen: Frau X.

„Weil ich war eigentlich immer so, i werd nie a Sozialfall sein, ich bin mir zu schade, ich bin mir zu fein. Ich würd doch nie zum Sozialamt gehn, da gengan nur die Tschuschen, die Scheißschmarotzer gengan nur dortn hin. War immer so meine Meinung. Im Nachhinein bin ich auf jeden Fall dankbar, dass ich über mein Schatten drüber gsprungen bin.

Die Frau X is ja sowieso a Wahnsinn. Wirklich. Obwohl sie's nicht hätte müssen, is mehr oder weniger Hand in Hand mit mir zur Schuldnerberatung gengan. Da hab ich halt jetzt a betreutes Konto seit über einem Jahr. Seit zwei Jahren, glaub ich, sogar schon. Ja. Da hab ich aber auch anfangs Schwierigkeiten ghabt, weil ich dann eben nicht zum AMS gengan bin, in Folge dessen halt auch ka Geld kriegt hab, dann konnte auch die Miete nicht zahlts werd, der Strom nicht zahlts werd. Aber die Frau X war halt so, die hat net locker glassen. Die hat imma wieda angrufn. Andere würdn sogn, ok wurscht, sie will die Betreuung nicht, dann lass ma's halt, lass ma's liegen. Die wird scho irgendwie zrecht kommen. Aber die Frau X war immer hinter mir. Die hat immer probiert, mich zum erreichen. Ja immer wann i dann doch abghobn hab, hot s' imma gsagt, „Na i gfrei mi, dass Sie sich melden. Ich hab scho glaubt, Ihna is was passiert.“ Also die is ma richtig ans Herz scho gwachsen. So a Betreuerin wünsche ich JEDEM aufn Sozialamt.“ (Anna, leise Systemsprengerin)

Frau X gelingt es, zu Anna eine persönliche Beziehung aufzubauen, indem sie sich persistent um sie kümmert, selbst wenn Anna über längere Zeit und regelmäßig jede Kooperationsbereitschaft vermissen lässt. Statt ihr Vorwürfe zu machen, wenn es dann doch wieder zu einem Kontakt kommt, macht sie klar: Ich habe mir Sorgen gemacht. Ich freue mich, dass es Ihnen gut geht. Mit anderen Worten: Sie sind mir wichtig, ich mag Sie. Damit drückt sie **Wertschätzung und emotionale Bindung** aus – genau das, was so viele Bezieher*innen suchen und brauchen, wie die Analyse der Lebensgeschichten zeigt. Auf der anderen Seite organisiert sie ihr praktische Unterstützungsangebote und begleitet zu Terminen, wissend, dass Anna allein wohl nicht hingehen würde.

„Die hat mich halt auch immer aufbaut und hat ma halt auch, hat si mit mir auseinandergesetzt bei Sachen, für die sie nicht zuständig war. Auch so mit Job und so. Sie hat halt auch immer wieder so, ihren Mund ghaltn sozusagen. Weil ich halt bei mein Ex-Freund zum Beispiel einmal in der Woche die Wohnung putzt hab und ma dann zusätzlich noch an 50er verdient hab in da Woche, dass ich irgendwie über die Rundn komm. Da hat's halt auch ein oder, sag ma, beide Augen zudrückt. Und wiar i dann aa imma die Beziehungsprobleme ghabt hab, war die Frau X aa immer für mich

da irgendwie. Die hat aa imma gsagt, „das miassn Sa si net antun“. Weil ich eben vom Ex-Freund auch so ghaut wordn bin und so.“ (Anna, laute Systemsprengerin)

Diese Zuwendung, das *großzügige Wegschauen bei kleinen Verfehlungen und ein Interesse, das auf den ersten Blick weit über die Fragen der WMS hinausgeht*, schafft Vertrauen und baut Anna auf. Frau X macht im Grunde nichts anderes als wir bei dieser Studie: Sie betrachtet ihre Klienten und Klientinnen ganzheitlich und versteht, dass Lösungen auch für private Probleme gefunden werden müssen, damit ein Ausstieg aus der WMS gelingen kann.

„Durch die Termine beim Sozialamt hab ich auch wieder so an Rhythmus bekommen. Dass ich wirklich an Grund hab aufzustehn in der Früh und dass ich halt wirklich meine Termine wahrnehm. (...) Bei der Frau X war's halt dann immer, ich hab dann Schuldgefühle ghabt, wenn ich nicht kommen bin oder so. Dann hab ich monatelang, i glaub, zwei Monate war der Rekord, hab i zwei Monate lang nicht abgehobn, weil ich mich so geschämt hab, ihr zu sagen, dass ich schon wieder verbockt hab, meine Termine wahrzunehmen. Oder weil s' gsagt hat, i muss des und des und des ausfüllen, dorthinbringen oder hinfaxen, und ich hab's halt nicht gmacht. Dann hab i mi imma so geschämt, dass i ihr halt sag, ah ich hab scho wieder net des bissl gmacht, was ich hätt machen müssen. Aber sie hat halt, sie hat sehr viel Geduld für mich ghabt. Sie hat wirklich sehr viel Geduld mit mir ghabt.“ (Anna, leise Systemsprengerin)

Geduld ist ein weiterer Schlüssel für den Erfolg. Frau X geht geduldig und mit leisem Drängen (wie oben angesprochen) auf die Passivität ein, die wir in vielen Lebensgeschichten gefunden haben. Sie akzeptiert sozusagen, dass mehr Aktivität (noch) nicht möglich ist. Dass eine persönliche Bindung zwischen Anna und Frau X entstanden ist, zeigt sich daran, dass Anna ein schlechtes Gewissen hat, wenn sie (wieder einmal) eine Aufgabe nicht erfüllt. Sie schämt sich, aber wie oben gezeigt, weiß Frau X in solchen Fällen richtig zu reagieren. Außerdem schafft die Betreuung beim Sozialamt mit der Verpflichtung, Termine einzuhalten, ein bisschen Ordnung in Annas schwierigem Alltag und damit eine Grundlage, auf der sie aufbauen kann.

„Da hab ich dann die Frau X ghabt, die ja immer gsagt hat, „Frau Anna, nehmen S' ma Ihre Briefe mit, i schau ma des an“. Die hat imma gschaut: Okay, die Oide tuat si net leicht mit Zoihn und scho goar net mit bürokratischen Sachen und no weniger mit dem Beamtendeutsch. Schau i ma halt durch. Die hat ma dann gsagt, „Okay, das ist jetzt wichtig“. Dann hab i ma imma a Zettal gschriebn, oda sie hat ma imma a Zettal gschriebn, was i zum Erledigen hab und so. Mir wurde da auf jeden Fall immer gut unter die Arme gegriffen. In jeder Hinsicht.“ (Anna, leise Systemsprengerin)

Damit sich Anna von *bürokratischen Hürden* nicht abschrecken lässt, geht Frau X alle Unterlagen mit ihr durch, übersetzt ihr das unverständliche „Beamtendeutsch“, macht manches gemeinsam mit der Klientin und gibt ihr bei anderem genaue Anweisungen und Notizen mit. Sie schafft damit eine weitere Hürde aus dem Weg, an der Antragsteller*innen immer wieder scheitern, wie die Interviews mit Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der NGOs und der MA 40 gezeigt haben.

„Ich mein, sicher hab i an Schuldnberg, an klanen, aber ich hab auch an fixen Job. Ich hab letzten Monat 2.000 Euro auf mein Konto gekriegt. Ich kann mich jetzt nicht beklagen oder so. Aber ich glaub, ohne die Frau X und ohne die Betreuung von ihr hätt ich das nie geschafft. Die hat für mich so einen leichten Mutter-Touch. So weil s' immer so lieblich mit mir gredet hat. Die hat net gsagt, „Na oba Frau Anna san S' jetzt, i man des jetzt ernst, san S' net so deppat, mochn S' des, des, des.“ Die hat immer das in schönen Worten rüberbracht, so dass i mi immer wohl gfühl hab. Ich hab mich immer gut aufgehoben gefühlt bei ihr und hab deshalb halt auch die Sachen gern gmacht, was von mir verlangt hat. Okay, manchmal hab ich's vergessen oder verschlafn, aber ich glaub

ohne die Frau X oder ohne die Betreuung vom Sozialamt würd ich heute nicht jetzt da sein, wo ich jetzt bin.“ (Anna, leise Systemsprengerin)

Anna hat dank Frau X und der MA 40, so sieht sie es selbst, eine Erfolgsgeschichte zu erzählen. Hell-sichtig und scharfsinnig versteht sie, wieso Frau X so erfolgreich war. Im Grunde genommen hat die Sozialarbeiterin die Rolle der Mutter übernommen, die Anna niemals hatte: leise, aber nachdrücklich; ein bisschen streng, aber freundlich, nachsichtig und verständnisvoll. Jemand, der Geborgenheit und Verlässlichkeit vermittelt, dessen Zuneigung erhalten bleibt, auch wenn man etwas falsch macht.

Der endgültige Schritt aus der WMS gelingt aber erst, als Anna auch *im Privatleben eine stabile Bindung* aufbauen kann. Es ist ihr erster Partner, der sie nicht schlägt und missbraucht, sondern für sie sorgt, ihr sogar einen Job verschafft. Und mit einem Schritt steht sie selbstständig im Leben und kann für sich sorgen. Ihre Verwundbarkeit bleibt ihr aber, denn sie hatte niemals Gelegenheit, die früh-kindlichen Erlebnisse therapeutisch zu bearbeiten. Schon einmal ist sie auf einem guten Weg gewesen. Auch dafür war ein gelungenes Betreuungsverhältnis ausschlaggebend: eine Sozialarbeiterin bei einer Jugendeinrichtung, zu der Anna noch heute Kontakt hat (siehe Zitat S. 15). Sie hat damals zwar eine Lehre abschließen können, aber die Alkoholsucht hat dann doch gesiegt. Das Umfeld war nicht so günstig wie zum Zeitpunkt des Interviews, aber das Umfeld kann sich jederzeit ändern.

„I: Wie haben Sie das dann eigentlich geschafft, dass Sie da rauskommen sind aus so vielen Sachen, würd ich jetzt amal sagen? Aber vor allem einmal aus der Mindestsicherung? Dass Sie wirklich wieder zum Arbeiten begonnen haben?

Durch meinen. Durchn Z, also der Z is mei jetziger Freund, der Vater meines Babys (...) Mir is die Decke eh scho am Schädel gfalln. Und ich bin auch gar nimma rausgangen von daheim. Grad amal zur Trafik und vielleicht noch zum Billa, dann glei wieda daham. Also da Z is imma mitn Hund ggangen, weil i net amal mehr mitn Hund Gassi gehn hab wollen. Und er hat halt dann sein Kollegn gfragt, (...) ob's vielleicht wen suchen. Die habn gsagt, „okay, ja, komm amal vorbei“. I bin vorbeikommen und dann am Tag darauf bin i scho hackln gwesn, mein ersten Tag ganz alleine. (...) Bin aber auch seitdem fast jeden Tag eben von 9 bis 20 Uhr.“ (Anna, leise Systemsprengerin)

Aber kann man aus Annas erfolgreichem Zusammenspiel mit Frau X wirklich etwas Allgemeines ableiten? Ist das nicht nur ein Einzelfall? Frau X ist nicht nur ein Glücksfall für Anna gewesen, sondern ein bisschen auch für unsere Studie. Sie ist uns für ein Expertinneninterview zur Verfügung gestanden und war die einzige Sozialarbeiterin der MA 40, der es gelungen ist, uns Klienten und Klientinnen für die Interviews zu vermitteln. Diese Gesprächspartner*innen waren nicht alle im gleichen Maß offen und zur Selbstreflexion bereit wie Anna, aber sie waren alle genauso begeistert von *Frau X, der es offensichtlich gelingt, eine wertschätzende Beziehung aufzubauen, aus der Vertrauen entsteht, und gleichzeitig kompetent und bereitwillig hilft, also praktische Lösungen anbietet*. Diese Kombination ist es, die den *Schlüssel zum Erfolg* darstellt. Karl sind seine hohen Schulden extrem unangenehm. Er habe niemandem davon oder vom Privatkonkurs erzählt, sagt er im Interview, außer natürlich Frau X. Eva ist in ihrer Depression völlig ratlos und überfordert, nachdem ihr Heizung und Warmwasser von Wien Energie abgedreht werden. Frau X gelingt es, ihr einen Weg heraus zu weisen. Leopold steht bei den Aufgaben des Alltags immer wieder ein bisschen neben der Spur, ein betreutes Konto, vermittelt durch Frau X, ist da zB eine wertvolle Hilfe

„Weiß aber außer der X, ehrlich gsagt, a niemand. Die X, die waß, aber sonst. Die sagt, „was hobn S' für Schuldn“. „271 000.“ „Sind Sie wahnsinnig?“ Sog i, „jo“.

I: Mit der MA40 haben Sie aber nur über die Frau X an Kontakt, oder? Wenn Sie was wollen, dann gehen Sie immer zu ihr?

A: Geh i zur X, weil die andern intressiern mi olle net. I ruaf o bei 8040 aber sonst, sog i jo, die Frau X soll mi zruckruafn, wann amoi wos is, net.“ **(Karl, Hasardeur)**

„Dann haben die Alarmglocken... Und dann habe ich mir gedacht, ich muss jetzt was machen, weil sonst geht das nicht mehr. Und die Frau X hat sich wirklich sehr angenommen, da kann ich wirklich nichts sagen. Sie hat gesagt, „Frau Eva, ich kann Ihnen nur sagen, schau ma, schau ma, schau ma, machen wir das, machen wir das, machen wir das, und daran halte ich mich. Jetzt habe ich wieder ein bisschen einen Anhaltspunkt.

Da habe ich mehr als Glück gehabt. Ich habe gesagt, hoffentlich sind Sie noch lange, und sie hat gelacht und gesagt, sie ist schon dabei jemanden einzuschulen. Da habe ich gesagt, na, na, net.“ **(Eva, Downsized)**

Auch in anderen Interviews finden sich Hinweise, wie positiv sich **gelungene Betreuungsverhältnisse** auswirken können. Der **Hasardeur** Georg schafft den Schritt aus der Schwarzarbeit mit Hilfe einer AMS-Beraterin, die ihm danach, wie er noch immer bedauernd festhält, leider abhandengekommen ist. Das **Fluchtkind** Rohat verdankt seinen WMS-Bezug einem Sozialarbeiter, der über Jahre hinweg ein Vertrauensverhältnis zu den Kids aufbauen konnte, die ihre Freizeit in einem Park im Grätzl verbringen, indem er einfach da ist, sich um ihre Anliegen kümmert oder sich für ihre Wünsche interessiert. Rohats Freundin ist ganz begeistert von dem „**Psychologen**“, der noch bei jedem Problem geholfen hat, und auch Rohat geht zu ihm, wenn er psychische oder praktische Probleme hat.

„Da habe ich ihn halt so immer mehr kennengelernt. Weil meine jetzige Freundin hat auch so öfters mit ihm über Probleme geredet usw., und da hat sie mir gesagt, Rohat, wenn Du willst, geh einfach zu ihm und rede auch mit ihm. Hab ich auch einmal gemacht, zweimal, glaube ich. Nicht wegen X, aber halt so. Es waren halt zwei Mädchen, meine Freundin und noch ein Mädchen haben so übertrieben. Oh, X hilft so, Psychologe usw. Und ich ok, ok. Und er hilft urhart usw. Bei jedem Problem hat er mir bis jetzt geholfen. Also ich bin dorthingegangen, und er hat mir das erzählt, was ich schon weiß. Habe ich mich schon ein bisschen erwachsener gefühlt. So, aber ich fand's toll, dass ich halt so mit X geredet habe. Nach ein paar Monaten hab ich gemerkt, nach einem Monat habe ich gemerkt, dass es mir viel besser geht. So von mir, also alleine, ich brauchte halt niemanden. Ich hatte eh damals meine Freundin gehabt, aber ich bin von alleine wieder gut geworden, sagen wir so. I: Er hat Ihnen geholfen? Irgendwie?

Irgendwie schon hat er geholfen, aber ich bin auch von alleine selber wieder gut / Ich hab mir selber geholfen, sagen wir so.“ **(Rohat, Fluchtkind)**

Genauso aussagekräftig wie die positiven **Beispiele** sind die **negativen**: Anna vergleicht Frau X mit ihrer AMS-Betreuerin, die sie als „**Ungust!**“ bezeichnet und mit der sie möglichst wenig zu tun haben möchte. Die **laute Systemsprengerin** Zora meidet den Kontakt zum AMS ebenfalls, weil sie sich dort schlecht behandelt fühlt. Georg, der (wie oben erwähnt) einer AMS-Mitarbeiterin viel zu verdanken hat, fasst beim ersten Treffen mit einem anderen Betreuer eine tiefe Antipathie, weil er sich schon bei der Begrüßung von dem Mann entwertet fühlt, und beginnt mit ihm zu kämpfen. Das Leben der geflüchteten Nadira wird durch das schlechte Verhältnis zu ihrer AMS-Beraterin geradezu überschattet: Sie fühlt sich entwertet, weil die Frau ihre durch ein Zeugnis belegten Deutschkenntnisse anzweifelt, entmündigt, weil man sie in eine Ausbildung zwingt, ohne sie vorher zu fragen oder zumindest zu informieren, und so in die Enge getrieben, dass sie sich regelrecht fürchtet – und den Kontakt zur AMS-Beraterin auf ein Minimum beschränkt. Die **Hasardeurin** Doris wird durch eine Referentin der MA 40, die ihre telefonischen Zusagen nicht einhält und lieber negativ als positiv entscheidet, um keine Fehler zu machen, so sieht es zumindest Doris, in eine kurzfristig existenzbedrohende Situation mit negativen Langzeitfolgen gebracht, die ihr den Wiedereinstieg in den Arbeitsmarkt schließlich unmöglich machen. Doris hatte den Weg aus dem WMS-Bezug schon geschafft, doch alles ging zu

schnell, ihr fehlte die (gesundheitliche) Basis dazu. Was vielen Wortmeldungen gemeinsam ist: Wenn ein Betreuungsverhältnis auf der persönlichen Ebene nicht klappt, dann meiden die Klienten und Klientinnen nach Möglichkeit den Kontakt. Förderangebote, so großzügig sie auch sein mögen, gehen dann ins Leere.

„Es war [bei Frau X] nicht wie beim AMS, wo ich scho, wiar i die Augn aufgmocht hob, gwusst hab, „okay, na, i leg mi weiter hin, weil ich will mit derer nicht reden“. Weil die war so a Ungustl einfach, meine Betreuerin. Ich hab mich da nicht wohl gefühlt.“ (Anna, leise Systemsprengerin)

„I: AMS, hast Du häufig Kontakt?

Ich meide den Kontakt. Ich will nicht. Aber ich muss.

I: Okay. Was ist das Problem bei denen?

Ja die sind gestörte Menschen einfach. Ich mag die nicht. (...) Die sind frech einfach. Die die die reden einfach frech. Und das mag ich nicht.“ (Zora, laute Systemsprengerin)

„Des AMS woar alls ondare als hilfreich. Also do hob i zum Teil Sochn erlebt, des kann ma se goar net vorstellen. Ich erzähl nur die Geschichte [XXX], weil die wirklich dramatisch woar. I hob auf amoi an Betreuer bekommen, der hot [XXX] ghassn. Das erste, was a mi gsegn hot, „ah, do is a jo unser Patient“, woar die Begrüßung. 20 Joahr flugtauglich, hab immer meine Lizenzen erhalten, woar imma flugtauglich, immer medizinisch Klasse eins.“ (Georg, Hasardeur)

„I: Haben Sie mit der Frau jemals persönlich Kontakt oder am Telefon gehabt?

Ja, am Telefon. Und da ist sie immer nett. Ich hab sie auch schon gefragt, warum sie das macht.

Was los ist. Da ist sie aber immer nett oder sagt mir, ich krieg das und natürlich krieg ich das. (...)

Und dann ist das aber nie so. (...) Ich hab z’erst wirklich gedacht, dass die wirklich einfach etwas gegen mich hat oder so. Aber es geht anscheinend wirklich mehreren so. Wirklich mit der gleichen Problematik.

Dass sie ihren Job einfach nicht so macht, wie sie ihn machen sollte. Und dann einfach niemand drüber schaut. (...) Meine erste Theorie war, sie will nicht verantwortlich sein, wenn sie mal quasi zu viel Geld rausrücken, und drum lieber das Gericht entscheiden lassen.

Wo das Gericht mir dann recht geben hat, zu ihr gesagt hat, sie hätte das überprüfen müssen. Und das stimmt alles nicht. Und wo ich dann da einzogen bin, dass sie das noch einmal macht und mir noch einmal ablehnt, also das hätt ich mir echt nicht gedacht. (...) Wegen der Pauschalmiete wieder. Kann sie nicht berechnen, muss sie ablehnen. Mit Pauschalmiete kann man’s nicht beantragen. Obwohl ich SIE persönlich telefonisch gefragt hab.“ (Doris)

Jovanka ist schon lange immer wieder Klientin der MA 40. Sie hat die Umstellung vom Bezirkssozialamt auf die großen **Sozialzentren** miterlebt, die für sie ein „Horror“ sind. Die persönliche Betreuung, die sie früher gehabt habe, sei in den anonymen Strukturen weggefallen. Seit der Umstellung klappen ihre Anträge nicht mehr, weil sie sie allein machen müsse. Die Wartezeiten auf das Geld hätten sich so deutlich verlängert bzw. sei sie auch ohne Bezug dagestanden, ohne zu verstehen, weshalb bzw. wie man das ändern könne. Den befragten Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der MA 40 ist einerseits bewusst, dass es nun weniger Beratung gibt, andererseits scheint aber nicht klar zu sein, dass nicht nur „schwere Fälle“ eine persönliche Betreuung brauchen, sondern sehr viele – unter unseren Befragten zumindest alle. Die neuen Sozialzentren sind effizient, aber sind sie auch effektiv?

„Weil früher in zweite Bezirk das war wirklich super funktionieren. Dort wirklich eine sehr gute Beraterin hab ich gehabt, die Frau Z. Und sie hat so viel gemacht, muss ich sagen. Ich bin wirklich auf

diese Dame sehr, sehr, sehr, sehr zufrieden. Sie hat so viel gemacht. Alles, was ich habe gebrauchen, sie war wirklich da. Aber nachdem, was ich war jetzt im Schönbrunner Straße, ist jetzt übersiedelt, dann mit diesen Leuten ist eine Katastrophe, eine Horror, muss ich sagen.

I: Das heißt, früher war das besser?

Genau. Genau.

I: Da haben Sie ihre Beraterin gehabt, die Sie auch gekannt haben?

Genau. Genau. Genau. Jetzt habe ich keine Beratung. Muss ich alles selber gehen, alles selber ausfüllen, alles selber bringen. Früher ich mach mein Termin zu Frau Z. Ich gehen dort. Sie hat diese Anträge ausgefüllt oder was ich brauchen zur Verlängerung. Sie macht das gleich und alles, was ich brauchen, sie ist da, arbeiten. Ich habe nur drei Woche gewarten.“ (**Jovanka, Opfer von Beziehungsgewalt**)

„... früher bei den Bezirkssozialämtern, wo quasi die alte Frau Huber jedes Monat gekommen ist und da bekannt war. (...) Und die hat ein bisschen reden können. Dann hat man mit ihr das gesprochen. Immer der gleiche Sachbearbeiter über Jahre. Das gibt es nicht mehr. Die muss sich jetzt trotzdem ständig neu orientieren. Und die muss das schriftlich einbringen. Und die muss sich jemanden finden, der ihr hilft dabei. (...) Wenn sie Glück hat, hat sie eine gute Sozialarbeiterin, ob bei der MA 40 oder bei einer anderen Stelle, die sie betreut. Aber um diese wirklichen schweren Fälle-, Menschen, die jemanden brauchen um an die Hand genommen zu werden, (...) für die sind wir nicht da. Also, oder schwer da. (I: Außer die Sozialarbeiter.) (...) Da muss man an die richtige Person geraten. Und an jemanden, der wirklich unterstützt. Aber auch die bearbeiten Anliegen und sind jetzt nicht unbedingt da, um jemanden zu bemuttern. (...) Und deswegen sage ich, also das System, wie wir es heute fahren, das ist halt nicht das Sozialamt, wo man hinkommt, um ein bisschen sich auszuweinen.“ (**MA 40 Referent**)

Druck und Strafe scheinen bei den meisten Interviewpartnern und -partnerinnen wenig Wirkung zu entfalten. Manche setzen sich zur Wehr und schalten auf stur, andere fügen sich, verlieren aber jede Lust und versuchen, sich den Personen oder Institutionen zu entziehen, von denen sie sich gedrängt fühlen, etwa dem AMS. Anna zB hält so lange die Termine nicht ein, bis sie gar keine Zuwendungen mehr erhält, dann sorgt sie dafür, dass der Geldfluss wieder einsetzt – und versäumt die Termine wieder. Das heißt, die Strafe hat bei ihr keine nachhaltige Wirkung und geht letztendlich ins Leere.

„Ich war dann beim Sozialamt zwar betreut, bin dann gekommen, dann hab i paar Sachen erledigt, damit ich das Geld beziehen kann. Danach, was noch gefordert wurde, hab ich dann nimma gemacht. Dann hab i wieda ka Göd kriagt. Dann bin ich wieda hingangen, wenn's kein Geld mehr gebn hat. Halt immer wenn da Geldhahn zudraht wordn is, hab i dann die Notwendigkeit gesehen, meine Termine wahrzunehmen.“ (**Anna, leise Systemsprengerin**)

Rohats ausführliche Erzählungen über sein Fußballspielen zeigen besonders gut, was ihm fehlt und weshalb manche Maßnahmen bei ihm zum Scheitern verurteilt sind. Er hat zB für zwei verschiedene Fußballvereine gespielt. Der erste, so erzählt er, sei ungemein unprofessionell gewesen und belegt das mit folgender Geschichte:

„Ich war vorher bei einem Verein, (...) aber die waren so dämlich und unprofessionell. (...) Wir hatten Match, ein Freundschaftsspiel, und da kann man spielen, wenn auch man keinen Spielerpass hat. Und ich hab mich angezogen, ich habe Fußball-Sachen angezogen, Fußballtrikot und so. (...) Da kommt irgendwie so ein Berater oder ein wichtiger Typ so im Verein und meinte einfach so... also, ich und mein Bruder haben zusammen gespielt damals, und zu mir und meinem Bruder, Rohat, X und der und der sollen Sachen ausziehen. Vor dem Spiel. So 20 Minuten vor dem Spiel. Und wir denken uns, what the fuck. Komm doch viel vorher. Der wollte uns erzwingen, unseren Spielerpass zu machen. Aber doch nicht so. So kann man keinen Spielerpass machen. Und danach hat er

sich beschwert so, wie mein Bruder weggegangen ist und nicht mehr kommt. Schau, was Du gemacht hast. Vor einem Match kommst Du. Wir freuen uns urhart zu spielen, waren sogar im Kader, also in der Startelf, freuen uns urhart zu spielen, und Du kommst. Sagt so, Rohat, der und der. Rohat ausziehen. Er hätte es wenigstens so gemacht in der Bank, wenigstens so. Wir kommen ganz spät rein, aber Sachen ausziehen. Das war ur respektlos. Danach habe ich aufgegeben mit dem Verein, weil ich habe gedacht, vielleicht ist jeder so. Nach ein paar Monaten ist ein Freund zu mir gekommen, komm da und da. (...) Mein Trainer, die ganze Zeit hat er mich so erzwungen so. Weil mir haben ein paar Sachen gefehlt, mich anzumelden, meinen Spielerpass zu machen. Und er hat mich immer gezwungen so, wo ist das, Rohat, wo ist das, wo ist das, wo ist das? Ich brauche das. Und dann hat er mich auch immer auf der Bank spielen lassen. Rohat, du hast nix, ich kann dich nicht spielen lassen. Sie können nicht mal so, wenn ich verletzt bin und sowas, dann können sie Probleme bekommen. So, weil ich keine, ich weiß nicht, wie man das nennt, aber da können sie halt Probleme bekommen. Ich kann Dich nicht einmal so schnell spielen lassen. Nach ein paar Monaten hat's geklappt. Da haben sie sich extrem sehr viel gefreut, dass ich endlich einen Spielerpass habe. Und das nennt man Professionalität, finde ich. Und das ist sehr wichtig gewesen.“ (Rohat, Fluchtkind)

Der erste Verein versucht, durch Strafe die Burschen, die es nicht und nicht hinkriegen, sich einen Spielerpass zu besorgen, dazu zu bringen, endlich das Dokument zu organisieren. Doch die Aktion geht nach hinten los. Die Burschen sind enttäuscht, fühlen sich gedemütigt und schalten auf stur unter dem Motto: lieber gar nicht Fußballspielen, als für einen Verein, der so grob Zwang ausübt. Rohat umschreibt dies als „unprofessionell“. Er hat Glück und kommt zu einem Verein, der in Rohats Wahrnehmung „professionell“ handelt, weil er ihn mit viel Geduld, Freundlichkeit und Einfühlungsvermögen dazu bringen kann, den Spielerpass zu lösen. Mit Professionalität im Fußball hat das in Wahrheit wenig zu tun, aber sehr viel mit Empathie und Verständnis für die Bedürfnisse von Menschen, die auf der Suche nach Bindung sind. Der Verein macht damit genau das, was Rohat braucht: Er zeigt ihm Wertschätzung, geht auf ihn ein und kümmert sich um ihn. Damit gibt er jene emotionale Versorgung, die Rohat bei den Eltern nicht findet und die er daher ständig außerhalb der Familie sucht.

Wie bei Anna und Rohat zu sehen ist, geht es natürlich nicht nur um die Wertschätzung und Bindung im Rahmen von Beratungs- und Betreuungsverhältnissen, sondern immer auch um Privates und *Be-rufliches*. Naila, *Opfer von Beziehungsgewalt*, findet die Geduld, Wertschätzung und Förderung, die sie braucht, bei ihrer Vorgesetzten am Arbeitsplatz, die ihr dadurch das Selbstvertrauen gibt, den Job tatsächlich ausüben zu können und in weiterer Folge gesünder und stabiler einem Ausstieg aus der WMS entgegenzugehen (Zitat s. S. 39). Kamila kommt erst dann dem Ende ihres langjährigen WMS-Bezugs nahe, als sie sich in einen Beruf „verliebt“. Das unterstreicht, wie wichtig die Wahl des „richtigen“ Berufs ganz grundsätzlich ist. Ihre Lehre hatte Kamila viele Jahre davor, ohne dies jemals zu bedauern, abgebrochen. In ihren Lehrberuf hatte sie sich nämlich nicht „verliebt“, wie viele unserer Gesprächspartner*innen auch, die die zum Teil abgeschlossene Ausbildung links liegen ließen, wenn die Tätigkeit sie nicht interessierte.

„I: Können Sie mir das erklären? Sie sitzen mir gegenüber, ich seh ja, wie Sie sind. Ich seh da jemanden, der ist initiativ, der ist gscheit, der kann was. Und dann erzählen Sie mir, was Sie gemacht haben?“

Genau das ist das Problem, weil ich weiß nicht, warum hab ich das nicht früher gemacht. Genau das tut ja weh. Warum hab ich nichts gemacht? Warum hab ich so lange gebraucht, damit ich jetzt sage: Okay, jetzt ist es Schluss? Jetzt muss ich was machen. Ich weiß nicht, vielleicht es liegt am Interesse auch. Einerseits.

I: Sie haben nichts gehabt, was Sie wirklich interessiert hat früher?

Genau. (...) Ich wurde verliebt eigentlich. Also ich saß in der Ordination, ich hatte Termin. Ich war beim Frauenarzt. Und ich hab immer die Angestellten zugeschaut, was machen die? Wie machen sie das? Patienten betreuen, telefonieren, Terminvergabe, das Ganze, also in dem Moment hab ich mir gedacht: Warum, warum soll ich das nicht machen? Dann hab ich in dem Moment, also ich hab mich entschieden wirklich, und innerhalb von zwei, drei Wochen hab ich mich beworben in der Berufsschule. Und dann hab ich Aufnahmeprüfung gehabt. Das hab ich geschafft. Obwohl ich dachte, ich schaff das nicht. Ich hab das geschafft, und dann hab ich begonnen. Genau. Und genau dieses Gefühl, meine ich, hat mir gefehlt eigentlich. (...) Ich hab immer so ein Gefühl gehabt: Ich schaff das nicht. Ich weiß nicht warum, ich war so negativ eingestellt.“ (Kamila, Fluchtkind)

Wie wichtig ein gutes persönliches Verhältnis und kleine Gesten sind, konnten wir bei der Suche nach Gesprächspartnerinnen und -partnern selbst feststellen. Die Kontakte, die Frau X hergestellt hatte, führten alle zu einem Interview. Karl erklärte, dass Frau X ihn angerufen hatte und ihn sozusagen um den Gefallen gebeten hatte, uns das Interview zu geben. Bei anderen Befragten war es genauso: Wenn die (ehemaligen) Betreuer*innen das Interview vorgeschlagen haben, dann wollte man ihrem Wunsch entsprechen.

„Die Frau X kenn ich scho sehr long. Is ma wuascht. Wir hobn a guates Verhältnis bis heute. Die hot mi da ogruafn und hot gsogt, „Heast, doarf i da wen schickn?“, eben Sie. Sog i, „Jo, is ja wuascht. Schick s´ her“. Mia is egal. Schaun S´, wegnehma kennts ma eh nix.“ (Karl, Hasardeur)

Selbst wenn es schwierig war, tatsächlich zu einem Treffen zu kommen, waren die Gespräche dann stets angenehm und freundlich. Wie sich herausgestellt hat, lag das auch an einer kleinen Geste der Interviewerin. Die meisten Gespräche fanden am modernen Campus der WU statt, der ziemlich verwirrend ist, wie sich bei den Interviews mit den Experten und Expertinnen aus den NGOs und Sozialzentren herausgestellt hatte. Um den Gesprächspartnern und -partnerinnen den Anruf zu ersparen, mit dem sie zugeben müssten, sich verlaufen zu haben, holte die Interviewerin sie von der U-Bahn-Station ab und begleitete sie ins Büro. Diese Geste und die zehn Minuten Fußweg, auf dem die Interviewerin ein bisschen etwas von ihrem Arbeitsort vorstellen konnte, brachen nicht nur das Eis, sondern haben alle sichtlich gefreut. Ohne es vorherzusehen, haben wir so eine Gesprächsbasis auf Augenhöhe geschaffen und damit Respekt gezeigt.

Die folgende **Liste von Faktoren, die den Weg aus der WMS ermöglichen**, ergibt sich aus der Auswertung der Interviews. Sie erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, was die praktischen Unterstützungsangebote anlangt, aber die Bedeutung von persönlicher Beratung und Betreuung mit sensibler Berücksichtigung der Möglichkeiten, die die Bezieher und Bezieherinnen aufgrund ihrer Lebensgeschichte und ihrer aktuellen Situation gerade haben, kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Denn erst sie macht die notwendigen individuellen Lösungen möglich. Das geht aus den Interviews völlig klar hervor und ist die Grundlage für jedes praktische Hilfsangebot.

- **Persönliche, individuelle und ganzheitliche Beratung und Betreuung:** zB in Sozialzentren oder AMS. Wertschätzung schafft Selbstvertrauen, Bindung schafft Vertrauen und Aktivität.
- **Small is beautiful:** Große anonyme Strukturen führen zu Orientierungslosigkeit und verlängern den WMS-Bezug.
- **Motivation** funktioniert **durch positive Anreize**, nicht durch Zwang, Druck oder Strafe.
- **Wissen über die Lebenssituation und die Problemlagen der Klienten und Klientinnen** schafft **bei den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der Sozialzentren und des AMS** Empathie und Lösungen.
- **Psychotherapie** beseitigt Lasten und eröffnet Perspektiven.
- **Passende Qualifizierungen** schaffen Chancen: d. h. für Berufe, die die Betroffenen interessieren; fortwährende Bewerbungstrainings etc. wirken hingegen demotivierend und führen zu einer Ablehnung jeglicher AMS-Maßnahmen.

- **Hilfe bei der Organisation des Alltags und beim Umgang mit Geld** führt zu einer Stabilisierung, zB betreute Konten, Privatkonkurse.
- **Arbeitsplätze, die Wertschätzung vermitteln**: Förderung und Unterstützung am ersten Arbeitsplatz für Personen, die noch nie oder lange nicht erwerbstätig waren, durch die Arbeitgeber und Arbeitgeberinnen.
- **Bei Flüchtlingen**: der Erwerb von guten **Deutschkenntnissen**, der Erwerb einer **Qualifikation** bzw. die Nostrifizierung einer schon vorhandenen Ausbildung, **Psychotherapie**, **Hilfe bei praktischen Fragen des Alltags**.

Die Wirkung der WMS

Die Analyse der Biographien zeigt deutlich, dass der Bezug der WMS bei unseren Gesprächspartnern und -partnerinnen keine unmittelbare Wirkung in dem Sinn hatte, dass sich zeitnah etwas Grundlegendes in deren Leben geändert hätte: etwas, das die vielen Gründe, die in die Mindestsicherung geführt hatten, kurzfristig aufheben könnte. Aber, wie man an der inzwischen Vollzeit erwerbstätigen Anna sieht, kann die WMS mittelfristig sehr wohl ein gutes Fundament bilden. Zwei Jahre finanzieller Absicherung und vor allem sehr guter Betreuung durch die Sozialarbeit der MA 40 haben dazu geführt, dass Anna zum ersten Mal in ihrem Leben in der Lage ist, positive Schritte zu setzen: eine Partnerschaft, die diesen Namen verdient; ein Beruf, in dem sie sich einsetzt; eine Zukunft mit eigenem Kind. Und das mit einem neuen Selbstbewusstsein und Selbstwertgefühl. Von den jungen Befragten könnten andere ebenfalls auf einem guten Weg sein, aber das ist genauso ungewiss wie die Nachhaltigkeit von Annas Erfolg.

Finanzielle und soziale Absicherung bei eng geschnalltem Gürtel

Für manche Lebensgeschichten kann man einen *Vorher-Nachher-Vergleich* anstellen, nämlich dann, wenn die Befragten Anspruch auf die WMS haben, aber trotzdem eine Weile ohne sie leben müssen. Am häufigsten geschieht dies zwischen Antragstellung und Bewilligung: sowohl vor dem ersten Bezug als auch bei den Verlängerungen. Diese Zeit können die Bezieher*innen nur überbrücken, wenn sie Schulden machen. Besonders extrem war die Situation der Alleinerzieherin Doris, die ein halbes Jahr warten musste, bis sie die WMS zugesprochen bekam: In dieser Zeit übernahm eine Verwandte die Miete, caritative Einrichtungen die Kosten für Nahrung, Windeln und andere unbedingt nötige Dinge des Alltags. Ihr Bruder borgte ihr Geld, um die verbleibenden Lücken zu schließen. Monatelang waren sowohl sie als auch das Kind ohne Krankenversicherung. Regelmäßig Schulden machte aber zB auch Eva, bevor sie die WMS erhielt. Sie hatte davor von ihrem Anspruch nichts gewusst. Daraus lässt sich schließen, dass die WMS tatsächlich jenen Menschen finanzielle – und bei Vollbeziehenden auch soziale (!) – Absicherung gibt, die andernfalls nicht wüssten, wie sie aus eigener Kraft überleben sollen.

„Sie sagen, „Ihr Antrag ist abgelehnt“. Und Grund war, dass ich zum Beispiel Lichtbildausweis nicht gebracht hab. Andere Unterlagen hab ich schon gegeben und muss ich neue Antrag stellen. Das heißt, diese drei Monate bekomme ich nichts.

Muss ich Miete zahlen und Strom und Gas, und wir haben nicht genug Geld, dass wir Lebensmittel und sowas diese drei Monate benutzen.

Ich habe Geld ausgeborgt. Ich muss [jetzt] jede Monat Rate zahlen, das sind 200 Euro, bis das Geld fertig ist. Aber das ist schwierig.“ (Ali, Geflüchteter)

*„I: Sie haben ein AMS-Geld, also die Notstandshilfe nehme ich an...
Ja, genau, ja.*

I: und dann stocken Sie auf...

Ja, dann bekomme ich mehr Geld. Na, da ist mir schon geholfen. Weil ich habe oft Ende des Monats schon gekratzt. Habe mir gedacht, puhh, und noch eine Woche. Da habe ich mir schon von Bekannten Geld ausgeliehen, die was eines gehabt haben. Musst ja auch zurückzahlen wieder. Bleibt mir wieder nichts. Ein ewiger Kreislauf. (...) Von einem Zumachen zum anderen. Dann habe ich mir wieder ein Geld ausborgt am Monatsende, weil da habe ich wirklich keines mehr gehabt. So habe ich mich dann durchgekämpft.

I: Müssen Sie sich noch immer Geld ausborgen, oder geht das jetzt?

Na jetztta net. Jetzt geht es, ja.

I: Wirklich, das hat den Unterschied gemacht?

Ja, der Druck ist weg, ist leichter. Weil sonst bin ich schon gesessen, woh, hoffentlich krieg ich bald die Arbeitslose. Es ist schon sehr, sehr erleichtert worden.“ (Eva, Downsized)

Bei den befragten Experten und Expertinnen aus den NGOs und den Sozialzentren herrschte über die *grundlegende Funktion der WMS* bei den Beraterinnen und Beratern aus NGOs sowie den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der MA 40 auf den ersten Blick weitgehende Einigkeit: Sie sei Basisfinanzierung und Existenzsicherung, Auffangnetz und Überbrückungshilfe in Krisensituationen sowie eine Absicherung für Menschen, die nicht arbeitsfähig seien. Allgemein wie diese Begriffe sind, lassen sie jedoch viel Spielraum für individuelle Interpretationen: Was bedeutet Basisfinanzierung, was Existenzsicherung konkret? Bietet die WMS lediglich „eine minimale Bedarfsabdeckung“, „dass [...] die Leute etwas zu essen haben, und ein Dach über dem Kopf“ (Berater*innen) oder ein „sorgenfreies Leben“ (MA 40 Referent*in)?

*„Einerseits sollte sie einen vollen Bauch ermöglichen. Also dass man natürlich sich ernähren kann, dass man wohnen kann. (...) Die Mindestsicherung sollte den Menschen ein sorgenfreies Leben in Bezug auf Ernährung und Wohnen und natürlich Gesundheit ermöglichen und Schulbildung, falls das irgendwie auch möglich ist.“ (MA 40 Referent*in)*

Die Frage, ob der WMS-Bezug zu niedrig oder zu hoch ist, durchzog die Gespräche mit den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen aus den NGOs und Sozialzentren und wurde deshalb den Beziehern und Bezieherinnen gegen Ende des Interviews explizit gestellt. *Es zeigt sich, dass ältere Alleinlebende wesentlich besser mit dem Geld auskommen als Menschen mit Kindern im Haushalt.* Zwar müssen beide Gruppen mit ihren Finanzen jonglieren, also immer wieder eine Zahlung aufschieben, Geld ausborgen oder sogar die Unterstützung der MA 40 oder caritativer Einrichtungen in Anspruch nehmen, um bis zum Monatsende auszukommen oder größere Ausgaben tätigen zu können, aber unterschiedlich häufig. Einen Unterschied macht auch der Weg in die WMS: *leise und laute Systemsprenger und -sprengerinnen*, aber auch die *Downsized* haben ihre Finanzen schlechter im Griff und kommen daher weniger gut mit ihnen aus als zB *Hasardeure und Hasardeurinnen*. Hier spielen zB die Kosten für Zigaretten, Alkohol und Drogen eine Rolle, die am häufigsten bei den *Systemsprengern und -sprengerinnen* anfallen. Für alle ist ein betreutes Konto eine große praktische Unterstützung.

“Und leb do gonz guat. I kann ma mei Essen kaufen, i kann fuartgeh, i kann ma meine zwa, drei Gspritzten kaufen, a Beispiel, und des woar’s.“ (Karl, Hasardeur)

„I: Erzählen Sie mir, wie lebt man mit sieben Kindern von 4.000 Euro?

Eine Beraterin von AMS hat mich diese Frage vor vier Jahren gefragt. Sie hat mir gesagt, „wie viel bekommen Sie pro Monat“. Ich habe gesagt, damals 3.500 sowas. Sie hat mir gesagt, „Sie bekommen viel Geld“. Okay. Ich habe gesagt, „Haben Sie Kinder?“ Sie hat gesagt, „ja, ich habe ein Kind“. Okay. Ein Kind bekommt vom Finanzamt zum Beispiel 117 Euro pro Monat. Und 120 von Mindestsicherung, wenn das Kind unter 18 Jahre alt ist. (...) Ich habe die Beraterin gefragt, „ist das genug für Ihr Kind? Monatlich“. Sie hatte gesagt, „nein“. Ich habe gesagt, „Okay, mal sieben. Alle sieben

Kinder brauchen, was Ihre Kind braucht.“ Und sie hat Entschuldigung. Weil die Kinder brauchen viel. Wir wohnen in große Wohnung. Muss man viel zahlen, Strom und Gas, Essen, Kleidung. Ja. Aber wenn einfach jemand rechnet, wie viel bekommt eine Familie, 4.000 ist viel Geld.“ **(Ali, Geflüchteter)**

„I: Wie oft ist das notwendig, dass Ihre Mutter Ihnen aushilft, dass es nicht sich ausgeht?
Immer genau eine Woche, genau vor Monatsende. (...) Ich komme genau mit'm Geld, wenn ich's hab, komm ich genau drei Wochen lang aus. Und dann nachher genau kurz vorm Monatsende hab ich keines mehr, aber da hilft mir sowieso meine Mama immer wieder aus.

I: Wieviel fehlt Ihnen dann ungefähr?

Na ja, maximal ein Hunderter genau.

I: Das heißt, wenn Sie einen Hunderter mehr hätten...?

Ja, dann würde es sich sogar perfekt ausgehen.“ **(Petra, leise Systemsprengerin)**

„Mein sehr kaufmännischer, sehr strikter Umgang mit Geld. Des hob i im Griff afoch. (...) Dank dem Sozialamt konnte ich immer gut überleben. I hob ma zumindest meine Rechnungen olle zoihn kennen.“ **(Georg, Hasardeur)**

Mit der MA40, kann i sogn, leb i, klopf auf Holz, gonz gut. Ohne dass i mir viel Sorgn machn brauch oder irgendwas. (...) Mia geht aa nix ab.“ **(Karl, Hasardeur)**

„Es geht si aus. Wenn's da's sche einteilst.“ **(Poldi, Downsized)**

Ob man mit dem WMS-Bezug auskommt oder nicht, ist bei näherer Betrachtung vor allem von den **Fixkosten** abhängig, die wiederum vor allem durch die Ausgaben für das Wohnen bzw. die Kinder im Haushalt bestimmt werden. Wer in einer Gemeindewohnung oder einer betreuten Einrichtung lebt, zahlt weniger für Miete und Energie (bei meist besserer Wohnqualität) als jene mit Privatmiete. Das gilt auch für Genossenschaftswohnungen, für die aber ein bisschen Kapital vorhanden sein muss, das WMS-Bezieher*innen gewöhnlich nicht haben. Allein schon die Kosten für Kindergartenplätze, Nachmittagsbetreuung und eventuell auch Schulgeld fressen einen Gutteil dessen auf, was pro Kind als Familienbeihilfe und Mindestsicherung ins Haushaltsbudget fließt.

Auch bei den **laufenden Kosten** sind Kinder teuer: Für den Unterricht brauchen sie Computer, Musikinstrumente und die normalen Schulsachen, hinzu kommen noch Handys, Kleidung und möglichst auch Freizeitaktivitäten. Alle befragten Eltern ordnen ihre eigenen Bedürfnisse jenen der Kinder unter. Während sie zB Second-Hand- oder Billig-Kleidung tragen, versuchen sie den Kindern zumindest ab und zu Markenware zu kaufen, wie sie ihre Freunde und Freundinnen tragen. Und trotzdem spüren auch die Kinder ständig die knappe Kasse der Eltern: Wenn Naila ihrer Tochter eine Gitarre für die Schule kauft, muss der ältere Sohn noch ein weiteres Monat lang mit Pflastern auf den Füßen gehen, um sich nicht an den kaputten Nike-Sportschuhen zu verletzen. Auch das Geld für ein Essen mit seinen Freunden kann sie ihm nicht geben, ebenso wenig wie dem jüngeren die ersehnte Belohnung für den Einser in Mathematik, einen Besuch im Prater. Nadiras Sohn hatte kurz vor dem Interview Geburtstag, ein Geschenk für ihn sei nicht drinnen gewesen, erklärte sie.

„I: Gibt es etwas, dass Sie gerne einmal hätten, für sich persönlich?

Oh, also ich ist jetzt in der letzte Stelle, seitdem ich Kinder habe. (...) Eigentlich bin ich schon glücklich. Also irgendwie, ja, kann ich jetzt nicht so sagen, was ich persönlich gerne hätte. Wenn meine Kinder alles haben, dann hab ich ja auch alles.“ **(Kamila, Fluchtkind)**

„Ich selber gehe immer gebrauchte Sache, so wie Kleidung und sowas, ja, ich gehe immer Caritas und sowas. Aber die Kinder verstehen nicht. Sie schauen andere Kinder, die in die Schule gehen.

Wenn ich sage, „Die Eltern arbeiten und verdienen viel Geld, und wir bekommen Mindestsicherung.“ Ich will auch meine [Kinder] zufrieden[stellen]. Ich versuche meine Beste, ja. Aber manchmal kann ich nicht schaffen. Weil wenn sie sagen, „ich brauche so Handy, kostet 150. Hose kostet 60 Euro oder T-Shirt kostet so“, ich versuche, alles zu erklären. Aber manchmal muss ich auch kaufen für sie. Wenn ich einmal Nein sage, das ist nix einfach.“ **(Ali, Geflüchteter)**

„Ce n'est pas suffisant. Par exemple ma fille là, ça fait déjà depuis le début de l'année elle dit : « Maman, allons acheter des Hose, des manteaux là. » (...) Maintenant elle est devenue une jeune fille et elle voit d'autres jeunes filles là et elle a une copine là qui est une blanche. (...) Quand elle voit sa copine bien habillée là: « Maman, schau ! Maman, [YYY] a des schöne Schuhe gekauft. Ich habe nicht. » Elle dit que elle aussi elle veut acheter ces souliers là. Elle regarde ses camarades bien habillés, maintenant ils commencent à venir me dire : il faut m'acheter aussi ça. (...) C'est son droit, comme je lui avais promis demain de venir à Shopping City pour lui acheter des habits et des souliers.“ **(Marianne, Geflüchtete)**

„Mein Sohn hat Nike-Schuhe und unten gibt's Plastik, und er geht mit Pflaster immer, weil Plastik ist [kaputt]. Ich kann nicht für mein Sohn Schuhe kaufen. Auch normale Schuhe nicht. Er geht mit seine Füße mit Pflaster, weil sonst bekommen große Blase oder Verletzung. Das geht nächste Monat, da zahl ich nicht viel, weil ich hab für meine Tochter alles jetzt gekauft.“

Mein Sohn er heute mit Freunde draußen. Er hat mir geschickt, „Mama, bitte, schick mir Geld, ich will mit meine Freunde rausgehen und essen.“ Ich hab gesagt, „Nein, geht nicht“, aber ich mache Spaß, „komm zu Hause, ich hab deine Lieblingsessen gemacht“. **(Naila, Opfer von Beziehungsgewalt)**

„Es gibt so viel, das kann man nicht kaufen. (...) Es gibt Priorität. Zum Beispiel dieses Monat war mein Sohn Geburtstag. Ich kann ihm nichts kaufen. Ich müsste etwas nicht zahlen, um ihm etwas zu kaufen. Verstehen Sie? Ja. Ich immer reordne die Priorität, wenn ich was brauche extra oder so. Zuerst bezahle ich die Lebensmittel. Natürlich. Und was er braucht für Kleidung, Schule, was anders vielleicht, Schuhe oder so.“

I: Und was geht nicht? Was Sie gerne hätten?

Das kommt später, vielleicht nächste Monat. Ich weiß nicht, vielleicht ich kann ohne bleiben.“ **(Nadira, Geflüchtete)**

Jedes Monat muss abgewogen werden, was diesmal nötig und möglich sein wird, und dann beginnt das **Jonglieren und Hinausschieben**: Immer haben Miete und Energierechnung eigentlich Vorrang, ebenso die Kosten für die Kinderbetreuung und die Schule, aber wenn dann nur noch 100 bis 200 Euro im Monat für eine Mutter mit zwei kleinen Kindern für den Einkauf bleiben, lässt man auch einmal die Bezahlung der Wohnkosten aus und kauft statt dessen ein Möbelstück oder Flugtickets für den Besuch bei den Eltern im Ausland. Ursula hat zu einer radikalen Lösung gegriffen: Sie heizt selbst im Winter ihre Wohnung nie und erspart sich so die Kosten für die Fernwärme. Manchmal betrifft das Abwägen aber auch kleine Ausgaben: lieber die preiswerten afrikanischen oder die teuren europäischen Lebensmittel kaufen, die die Kinder viel lieber essen? Lieber hochwertige Lebensmittel oder Hygieneprodukte? Und wenn man sich dann doch einmal eine neue Handtasche gegönnt hat, kommt spätestens zu Hause das schlechte Gewissen, weil man nun die Miete nicht vollständig zahlen kann. Ein gutes Parfüm ist dann sowieso nur noch eine Erinnerung an alte, bessere Zeiten. Möbel, Computer und Handys werden auf Willhaben und im Second-Hand-Shop gekauft, Kleidung bei Billig-Ketten. Auf ein Bier geht man mit den Freunden lieber in den Supermarkt im Einkaufszentrum statt zur Tankstelle, wo es mit 2 Euro mehr als doppelt so teuer ist.

„Jetzt zittere ich schon vor dem Winter. Ich heize überhaupt nicht. Wir haben Fernwärme, und da zahlst du ja trotzdem. (...) Wenn mir kalt ist, büggle ich. Ich sitz ja eh nicht, so wie andere Leute, so lange auf der Couch oder so irgendwas. Und sobald ich was mach, wird mir eh wärmer, und in der Nacht, i hab Wollsocken, i hab Wollwand, also ich leide jetzt nicht groß darunter.

I: Sie heizen **gar** nicht?

Nein! Null! (...) Man hat eh von links, rechts, oben, unten. Für mich reicht's. Ich lade jetzt auch niemanden mehr ein. Weil früher habe ich auch immer (...) halt dann eingeheizt, was weiß ich, begonnen ein, zwei Tage bevor wer gekommen ist, damit es halt schön warm ist. Weil die Leute haben es ja ewig warm. (...) Ich versuche, so zu sparen. **(Ursula, Hasardeurin)**

„Mich interessiert jetzt das Essen mehr. Denke ich mir, wennst eh schon nirgends mehr wo hingehen kannst, dann kauf dir wenigstens gute Sachen. Aber wenn du heute einkaufen gehst, unter 50 Euro kriegst du ja fast nichts mehr. Ich habe gesagt, das gibt es ja nicht. (...) Die ganzen Badesachen. Es ist furchtbar. Dann fehlt es mir wieder dort.

I: Und was sind das für Sachen, die man sich nicht mehr kauft? Fällt Ihnen da was ein?

Sie werden jetzt lachen, aber hie und da eine neue Tasche oder neue Schuhe oder ein gutes Parfüm, was schon fast 100 Euro kostet. Solche Sachen. Heute denke ich mir, brauchst du das wirklich?

Habe mir gedacht: So, das ist jetzt wurscht. Das gönne ich mir jetzt. Hast eh nichts mehr. Kommst eh nirgends mehr hin, aber das gönne ich mir jetzt. Und dann kommt das schlechte Gewissen. (...) Dann sitze ich daheim und denk mit, das hast jetzt davon. Das zahlst nicht ein, aber Hauptsache das hast du dir jetzt gekauft. **(Eva, Downsized)**

„Ich kaufe nicht sowas von [Elektronik-Markt], ich kaufe nicht tolle Sachen. (...) Ein Handy kostet in Geschäft 300 Euro. Ich geh zu eine Gebraucht-Geschäft, kostet 120.

Ich geh zum [Diskont-Schuhgeschäft] zum Beispiel. Eine Schuh kostet 10 Euro, reicht mir, passt. Warum soll ich eine Nike-Schuhe für 100 Euro kaufen?“ **(Naïla, Opfer von Beziehungsgewalt)**

Ich versuche immer auf Willhaben zu kaufen. Sehen Sie mein Notebook an, das ist ja furchtbar. Schauen Sie sich das an. Ich hab das so gekauft. [NoteBook ist an mehreren Stellen zerbrochen] **(Kamila, Fluchtkind)**

„Das Sozi-Geld muass i ma einteilen. I schau imma am Preis. Brauch ma Kaffee, Milch, Zucker und wos zum Essen. Fertig. I zahl meistens 20 Euro. Bleibt no a Bier aa über.

I geh net furt gern. I geh meistens imma zum Spar owe. (...) Jetzt gengan meine Freind olle duartn beim Spar. (...) Da kost das Bier nur 99 Cent. Auf der Tankstelle is z'teuer. Da kost es zwei Euro.“ **(Poldi, Downsized)**

Trotz allem Jonglieren kommt es regelmäßig vor, dass das Geld nicht reicht. Dann muss das kaputte Sofa bleiben und die medizinische Matratze für den schmerzenden Rücken noch warten. Auf diese Art und Weise kann es selbst bei einer kleinen Wohnung von 37 m² sechs Jahre dauern, bis sie fertig eingerichtet ist, wie beim alleinlebenden Karl. Oder man lässt sich bei Sonderausgaben auf Schulden ein, zB bei Familie und Freundeskreis, Wiener Wohnen und Wien Energie, die dann in weiterer Folge die Budgets der nächsten Monate bis Jahre belasten.

„Ich brauche Matratze. Es ist gesundheitliche Matratze. (...) Ich kann mir das nicht leisten. Zum Beispiel ich sollte mein Sofa wechseln, es ist kaputt. Oder Sessel oder so. Ich kann nicht das machen. Ich habe das gebraucht gekauft. Ich kann nicht die richtigen Sache einkaufen, ja. Weil ich habe diese Grenzen.“ **(Nadira, Geflüchtete)**

*„Die Wohnung, wias do jetzt steht, hob i braucht sechs Jahr, bis die eingricht woar, net. Wei do hobn ma die Kastln gföhlt, amol des gföhlt, donn hot des Bett gföhlt und so weita und so furt.“
(Karl, Hasardeur)*

Für **Freizeit** bleibt den meisten kaum Geld: Karl leistet sich seine Gspritzen beim Heurigen, Poldi sein Bier im Supermarkt, Zora die Burger einer Fast-Food-Kette und Kinobesuche, allerdings springt ihre Freundin schon früh im Monat ein, um das zu ermöglichen. Urlaube sind in der Regel nicht vorgesehen und beschränken sich bei unseren Gesprächspartnern und -partnerinnen auf Verwandtenbesuche im Ausland. Was immer wieder angesprochen wurde: ein **Auto** und bei den Jüngeren auch der **Führerschein**, beides ist wohl auch in unserer Zeit noch immer ein Zeichen von Wohlstand und Mobilität. Karl, Eva und Leopold hatten früher ein Auto und können es sich jetzt nicht mehr leisten, was insbesondere Leopold bedauert, weil er einen Wagen braucht, um seinen Nebenjob als Rallye-Streckenposten ausüben zu können. Auch Eva trauert Garagenplatz und Auto nach. Georg hat sich ein altes Motorrad über Willhaben besorgt, aber hätte ebenfalls gerne ein Auto, um der alten Mutter mehr unter die Arme greifen zu können, die so weit weg am Land wohnt, dass öffentliche Verkehrsmittel nicht wirklich eine Option sind. Für Zora ist der Führerschein finanziell in weiter Ferne, Kamila hingegen hat ihn bestanden und auch ein Auto gekauft – beides allerdings nur, weil ihr Bruder ihr das Geld dafür gegeben hat. Der Gebrauchtwagen stellte sich aber gleich am ersten Tag als Finanzfalle heraus: Er hatte eine Panne, Kamila musste ihre letzten 100 Euro für die Mitgliedschaft beim Pannendienst ausgeben und ist jetzt ratlos, wie sie jemals eine Reparatur bezahlen soll

„Wie ich noch bei [Mobilfunk-Anbieter] gearbeitet habe, habe ich mir sogar eine Garage leisten können und zu Hause habe ich einen Abstellplatz gehabt und ein Auto habe ich auch gehabt. Das ist einmal alles weggefallen.“ (Eva, Downsized)

„Des Motorradl hot 1.000 Euro kost. I hob des über Willhaben kauft und somit is des gegangen. Und i hob des aa offiziell gemeldet. Also i hob do nie a Linke draht.“ (Georg, Hasardeur)

„Ich hab jetzt dieses Monat 400 Euro einbezahlt [für die Miete etc.]. Ich hatte noch 450 Euro oben [am Konto]. Wenn ich jetzt zum Beispiel Führerschein machen würde, dann müsste ich 238 Euro zahlen. Anmeldung. Und dann hab ich noch 200 irgendwas. Und dann ich rauch ja noch, (...), dann ich muss zum Beispiel einkaufen.“ (Zora, laute Systemsprengerin)

„Auto hab ich gekauft, das hat auch mein Bruder finanziert. Gott sei Dank hat nicht viel gekostet für ihn. Irgendwann einmal werd ich ihn Teil zurückbezahlen müssen. (...) Jetzt ist es abgeschleppt worden. Es ist kaputt. (...) Mein letztes Geld hab ich an ÖAMTC zahlen müssen, diese Abschleppdienst, und gleich Mitglied werden. Davon wusst ich nicht, aber hab ich zahlen müssen. (...) Wenn es gar nicht geht, dann muss ich es verkaufen, weil jetzt momentan ist Diesel teurer geworden.

Als jetzt mein Auto kaputt wurde, ich hab so bereut, warum hab ich überhaupt gekauft. Ich überlege mir jetzt schon, es zu verkaufen, nachdem es repariert wird. (...).

I: Ist das zum Beispiel ein Problem für Sie? Weil Sie jetzt sagen, das Auto reparieren?

Ja natürlich, das ist ein Riesenproblem, weil ich weiß nicht, von Kosten her. Weil momentan ich hab überhaupt kein Geld in der Hand, außer bis ich jetzt die nächste Leistung bekomme. Und Essen muss ich ja auch kaufen.“ (Kamila, Fluchtkind)

Die Erwachsenenvertreterin der geistig behinderten Julia ist sehr viel erfahrener. Sie wünscht sich ein Auto für die junge Frau, weiß aber, dass nur ein neuer Kleinwagen in Frage kommt, weil die Reparaturen das WMS-begrenzte Haushaltsbudget sprengen würden, auch wenn Julia von der motorbezo-

genen KFZ-Steuer befreit ist und in Wien die Kurzparkgebühren nicht zahlen muss. Julia wäre die Halterin des Fahrzeugs, die Erwachsenenvertreterin würde es fahren. Das scheitert aber an den Anschaffungskosten für das Auto. Dieses Problem hatte Lilys Mutter nicht, sie konnte ein Auto kaufen. Und so ist Lily, die ebenfalls eine geistige *Behinderung* hat, die einzige Befragte mit einem funktionierenden Wagen im Haushalt.

Lily und Julia haben ein ähnlich hohes Einkommen. Ein Unterschied liegt im Pflegegeld, das bei Lily eine Stufe höher ist als bei Julia. Aber auch darüber hinaus sind sie finanziell unterschiedlich gut abgesichert, und der Lebensstandard ist – wie man am Beispiel des Autos ablesen kann – verschieden. Das liegt vor allem daran, dass Julia keine Eltern im Hintergrund hat, die ihr finanziell unter die Arme greifen könnten, und dass sie in ihrer eigenen Wohnung lebt. Lily hingegen wohnt bei der Mutter, die in einem gut bezahlten Teilzeit-Job arbeitet.

Die beiden jungen Frauen gelten für die WMS als eigene Bedarfsgemeinschaften, unabhängig davon, ob sie eine eigene Wohnung haben oder nicht. Das ist eine der beiden wichtigen WMS-Sonderregelungen für Menschen mit Behinderung, die andere ist das höhere Jahreseinkommen, das sich aus der Auszahlung von 14 Bezügen jährlich ergibt. Damit erhalten Menschen mit Behinderung aus der WMS zwei Monatsbezüge mehr als die anderen Bezieher*innen (Pensionistinnen und Pensionisten ausgenommen, die ebenfalls 14 Bezüge haben). Hinzu kommen außerdem die erhöhte Familienbeihilfe (auch für Erwachsene), das Pflegegeld und das therapeutische Taschengeld aus einer eventuellen Tätigkeit in einer Behindertenwerkstätte. Daraus ergibt sich bei Lily zB ein persönliches monatliches Einkommen von knapp 2.200 Euro. Auf der anderen Seite haben Menschen mit Behinderungen besondere Bedürfnisse und daher ungleich höhere Ausgaben. Das Pflegegeld würde zB nicht ausreichen, um die 24-Stunden-Aufsicht, die Lily braucht, von professionellen Kräften zuzukaufen. Würde ihre Mutter ein Wochenende „freinehmen“, müsste sie für die Betreuung von Lily rund 200 Euro veranschlagen. Die Kosten für die Behindertenwerkstätte und die Verpflegung dort werden durch das ausbezahlte Taschengeld nicht einmal annäherungsweise ausgeglichen. Das Budget für Menschen mit Behinderung zu verwalten, ist für ihre Erwachsenenvertretung eine aufwändige Verwaltungsaufgabe: Es gibt auf der Einnahmen- und auf der Ausgabenseite sehr viele Posten.

Wenn man, wie Julia, eine eigene Wohnung und kein finanziell unterstützendes soziales Netz hat, bleibt nach Abzug aller notwendigen Ausgaben nicht viel übrig. Ihre Erwachsenenvertreterin erzählt, dass Julia vor vier Jahren in eine eigene Genossenschaftswohnung gezogen sei und dass sie sich seit damals Urlaube und Therapien nicht mehr leisten könne. Ansonsten komme sie aber mit dem WMS-Bezug aus, vor der Pandemie sei sie zB in ihrer Freizeit gerne in die Volksoper oder ins Ronacher gegangen. Man bekommt den Eindruck, dass ihr Budget nicht ganz so eng ist wie jenes der anderen Befragten, allerdings enger als jenes von Lily. Die Ähnlichkeit zu den anderen WMS-Beziehern und Bezieherinnen kann man zB daran ablesen, dass sich Julia keinerlei Lücken im Bezug leisten kann. Sie kam zum Interview, um zu erzählen, wie unangenehm es für sie gewesen sei, zwei Monate ohne WMS überbrücken zu müssen. Ständig hätten sie und die Erwachsenenvertreterin im Freundes- und Bekanntenkreis Geld ausborgen müssen, das sie jetzt noch langsam zurückzahle.

Auch Lilys Mutter erklärt, dass Therapien zu teuer seien. An Urlauben, Restaurant- oder Theaterbesuchen seien weder sie noch ihre Tochter interessiert, was auch dazu beitrage, dass das Einkommen ausreiche. Ihre Wortmeldungen machen aber klar, dass Lily deutlich mehr Geld bleibt als den anderen Beziehern und Bezieherinnen. Sie kann zum Beispiel in den Drogeriemarkt gehen und dort nach

Herzenslust einkaufen, was Eva nicht möglich ist (s. Zitat S. 143). Die Idee, den Lily zustehenden Mobilpass²¹ zu nutzen, weist ihre Mutter von sich aus zurück.

„Meine Tochter ist so dankbar. Sie mag immer einkaufen gehen, ja. (...) Es kommt ja noch BIPA, Müller auch noch dazu für Schnick-Schnack und Haushaltssachen. Da schaue ich dann nicht auf jeden Cent.

Man bekommt ja auch einen Mobilpass als Mindestsicherungsbezieher, wo man dann das Essen günstiger einkaufen kann. Wo ich sage, tschuldige, da gibt es wirklich andere Menschen, die das mehr brauchen. Ja. (...) Das haben wir nicht notwendig, dass wir den Staat quasi da auch noch damit belasten.“ (Lilys Mutter)

Im System der WMS haben Menschen mit Behinderung, was die Höhe der Einnahmen betrifft, also eine Sonderstellung. Wie ähnlich ihre finanzielle Situation letztendlich aber ist, hängt vor allem vom Wohnarrangement und den Ressourcen des sozialen Umfelds ab. Keine Sonderbehandlung bekommen sie bzw. ihre Erwachsenenvertretung in den Sozialzentren. Beide Erwachsenenvertreterinnen hatten unangenehme Konflikte mit der MA 40 hinter sich: Im Falle von Julia war die Lücke im Bezug entstanden, weil ihr Verlängerungsantrag in der Behörde in Verstoß geraten war. Eine Woche vor Ende des Bezugs fragte die Erwachsenenvertreterin das erste Mal telefonisch im Sozialzentrum nach und erhielt die Antwort, der Akt sei in Bearbeitung. In den folgenden Wochen tat sich nichts, auch nicht nach mehrmaligem Nachfragen und dem Hinweis, dass die junge Frau ihre Miete nicht zahlen könne. Schließlich stellte sich heraus, dass der Verlängerungsantrag verschwunden war, und die Erwachsenenvertreterin erhielt den Rat, einen neuerlichen Antrag zu stellen, diesmal online. Es dauerte aber noch einmal einen Monat, bis die Zahlungen wiedereinsetzten. Auch die behinderte Dauerbezieherin Julia muss also Verlängerungsanträge stellen, die nicht bevorzugt erledigt werden.

Lilys Mutter bekam zu spüren, dass die MA 40 und die Gerichte im Fall von Unterhaltszahlungen nicht immer kompatibel sind: Sie erhielt von der MA 40 den Auftrag, die Unterhaltszahlungen von Lilys Vater neu berechnen zu lassen. Der Mann ist in Pension, und das Gericht beharrte auf dem Standpunkt, dass eine gültige Unterhaltsvereinbarung existiere und eine Neuberechnung unnötig sei. Die MA 40 legte das als eine Verweigerung der Mitwirkungspflicht aus und kündigte eine Einstellung der Zahlungen an.²² Lilys Mutter konnte dann doch die Neuberechnung beim Rechtspfleger erwirken, der allerdings zu ihrem Erstaunen die WMS bei seinen Berechnungen mit einem fixen Betrag berücksichtigte, in ihren Augen also die Subsidiarität der Mindestsicherung durchbrach, die ja eigentlich die unabhängig festzulegende Unterhaltszahlung nur aufstocken sollte. Auf ihre mehrmaligen Nachfragen, wieso das in ihrem Fall so gehandhabt würde, bekam sie weder bei der MA 40 noch bei Gericht eine befriedigende Antwort.

„Wenn ich nichts gebracht hätte, wäre es [WMS] eingestellt worden. Dann, wegen der fehlenden Mitwirkungspflicht. Sie könnten es so interpretieren, wenn ich keinen neuen Unterhaltsbescheid bringe, arbeite ich nicht mit. Dann können sie die Sozialleistung Mindestsicherung streichen.

Zusammenfassen kann man das Problem, dass die Mindestsicherung etwas verlangt, wo ich rechtlich beim Rechtspfleger nicht die Möglichkeit habe, das zu erfüllen. (...) Dann wäre die Lily ja ohne Einkommen dagestanden.“ (Lilys Mutter)

²¹ siehe: <https://www.wien.gv.at/amtshelfer/gesundheit/gesundheitsrecht/ausweise/mobilpass.html?mscl-kid=6e4d1b35bd9111ec96f40ca5fac139d3> (abgerufen 16.4.2022)

²² Dieses Vorgehen entspricht nicht den gesetzlichen Grundlagen, ist also ein Fehler im Vollzug oder ein Missverständnis.

Erhalt der eigenen (geheizten) Wohnung: Hilfe in besonderen Lebenslagen

Auch wenn alle wissen, dass sie bei den Wohnkosten nicht in Verzug geraten dürfen, geschieht dies regelmäßig doch. Denn das Jonglieren mit den Ausgaben (s. S. Finanzielle und soziale Absicherung bei eng geschnalltem Gürtel¹³⁹) kann auch schiefgehen: Wenn Miete oder Energierechnungen zu oft nicht bezahlt werden, drohen Delogierung bzw. das Abdrehen von Warmwasser und Heizung. Von Miet- bzw. Energierückständen erzählten mehrere Gesprächspartner*innen, zwei von ihnen standen sogar mehrmals vor einer Delogierung, eine hat ihre Wohnung tatsächlich verloren, zwei lebten eine Weile ohne Warmwasser und Heizung. In diesen Fällen nahmen die Befragten öfter die Hilfen in besonderen Lebenslagen der MA 40, aber auch Unterstützungszahlungen der Caritas in Anspruch. Auf diese Weise können die Menschen ihre Wohnungen behalten bzw. wieder heizen: Obdachlosigkeit wird verhindert, die Wohnqualität gesichert.

„Die Miete, wichtig. Aber dann fängt es an: Musst du die Fernwärme jetzt einzahlen? Nein, nächstes Monat. Musst du das jetzt mit dem Strom? Dann fängt das an.

I: Ist das jedes Monat so, oder?

Ja, du fangst an zum Herumschieben. So, das zahle ich nächstes Monat, da habe ich noch Zeit, ich warte auf die erste Mahnung. Dann kommt schon die erste Mahnung, dann vergisst du schon die zweite. Lebst aber trotzdem, da schiebst umatum. Und auf einmal geht es patsch.“ (Eva, Downsized)

„2.000 Euro zirka wurden mir übernommen vom Sozialamt. Sonst hätt ich die Wohnung jetzt nicht mehr, in Folge dessen hätt ich meine drei Haustiere verloren, das hätt ma noch amal das Gnack brochn.“ (Anna, leise Systemsprengerin)

Unabhängigkeit mit Einschränkungen

Die WMS als Basiseinkommen ermöglicht es, sich aus Abhängigkeitsbeziehungen zu befreien. Am deutlichsten wird das bei den Opfern von Beziehungsgewalt, insbesondere wenn sie in der Partnerschaft nicht erwerbstätig waren. Sie können den Gewalttäter (die Gewalttäterin) verlassen, ohne fürchten zu müssen, auf der Straße zu stehen. Bei den beiden befragten Frauen, die Gewalt von ihren Ehemännern erlebt haben, spielten solche ökonomischen Überlegungen bei der Trennung aber keine Rolle. Dass sie sich nicht früher lösen konnten, hatte andere Gründe, und von der Möglichkeit eines WMS-Bezugs erfuhren sich erst nach der Trennung. Die WMS ermöglichte ihnen dann aber, die lange Zeit zu überbrücken, die sie nötig hatten bzw. noch immer haben, um in ein selbstfinanziertes Leben zu kommen.

Anna blieb zwar in ihrer Gewaltbeziehung, nachdem sie die WMS erstmalig bezogen hatte, konnte sich aber eine gewisse Unabhängigkeit, zB die eigene Wohnung, stets bewahren. Georg gelang es, sich mit Hilfe der WMS aus irregulären Arbeitsverhältnissen zu befreien, in denen persönlichen Beziehungen und Abhängigkeiten im Lauf der Zeit eine dominante Rolle zu spielen begonnen hatten, die seine Privatsphäre verletzten (Zitat, s. S. 99). Bei Kamila und Rohat, den beiden Fluchtkindern, sollte die WMS die Loslösung von den Eltern ermöglichen, was bei ihr gelang, bei ihm jedoch nicht.

„Weil ich dann auch wieder mein eigenes Geld hatte. Dass i net imma sagen muss, „Du Schatzi, kannst ma bitte Zigaretten mitnehmen oder nimmst ma bitte a Red Bull mit“. Weil ma macht sich durch des so richtig von irgendwem abhängig. Und ich lass mich ungerne von wem abhängig machen. Auch wenn das Sozialamt halt dann mich irgendwie unter die Fittiche gnommen hat. Aba es is doch a anderes Dings, wenn's a Amt macht, weil's das Amt halt mehr oda weniger muss. Weilsd halt in ana Notlage bist. Oder weil's hoit da Freind nua macht, weil er vielleicht a Gegenleistung für des will.“ (Anna, leise Systemsprengerin)

Auf der anderen Seite bedingt der WMS-Bezug neue Abhängigkeiten, vor allem weil das Einkommen aus der Mindestsicherung nicht ausreicht und man deshalb regelmäßig Geld ausborgen muss, aber auch weil praktische Hilfe, die man nicht zukaufen kann, im privaten Umfeld gesucht wird. So entsteht neben der WMS ein Netz von privater Unterstützung, das aber auch ein Netz von privaten Abhängigkeiten ist. Zora lebt einen großen Teil des Monats vom Geld ihrer Freundin. Kamila braucht regelmäßig die *finanzielle Unterstützung* ihrer Eltern und ihres Bruders, Petra jene der Mutter. Bei Sonderausgaben springen bei Georg, Marianne und Jovanka Freunde und Freundinnen ein. Anna wird von einem Ex-Partner vor der Delogierung bewahrt. Noch einmal nötiger ist finanzielle Hilfe bei langen Wartezeiten auf den oder bei Lücken im WMS-Bezug, weil dann das Einkommen völlig fehlt. Wieder sind es Verwandte, Bekannte und der Freundeskreis, die aushelfen: bei Doris, Ali, Julia und Nadira. Manchmal ist das Geld geliehen, manchmal aber auch geschenkt.

Auf *praktische Hilfe* sind vor allem Alleinerziehende angewiesen, um Kinder und Beruf vereinbaren zu können: Jovanka auf die Eltern, Nadira und Ursula auf die Mutter, Doris und Kamila auf den Ex-Partner (und Vater der Kinder). Aber auch den anderen Befragten erleichtern Freunde und Freundinnen durch mehr oder weniger kleine Gesten das Leben: Georg hat so einen kostenfreien Stellplatz für sein Motorrad, Leopold wird von einem Freund zum Essen eingeladen, wenn das Geld nicht reicht, Karl regelmäßig auf einen Gspritzten, Marianne bekommt Leintücher, Kleidung und Kochgeschirr von einer Freundin.

Diese Abhängigkeit von Hilfe engt den Entscheidungsspielraum immer wieder empfindlich ein, denn die Helfer*innen erwarten häufig eine Gegenleistung, zB das Recht, bei der Erziehung der Kinder, die sie beaufsichtigen, mitzureden. Aus der Unterstützung wird dann ein Gegengeschäft, auf das sich die Hilfesuchenden einlassen müssen. Es gibt für sie häufig keine praktikable Möglichkeit, diesen Beziehungen zu entkommen, die sich im Extremfall (wie bei Jovanka, s. S. 31) ausgesprochen schädlich für alle Beteiligten einwickeln können.

Keine österreichische Staatsbürgerschaft möglich

Wer Geld von der MA 40 bezieht, kann die österreichische Staatsbürgerschaft nicht erwerben. Das war für die geflüchtete Marianne und das *Fluchtkind* Rohat ein Problem (s. S. 107 und 59). Beide sind seit vielen Jahren in Österreich, beide werden voraussichtlich hierbleiben. Während der junge Mann Chancen hat, die WMS doch noch zu umgehen, wird die 72-jährige Frau im WMS-System bleiben – und niemals in Österreich wählen können.

Zum Abschluss noch einige ausgewählte Handlungsempfehlungen

Dieser Bericht stellt die Ergebnisse einer von der Magistratsabteilung 40 der Stadt Wien beauftragten Studie zu den Wirkungen der Wiener Mindestsicherung auf die Bezieher*innen vor. Nach einer Projektlaufzeit von etwas mehr als einem Jahr haben wir eine Unmenge an Informationen zum zentralen Thema des Forschungsprojektes aus drei unterschiedlichen Perspektiven gesammelt. Wir haben in einem ersten Schritt Experten und Expertinnen aus der Sozialwirtschaft sowie aus der MA 40 (aus Verwaltung und Sozialarbeit) befragt, bevor wir schließlich die Beziehenden bzw. ehemalige Beziehende von Leistungen der Wiener Mindestsicherung selbst zu Wort kommen ließen. In Summe sind so aus insgesamt 34 Interviews mehr als 760 Seiten Information zusammengekommen.

Wie wir es aus etlichen vergangenen Projekten, die sich bei der Datenerhebung auf qualitative Methoden gestützt haben, bereits kennen, haben wir durch das von uns gewählte qualitative Vorgehen

mittels unterschiedlicher Typen von Interviews Erkenntnisse erlangt, die weit über die zentrale Forschungsfrage für dieses Projekt und die vielen Teilfragestellungen hinausgehen. Etliche der Erkenntnisse überraschen nicht, sind sie doch schon länger bekannt und werden durch unsere Ergebnisse lediglich einmal mehr bestätigt, z. T. sind sie auch pointierter als bislang dargestellt. Als Beispiel sei auf das Problem langer Bearbeitungs- und Wartezeiten vor allem bei Erstanträgen von WMS-Zahlungen verwiesen, das u. a. von den Experten und Expertinnen aus der Sozialwirtschaft bemängelt wurde aber auch von den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der MA 40 selbst. Auch die Komplexität der Antragstellung, gepaart mit den generell als zu niedrig wahrgenommenen Richtsätzen (v. a. im Hinblick auf die hohen Wohnkosten, aber auch bei den U25) sind Themen, die auch in vergangenen Studien immer wieder aufgebracht worden sind – und aus denen sich im Umkehrschluss klare Handlungsempfehlungen ableiten lassen. Dazu gehört die **Reduktion langer Bearbeitungs- und Wartezeiten, eine deutliche Komplexitätsreduktion bei der Antragstellung sowie eine Erhöhung der Richtsätze** (etwa durch die automatische Anpassung dieser, aber auch anderer Sozialleistungen an die Inflation). Auch unbürokratische **Vorschüsse oder Überbrückungshilfen**, um die Wartezeit zwischen Antragstellung und Bewilligung zu finanzieren, wurden als Lösungsmöglichkeiten von einigen unserer Interviewpartner*innen selbst vorgeschlagen.

Aus den Interviews lassen sich zudem Problemlagen spezifischer Gruppen mit der WMS ableiten – ebenso wie entsprechende Lösungsmöglichkeiten. Eine große Gruppe unter den von uns befragten Beziehenden von WMS waren Personen mit Migrationshintergrund, vor allem **Flüchtlinge**. Die erfassten Probleme lassen spezifische Maßnahmen für diese Gruppen als hilfreich erscheinen. Dazu gehören unter anderem: **permanente Deutschkurse ohne Unterbrechung, bis das Sprachniveau auch für eine qualifizierte Beschäftigung reicht; Schulung und Unterstützung betreffend die praktischen Angelegenheiten des Lebens (Schule, Wohnung, Medizin ...); Qualifizierung bzw. Nostrifizierung der Ausbildung; geförderte Einstiegsarbeitsplätze; im Bedarfsfall rasche Psychotherapie für die Betroffenen; Schulung der Lehrer und Lehrerinnen; spezielle Angebote in den Schulen, speziell was den Deutschwerb anlangt (bei gleichzeitigem Erhalt der Muttersprache in Wort und Schrift)**. Für eine andere Gruppe, **Menschen mit Behinderungen**, wurde demgegenüber angeregt, entsprechende **Leistungen aus der WMS auszugliedern oder eine spezielle Stelle in der MA 40 für sie zu schaffen**: zu unterschiedlich sind die Leistungen/Rahmenbedingungen für diese Gruppe im Vergleich zu anderen Beziehenden.

In den Interviews wurde immer wieder betont, dass gewisse Gruppen keinen Anspruch auf die WMS, die in Wien ja das unterste soziale Netz darstellt, haben. Unter den Experten und Expertinnen aus der Sozialwirtschaft wurden v. a. **spezifische Gruppen mit Migrationshintergrund** genannt. Vor allem die Corona-Pandemie hat gezeigt, dass auch **Selbstständige in Not geraten können**. Für diese Gruppen gilt es, die **Rahmenbedingungen so anzupassen, dass auch sie in das WMS-System integriert werden können** und etwa auch die Möglichkeit einer Aufstockung zum Erwerbseinkommen haben. **Personen, die eine Ausbildung außerhalb des AMS-Programms machen und dem Arbeitsmarkt nicht zur Verfügung stehen**, haben keinen Anspruch auf WMS: auch diese Konstellation wurde als problematisch genannt und **Änderungen angeregt**, die mit den Zielen und Grundsätzen des Wiener Mindestsicherungsgesetzes auch durchaus vereinbar wären.

Für etliche Personengruppen wurden in den Interviews immer wieder Lösungsvorschläge genannt, die über die Möglichkeiten der WMS bzw. der MA 40 hinausgehen – und sozusagen Aufträge an andere Institutionen darstellen. Beispielsweise wurde angeregt, für Menschen mit gesundheitlichen Einschränkungen oder Betreuungspflichten ein **breiteres Angebot an flexiblen Arbeitszeiten und Home-Office** zur Verfügung zu stellen. Auch sollte es **finanzielle Belohnungen für einen langsamen Einstieg ins Erwerbsleben**, zB durch geringfügige Jobs oder eine schrittweise Erhöhung der Stundenzahl, geben. Von einigen Interviewpartnern und -partnerinnen wurde angeregt, die Politik stärker in die Pflicht zu nehmen, um die **weitere Ausweitung des prekären Arbeitsmarkts zu verhindern** und die

Aufweichung der Arbeitnehmer*innenrechte hintanzuhalten. Auch die Vorschläge, das **Angebot von betreuten Konten auszuweiten** oder das **Angebot von Kinderbetreuungsplätzen für (noch) arbeitslose Frauen** deutlich zu erhöhen war in den Interviews immer wieder zu hören. All diese Vorschläge können als Handlungsanregungen an die entsprechenden Institutionen weitergeleitet werden.

Neben diesen vielen mehr oder weniger konkreten Lösungsvorschlägen und Handlungsempfehlungen, die sich aus den Interviews ableiten lassen oder explizit angesprochen worden sind, möchten wir zwei Aspekte betonen, die aus unserer Sicht die Interviews mit den Beziehenden dominiert haben und die wir als besonders zentral ansehen. Dazu gehört erstens die **enorme Bedeutung der psychischen Gesundheit für eine nachhaltige Armutsbekämpfung** und zweitens die **hohe Relevanz einer gelungenen Kommunikation als Voraussetzung für eine effektive Hilfeleistung**.

Psychische Gesundheit als Voraussetzung für eine nachhaltige Armutsbekämpfung

Aus der Armutsforschung sind die wesentlichsten Ursachen für eine überproportionale Armutsbetroffenheit längst bekannt: Neben dem Vorliegen eines Migrationshintergrunds sowie dem Aufwachsen in spezifischen Familienformen (Alleinerziehende, große Familien mit vielen (kleinen) Kindern) sind dies insbesondere ein geringes (Aus-)Bildungsniveau, gepaart mit prekären Arbeitsverhältnissen und/oder (Langzeit-)Arbeitslosigkeit, sowie ein schlechter Gesundheitszustand.

Vor allem der vorliegende Endbericht mit den Ergebnissen aus den Interviews mit den (ehemaligen) Beziehenden von Leistungen der WMS zeigt eindrücklich auf, dass die zuletzt benannten und bekannten Armutsursachen (geringe Bildung, Arbeitslosigkeit oder prekäre Arbeitskarrieren, schlechter Gesundheitszustand) selbst oft Ergebnisse von prekären Startbedingungen und teilweise traumatischen Biographien sind. Vor diesem Hintergrund ist es wenig verwunderlich, dass „schnelle“ Lösungen (wie etwa die Ermöglichung einer höheren (Aus-)Bildung, zB eines Lehrabschlusses, die schnelle Integration in den Erwerbsarbeitsmarkt oder die Adressierung von physischen Krankheiten) oft keine nachhaltigen Lösungen darstellen – weil sie schlicht nicht oder nicht auf Dauer funktionieren. Würden diese bekannten und vielfach referierten Armutsursachen hingegen stärker als Symptome vorgelagerter Erfahrungen und Entwicklungen begriffen werden, müsste der Fokus der Hilfestellung zunächst auf die Bewältigung der mit diesen Auslösern verbundenen Probleme gelegt werden – und erst in einem zweiten Schritt auf die weitere Ausbildung, Qualifizierung und Arbeitsmarktintegration gesetzt werden. Denn dass die Beschäftigungsfähigkeit („employability“) und offensichtlich auch die Bildungs- und Qualifizierungsfähigkeit der Menschen von diesen originären Auslösern beeinträchtigt und häufig verunmöglicht wird, zeigt sich nicht zuletzt auch in unseren Interviews mit einer erschreckenden Deutlichkeit und Regelmäßigkeit. Die Ergebnisse unserer Interviews legen nahe, dass eine **professionelle psychologische Abklärung vor allem** bei längeren WMS-Bezügen und/oder körperlichen Beschwerden **Klarheit** schaffen kann. Sie dient auch der Prävention vor Rückfällen bei Menschen mit traumatisierenden Erfahrungen, die bereits eine abgeschlossene Therapie hinter sich haben. Wir haben schon in vergangenen Studien immer wieder darauf hingewiesen, dass Experten und Expertinnen die großen Lücken in der **psychiatrischen und psychotherapeutischen Behandlung** von Armutsbetroffenen als besonders besorgniserregend diagnostiziert haben²³. Daher plädieren wir einmal mehr, und besonders für die Gruppe der Armutsgefährdeten bzw. WMS-Beziehenden, für eine deutliche Erhöhung des entsprechenden Angebots, zB für **mehr Psychotherapie auf Krankenschein**, wann immer sie notwendig ist. Je länger psychische Beeinträchtigungen unbehandelt bleiben, desto größer ist die Gefahr eine Chronifizierung – und desto geringer die Chancen für die Eingliederung in

²³ zB Dawid, E./Heitzmann, K. (2015). Österreichische Nichtregierungsorganisationen in der Armutsbekämpfung: Entwicklungen, Leistungen, Lücken: Endbericht. Wien: WU; Österreichische Armutskonferenz; Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz

ein (höheres) Ausbildungssystem oder den Erwerbsarbeitsmarkt. Im Übrigen gibt es vielfache Evidenz, die nahelegt, dass auch die Pandemie sowie der aktuelle Krieg in der Ukraine psychische Belastungen (wieder) auslösen und/oder verstärken können – und die ohnehin schon vorhandene Angebotslücke in diesem Bereich noch einmal größer werden lässt.

Was bedeutet dieser Befund für die Zuerkennung von Leistungen und für das konkrete Angebot der WMS? Tatsächlich lässt sich aus §1 des Wiener Mindestsicherungsgesetzes durchaus ableiten, dass die Erlangung einer *Beschäftigungs-, Bildungs- und Qualifizierungsfähigkeit* als Ziele, die durch Leistungen der WMS auch unterstützt werden, anerkannt sein könnten. Unter anderem ist vorgesehen, dass die mit der Durchführung von Aufgaben des Case Managements, der Sozialarbeit und der psychosozialen Beratung und Betreuung betrauten Personen dafür fachlich und persönlich geeignet sein müssen. Wir haben aus den Interviews allerdings den Eindruck gewonnen, dass psychosoziale Problemlagen kaum wahrgenommen werden – und dass die dominante Zielvorstellung bei erwachsenen WMS-Beziehenden die Ausbildung, Qualifikation und vor allem Arbeitsmarktintegration ist, nicht aber **das Herstellen der Beschäftigungs-, Bildungs- oder Qualifizierungsfähigkeit**. Aus unserer Sicht – und nach den Ergebnissen der Interviews mit den Beziehenden von WMS – müsste dieser zuletzt genannte Fokus aber eine deutlich **gewichtigere Stellung im Zielkatalog einnehmen**. Zudem müsste bei der **Beratung und Betreuung der Antragstellenden/Beziehenden von WMS** viel mehr auf die **psychische Gesundheit der Klienten und Klientinnen geachtet** werden – unter **Einbindung und Zuhilfenahme eines breiten Netzwerks an entsprechenden Professionisten und Professionistinnen** in diesem Bereich.

Was bedeutet unser Befund für die Mitarbeiter*innen der MA 40? Für sie könnte sich die Zuwendung zu mehr **Psycho-Edukation** als hilfreich erweisen, also eine Aufklärung darüber, was Psyche ist, welche Auswirkungen die psychische Verfassung auf die körperliche Verfasstheit und das Verhalten hat – um Verständnis für diese originären Ursachen vieler Armutsbetroffenen zu erlangen.

Gelingende Kommunikation als Voraussetzung für eine gelingende Hilfestellung

Vor allem in den Gesprächen mit den Experten und Expertinnen aus der Sozialwirtschaft und der MA 40 waren organisatorische Aspekte der WMS ein Thema, etwa die Sozialzentren, die Neugestaltung der relevanten (Antrags-)Formulare oder neue Möglichkeiten der Online-Kommunikation, deren Nutzer*innenfreundlichkeit durchaus unterschiedlich eingeschätzt worden ist. Die von uns befragten Berater*innen aus der Sozialwirtschaft unterstreichen etwa die Vorteile der Online-Kommunikation, weisen aber darauf hin, dass diese für sie einfachere Kommunikation viele ihrer Klienten und Klientinnen überfordere: ein Befund, der nach Auswertung der Interviews mit etlichen Beziehenden der WMS bestätigt werden kann.

Generell zeigt die von uns erhobene Evidenz große Mängel in der Kommunikation, nicht nur zwischen den Beziehenden und der MA 40, sondern auch zwischen Beziehenden und anderen Institutionen, etwa dem AMS, oder aber innerhalb der MA 40 (zwischen verschiedenen Berufsgruppen aber auch zwischen Sozialzentren) oder zwischen MA 40 und anderen Institutionen, zB dem AMS, FSW oder Sozialversicherungsträgern. Eine als problematisch angesehene Kommunikation innerhalb der MA 40 (und zwischen der MA 40 und anderen Institutionen) könnte etwa in einem **Prozess der Organisationsentwicklung unter Beteiligung der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in der MA 40** adressiert und verbessert werden.

An dieser Stelle wollen wir aber die Kommunikation zwischen Antragstellern und -stellerinnen bzw. Beziehenden von WMS sowie Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der MA 40 in den Mittelpunkt stellen. Kommunikationsmängel zwischen diesen beiden „Parteien“ können dabei auf zumindest zwei

Ebenen festgemacht werden. Erstens „verstehen“ sich die Akteure und Akteurinnen auf beiden Seiten oft schlicht nicht. Gründe dafür liegen sowohl auf Seiten der Antragstellenden/Beziehenden (etwa durch fehlende Deutschkenntnissen, einem fehlenden Verständnis für bürokratische Abläufe und Anforderungen oder einer fehlenden Erreichbarkeit) als auch auf Seiten der Behörde (etwa durch wenig persönliche Kontakte und persönliche Auskünfte, zu komplizierte Formulierungen auf Formularen, Bescheiden, Nachforderungen etc.). Zweitens wurde von Seiten der Beziehenden häufig auf einen respektlosen und entwertenden Umgang mit ihnen hingewiesen (ein Umstand, der auch für Mitarbeiter*innen anderer Behörden gegenüber Klienten und Klientinnen genannt wurde). Interessante Aufschlüsse dazu gab es in den Gesprächen mit den Experten und Expertinnen aus der MA 40, die zeigten, dass manche Referenten und Referentinnen wenig Verständnis (und Kenntnis) der schwierigen Lage der Beziehenden aufweisen. Bei den Interviews mit den Beziehenden war nicht zuletzt die oft als bevormundend wahrgenommene Kommunikationsbeziehung ein wesentlicher Grund für den (oft mehrmaligen) Abbruch der Betreuung/Hilfeleistung. Demgegenüber zeigen andere Beispiele aus unseren Interviews den wertvollen Effekt einer regelmäßigen, wertschätzten und persönlichen (Kommunikations-)Beziehung, der nicht hoch genug eingeschätzt werden kann, eindrucksvoll auf.

Vor diesem Hintergrund empfehlen wir einerseits eine (Nach-)Schulung der Mitarbeiter*innen in Sozialzentren (und idealerweise auch in weiteren Behörden, insb. dem AMS aber auch Unternehmen, die Praktika und ähnliche Angebote in Kooperation mit dem AMS anbieten) über die Lebenssituation der Bezieher und Bezieherinnen. Andererseits empfehlen wir zur Verbesserung der Kommunikationsqualität auch Weiterbildungen im Hinblick auf respektvolle, gleichwertige und wertschätzende Formen der Kommunikation, v. a. für die Referenten und Referentinnen der MA 40 (und einmal mehr auch für Verwaltungsmitarbeiter*innen anderer Behörden).